Agatha Christie

Blausäure

scanned by AnyBody
corrected by monja

Ein elegantes Lokal, Kerzenschimmer, Gläserklirren - der gegebene Rahmen für eine gelungene Geburtstagsfeier. Trotzdem ist ihre Stimmung alles andere als festlich. Als ob sie ahnten, daß einer von ihnen den Raum nicht lebend verlassen soll. Eines jedoch kann keiner ahnen - daß sich genau ein Jahr später die gleiche Szene wiederholen wird...

ISBN 3-502-50220-X
Titel des Originals: «Speaking Cyanide»
Schutzumschlag von Heinz Looser
15. Auflage 1980,
Copyright © 1949 by Agatha Christie Ltd.
Gesamtdeutsche Rechte beim Scherz Verlag Bern und München

Inhalt

Inhalt 2
Erstes Buch: Rosemarie 3
1 3
2 34
3 44
4 49
5 68
6 74
Zweites Buch: Allerseelen 78
1 78
2 82
3 90
4 98
5 112
6 121
Drittes Buch: Iris 126
1 126
2 135
3 139
4 150
5 163
6 173
7 183
8 191
9 196
10 202
11 209
12 218
13 227
14 233

Erstes Buch: Rosemarie

Sechs Menschen dachten an Rosemarie Barton, die vor nahezu einem Jahr gestorben war...

1

Iris Marle

Iris Marle dachte an ihre Schwester Rosemarie. Fast ein Jahr lang hatte sie bewußt versucht, den Gedanken an Rosemarie von sich abzuschütteln. Sie war der Erinnerung ausgewichen.

Die Erinnerung war zu schmerzlich - zu furchtbar. Das bläulich angelaufene Gesicht, die verkrampften, ins Leere greifenden Finger...

Der Gegensatz zwischen diesem Bild und der schönen, fröhlichen Rosemarie vom Tag zuvor... Nun: gerade fröhlich war sie wohl nicht gewesen. Sie hatte eben eine Grippe überstanden und war geschwächt und deprimiert... All das war bei der Totenschau vorgebracht worden. Iris selbst hatte es mit Nachdruck betont, denn es bot eine Erklärung für Rosemaries Selbstmord, nicht wahr?

Nach der Totenschau hatte Iris entschlossen versucht, sich die ganze Geschichte aus dem Kopf zu schlagen. Wozu sollte die Erinnerung gut sein? Alles vergessen - die ganze Sache vergessen!

Aber jetzt - darüber war sie sich klar - mußte sie ihr Gedächtnis anstrengen. Sie mußte über die Vergangenheit nachdenken, mußte sich sorgfältig jeden kleinsten Vorgang in die Erinnerung zurückrufen, auch wenn er noch so unwichtig schien... Die seltsame Unterredung, die sie gestern abend mit

George geführt hatte, verlangte das.

Es war so unerwartet, so beängstigend gewesen. Halt - war es wirklich so unerwartet? Hatten nicht schon vorher gewisse Anzeichen darauf hingedeutet? Georges Zerstreutheit, seine Geistesabwesenheit, sein merkwürdiges Verhalten, seine sonderbare Gemütsverfassung! All das hatte den Augenblick vorbereitet, an dem er sie gestern abend in sein Arbeitszimmer gerufen und vor ihren Augen die Briefe aus der Schublade genommen hatte.

Jetzt half es also nichts mehr. Sie mußte über Rosemarie nachdenken - mußte ihr Gedächtnis anstrengen. Rosemarie - ihre Schwester...

Mit einem Schlag wurde es Iris klar: es war das erstemal in ihrem Leben, daß sie über Rosemarie nachdachte. Das hieß: objektiv ihre Persönlichkeit prüfte. Sie hatte Rosemarie immer hingenommen, ohne viel zu überlegen. Über Mutter, Vater, Schwester oder Tante pflegte man nicht weiter nachzudenken. Das waren Menschen, die es eben gab, ohne daß man nach ihnen fragte. Man betrachtete sie nicht wie andere Menschen, legte sich nicht die Frage vor, wie sie eigentlich seien. Wie war Rosemarie gewesen?

Das konnte jetzt sehr wichtig werden. Vieles konnte davon abhängen. Iris dachte zurück in die Vergangenheit: sie und Rosemarie als Kinder.

Rosemarie war um sechs Jahre älter gewesen als sie selbst. Verschwommene Bilder tauchten in ihr auf. Blitzartig erinnerte sie sich kurzer Vorgänge und bestimmter Einzelheiten. Sie sah sich selbst als kleines Kind Milch trinken und Brot essen, während Rosemarie mit langen Zöpfen neben ihr am Tisch saß und Schulaufgaben machte.

Damals im Sommer an der See, wo Iris Rosemarie beneidet hatte, weil sie «schon groß» war und schwimmen konnte! Rosemarie, die ins Pensionat geschickt wurde - Rosemarie, die

in den Ferien heimkam. Dann: sie selbst in der Schule und Rosemarie in Paris, um dort «den letzten Schliff» zu erhalten. Das Schulmädchen Rosemarie, das plump war und aus lauter Armen und Beinen zu bestehen schien. Die «junge Dame» Rosemarie, zurück aus Paris, voll fremdartiger, neuer, erschreckender Eleganz, graziös, mit einem weichen Organ, einer schwellenden Figur, rotgolden flimmerndem Kastanienhaar und großen, von langen Wimpern umsäumten dunkelblauen Augen. Ein beunruhigend schönes Geschöpf - erwachsen - einer anderen Welt angehörend!

Von dieser Zeit an hatten sie wenig voneinander gesehen: die Kluft von sechs Jahren, die zwischen ihnen bestand, hatte ihre größte Breite erreicht.

Iris war weiter in die Schule gegangen, und Rosemarie hatte sich mit vollem Schwung in die «Saison» gestürzt. Auch wenn Iris zu Hause war, blieb die Kluft zwischen ihnen. Rosemarie stand spät auf, war mit anderen jungen Damen der Gesellschaft zum Lunch verabredet und ging fast jeden Abend aus. Iris hielt sich mit Mademoiselle in ihrem Zimmer auf, ging im Park spazieren, aß um neun Uhr zu Nacht und ging um zehn Uhr schlafen. Der Verkehr zwischen beiden Schwestern beschränkte sich auf kurze Bemerkungen, etwa folgendermaßen: «Hallo, Iris, sei ein Schatz - ruf an und laß mir ein Taxi kommen, ich habe mich entsetzlich verspätet.» Oder: «Rosemarie, dein neues Kleid gefällt mir nicht; die Farbe ist scheußlich.» Dann kam Rosemaries Verlobung mit George Barton. Aufregung, Einkäufe, Berge von Paketen, Kleider für die Brautjungfern.

Die Trauung. In der Kirche schritt Iris hinter Rosemarie und hörte die Leute flüstern: «Wie schön sie als Braut aussieht...» Warum hatte Rosemarie George Barton geheiratet? Schon damals war Iris darüber sehr erstaunt. Es gab so viele anziehende junge Männer, die Rosemarie stets anriefen und mit ihr ausgingen. Aus welchem Grund wählte sie George Barton, der fünfzehn Jahre älter und trotz seines liebenswürdigen,

umgänglichen Wesens ausgesprochen langweilig war? George war wohlhabend, aber Geld war für Rosemarie nicht wichtig, denn sie selbst war sehr reich. Sie besaß ja Onkel Pauls Geld...

Iris dachte sorgfältig nach und versuchte, zwischen dem, was sie jetzt wußte, und dem, was sie damals gewußt hatte, zu unterscheiden. Wie stand es mit Onkel Paul?

Es war kein richtiger Onkel, das hatte sie schon immer gewußt. Ohne daß man es ihr ausdrücklich gesagt hatte, war ihr manches zur Kenntnis gekommen. Paul Bennett hatte einmal ihre und Rosemaries Mutter geliebt. Sie zog ihm aber einen anderen, ärmeren Mann vor. Paul Bennett nahm seine Niederlage sehr romantisch an. Er blieb der Freund der Familie, hatte alle sehr gern und wurde einfach «Onkel Paul». - Als Rosemarie auf die Welt kam, war er ihr Pate. Als er starb, stellte es sich heraus, daß er sein gesamtes Vermögen seinem Patenkind vermacht hatte, das damals dreizehn Jahre alt war. Rosemarie war nicht nur eine Schönheit, sondern auch eine reiche Erbin. Und trotzdem heiratete sie den netten, langweiligen George Barton. Warum? Das hatte sich Iris schon damals gefragt. Sie fragte es sich jetzt wieder. Iris glaubte nicht, daß Rosemarie ihn jemals geliebt hatte. Aber sie schien sehr glücklich mit ihm und mochte ihn gern - ja, entschieden gern. Iris hatte reichlich Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, denn ein Jahr nach der Hochzeit war ihre Mutter, die schöne, zarte Viola Marle, gestorben, und Iris - damals ein siebzehnjähriges Mädchen - kam zu Rosemarie Barton und ihrem Mann ins Haus. Ein siebzehnjähriges Mädchen. Iris versuchte sich ein Bild von ihrer eigenen Person zu machen. Wie war sie gewesen? Was hatte sie empfunden, gedacht, gesehen?

Sie kam zu dem Schluß, daß die junge Iris Marle noch ziemlich unentwickelt gewesen war - gedankenlos und bereit, die Dinge hinzunehmen, wie sie nun einmal waren. Hatte sie es zum Beispiel übelgenommen, daß ihre Mutter gänzlich in Rosemarie aufzugehen pflegte? Im großen und ganzen nicht,

glaubte sie. Ohne zu zögern, hatte sie sich damit abgefunden, daß Rosemarie als die Wichtigere galt. Rosemarie war schon «gesellschaftsfähig» - also beschäftigte sich ihre Mutter natürlich in erster Linie, soweit es ihre Gesundheit erlaubte, mit der älteren Tochter. Das war ihr durchaus verständlich. Eines Tages würde sie selbst an die Reihe kommen. Viola Marle hatte, hauptsächlich um ihre eigene Gesundheit besorgt, ihren Kindern stets etwas ferngestanden, hatte sie Kinderfrauen, Erzieherinnen und Schulen anvertraut, war aber immer sehr lieb mit ihnen, sooft sie mit ihnen zusammen war. Hector Marle starb, als Iris fünf Jahre zählte. Daß er mehr getrunken hatte, als ihm gut tat, war so unmerklich zu ihrer Kenntnis gelangt, daß sie gar nicht wußte, wie sie es eigentlich erfahren hatte. Die siebzehnjährige Iris Marle nahm das Leben hin, wie es nun einmal war, betrauerte ihre Mutter in gehöriger Weise, trug schwarze Kleider und paßte sich dem Leben in Rosemaries Hause an. Manchmal war es recht langweilig in diesem Haus. In Gesellschaft durfte Iris erst nach Ablauf des Trauerjahres gehen. Inzwischen nahm sie dreimal wöchentlich französische und deutsche Sprachstunden und besuchte einen hauswirtschaftlichen Kurs. Es gab Zeiten, in denen sie nichts zu tun hatte und niemand da war, mit dem sie sprechen konnte. George war gütig und ihr mit unveränderlicher brüderlicher Liebe zugetan. Sein Verhalten war ihr gegenüber immer das gleiche - und war es auch jetzt noch.

Und Rosemarie? Iris sah Rosemarie wenig. Rosemarie ging viel aus. Schneiderinnen, Cocktailgesellschaften, Bridge... Was wußte sie wirklich über Rosemarie, wenn sie ernstlich über sie nachdachte? Über ihre Neigungen, ihre Hoffnungen, ihre Befürchtungen? Es war tatsächlich beängstigend, wie wenig man von einem Menschen wußte, mit dem man so lange im gleichen Hause gelebt hatte! Zwischen den beiden Schwestern hatte kaum die geringste Vertrautheit bestanden. Aber jetzt mußte sie nachdenken. Sie mußte ihr Gedächtnis anstrengen.

Vielleicht war es von großer Bedeutung. Gewiß hatte Rosemarie einen glücklichen Eindruck gemacht... Bis zu jenem Tag - eine Woche vor ihrem Ende. Iris würde diesen Tag nie vergessen. Er war mit kristallener Klarheit in ihrem Gedächtnis eingeprägt - jede Einzelheit, jedes Wort. Der schimmernde Mahagonitisch, der zurückgeschobene Stuhl, die eilige, charakteristische Schrift... Iris schloß die Augen und rief sich die Szene in die Erinnerung zurück... Ihr Eintreten in Rosemaries Wohnzimmer, ihr plötzliches Stehenbleiben.

Sie war so erschrocken über das, was sie sah. Rosemarie saß am Schreibtisch, den Kopf auf die ausgestreckten Arme gelegt, und weinte mit wilden, selbstvergessenem Schluchzen. Sie hatte bei Rosemarie noch nie Tränen gesehen - dieser bittere, unbeherrschte Schmerz flößte ihr Angst ein. Gewiß, Rosemarie hatte eben einen schweren Grippeanfall hinter sich und war erst vor ein oder zwei Tagen aufgestanden. Und es war ja bekannt, daß man sich nach einer Grippe gewöhnlich in einem Zustand seelischer Depression befand. Und dennoch... Erschreckt und mit kindlich schriller Stimme rief Iris aus: «Rosemarie, was hast du?»

Rosemarie setzte sich auf und strich sich das Haar aus dem verschwollenen Gesicht. Sie kämpfte um ihre Selbstbeherrschung und sagte rasch: «Nichts - nichts! Glotz mich nicht so an!» Dann stand sie auf und ging an ihrer Schwester vorbei aus dem Zimmer.

Bestürzt und verwirrt trat Iris ein paar Schritte vor. Ihr erstaunter Blick schweifte zum Schreibtisch und blieb dort auf einem blauen Briefbogen haften, auf dem sie ihren eigenen Namen in der Handschrift ihrer Schwester entdeckte. Also war Rosemarie dabei, ihr zu schreiben?

Sie trat näher und schaute auf das Blatt, das mit Rosemaries großen, ausgeprägten Schriftzügen bedeckt war. Sie waren noch größer und fahriger als sonst, wahrscheinlich, weil eine aufgeregte und eilige Hand die Feder geführt hatte. «Liebste Iris,

es hat keinen Sinn, daß ich ein Testament mache, denn mein Geld bekommst Du ohnehin. Ich möchte aber einzelne Dinge aus meinem Besitz bestimmten Menschen hinterlassen. Für George ist der Schmuck bestimmt, den er mir geschenkt hat, und das kleine emaillierte Schmuckkästchen, das wir zusammen gekauft haben, als wir verlobt waren. Gloria King soll mein goldenes Zigarettenetui erhalten, Maisie mein chinesisches Porzellanpferd, das sie immer so bewund...»

Hier brach der Brief mit einem wilden Gekritzel ab: Rosemarie hatte die Feder hingeworfen und sich ihrem hemmungslosen Schluchzen überlassen. Iris stand versteinert da.

Was hat das zu bedeuten? Rosemarie würde doch nicht etwa sterben? Sie war sehr krank gewesen, aber jetzt ging es ihr wieder besser. Und überhaupt: man starb nicht an der Grippe - das heißt: manche Menschen sterben daran, aber Rosemarie war nicht gestorben. Es ging ihr schon wieder ganz gut - nur schwach und erschöpft war sie noch.

Von neuem überflog Iris den Briefbogen, und diesmal blieb ihr Blick erschreckt an einer Wendung haften: «Mein Geld bekommst Du ohnehin...»

Das war die erste Andeutung, die sie über den Inhalt von Paul Bennetts Testament erfuhr. Seit ihren Kinderjahren wußte sie, daß Rosemarie Onkel Pauls Geld geerbt hatte und über Reichtum verfügte, während sie selbst verhältnismäßig arm war. Aber bis zu diesem Augenblick hatte sie nie gefragt, was mit dem Geld geschehen würde, wenn Rosemarie starb. Hätte man sie gefragt, dann würde sie geantwortet haben, das Geld wäre vermutlich für George als Rosemaries Mann bestimmt - aber sie hätte sicher hinzugefügt, es sei eine alberne Vorstellung, daß Rosemarie vor George sterben könnte. Aber da stand es schwarz auf weiß, in Rosemaries eigener Handschrift: falls Rosemarie starb, fiel das Geld an sie, Iris. Aber erlaubte das denn das Gesetz? Ehemann oder Ehefrau erbten gegenseitig ihr Vermögen - aber doch nicht die Schwester! Ausgenommen,

natürlich, daß Paul Bennett es in seinem Testament so bestimmt hatte. Ja, so mußte es wohl sein. Onkel Paul hatte bestimmt, daß sie das Geld erben sollte, falls Rosemarie sterben würde. Das machte die Sache weniger ungerecht..

Ungerecht? Sie fuhr zusammen, als ihr das Wort in den Sinn kam. Hatte sie es als Ungerechtigkeit empfunden, daß Rosemarie Onkel Pauls ganzes Vermögen bekam? Tief in ihrem Unterbewußtsein mußte sie dieses Gefühl wohl gehabt haben. Es war tatsächlich ungerecht. Sie und Rosemarie waren Schwestern, waren beide Kinder der gleichen Mutter. Warum hatte Onkel Paul Rosemarie alles hinterlassen? Rosemarie hatte immer alles gehabt!

Gesellschaften, Kleider, verliebte junge Männer und einen zärtlichen Ehegatten.

Iris stand zögernd am Schreibtisch. Dieser Briefbogen - war es Rosemaries Absicht, ihn für neugierige Augen herumliegen zu lassen?

Nach kurzer Überlegung nahm sie den Bogen, faltete ihn zusammen und ließ ihn in eine Schublade gleiten. Dort wurde er nach der schicksalsschweren Geburtstagsgesellschaft gefunden und bildete einen zusätzlichen Beweis - falls ein solcher notwendig gewesen wäre - für den bedrückten und verwirrten Zustand, in dem sich Rosemarie nach ihrer Krankheit befunden hatte, und für die Selbstmordgedanken, denen sie schon damals ausgesetzt gewesen war. Seelische Depression nach der Grippe: das war die Todesursache, die bei der Totenschau festgestellt wurde und zu deren Bekräftigung die von Iris gemachte Aussage wesentlich beitrug. Der Grund war vielleicht nicht sehr überzeugend, aber ein anderer war nicht ersichtlich, und deshalb wurde er allgemein akzeptiert. Eine tückische Grippe hatte in diesem Jahr geherrscht. Weder Iris noch George Barton hätten eine andere Ursache für Rosemaries Selbstmord angeben können - damals. Jetzt, während sie über den Vorfall in der Bodenkammer nachdachte, fragte sich Iris, weshalb sie so blind

hatte sein können. Das Ganze mußte sich doch direkt vor ihren Augen abgespielt haben! Und sie hatte nichts gesehen, nichts bemerkt! Ihr Gedächtnis setzte mit einem raschen Sprung über die Tragödie an Rosemaries Geburtstag hinweg. Daran brauchte sie nicht zu denken! Das war vorbei - erledigt. Fort mit diesem Grauen, mit der Totenschau, mit Georges zuckendem Gesicht und seinen blutunterlaufenen Augen! Und weiter zu dem Vorfall mit dem Koffer in der Bodenkammer! Das war etwa ein halbes Jahr nach Rosemaries Tod. Iris wohnte weiter in dem Haus am Elvaston Square. Nach dem Begräbnis hatte der Anwalt der Familie Marle, ein höflicher alter Herr mit blankem Kahlkopf und unerwartet gescheiten Augen, eine Unterhaltung mit Iris. Mit bewundernswerter Klarheit setzte er ihr auseinander, daß nach dem Testament von Paul Bennett Rosemarie dessen Vermögen geerbt hatte, um es treuhänderisch zu verwalten und es ihren Kindern - falls solche vorhanden - zu hinterlassen. Starb Rosemarie kinderlos, dann sollte das Vermögen vorbehaltlos an Iris fallen. Es war, wie der Anwalt erklärte, ein sehr großes Vermögen, das ihr bei der Erreichung ihres einundzwanzigsten Lebensjahres oder bei ihrer Verheiratung zur Verfügung stehen würde. Mittlerweile sei der erste Punkt, über den sie sich schlüssig werden müsse, ihr künftiger Wohnsitz. Herr George Barton habe nachdrücklich die Meinung vertreten, sie möge weiter bei ihm im Hause bleiben, und habe vorgeschlagen, daß die Schwester ihres Vaters, Frau Drake - die sich infolge der Ansprüche ihres Sohnes, des schwarzen Schafes der Familie Marle, in schwierigen finanziellen Verhältnissen befand -, zu ihnen ziehen und Iris als Anstandsdame dienen solle. Ob Iris mit diesem Plan einverstanden sei?

Iris hatte gern zugestimmt, denn sie war dankbar, keine neuen Entscheidungen treffen zu müssen. Tante Lucilla hatte sie als braves älteres Geschöpf in Erinnerung, das kaum einen eigenen Willen besaß. So wurde die Sache geregelt. George Barton hatte sich rührend gefreut, daß Iris bei ihm blieb, und er behandelte

sie liebevoll als jüngere Schwester. Frau Drake war zwar keine sehr anregende Gesellschafterin, beugte sich aber vollkommen Iris' Wünschen. Im Hause Barton kehrte eine freundliche, geordnete Atmosphäre ein.

Etwa ein halbes Jahr später machte Iris ihre Entdeckung in der Bodenkammer. Die Bodenräume des Hauses am Elvaston Square wurden als Aufbewahrungsort für allerlei Möbel, Hausrat und eine Anzahl von Koffern benützt. Iris ging eines Tages auf der Suche nach einem roten Pullover hinauf, für den sie eine Vorliebe hatte. George hatte sie gebeten, keine Trauer um Rosemarie zu tragen. Rosemarie sei immer dagegen gewesen, meinte er. Iris wußte, daß das stimmte; deshalb fügte sie sich und fuhr fort, ihre gewöhnlichen Kleider zu tragen, obwohl Lucilla Drake, die altmodisch und konventionell war, ihre Mißbilligung nicht zu verbergen suchte. Frau Drake war geneigt, immer noch schwarzen Krepp um einen Gatten zu tragen, der vor über zwanzig Jahren das Zeitliche gesegnet hatte.

Eine Anzahl nicht in Gebrauch befindlicher Kleidungsstücke - das wußte Iris - waren oben in einem großen Koffer verstaut. Sie begann, den Koffer nach dem roten Pullover zu durchsuchen, und stieß dabei auf verschiedene vergessene Stücke aus ihrem Besitz: ein graues Kostüm, einen Haufen Strümpfe, ihren Skianzug und ein paar alte Badetrikots.

Plötzlich entdeckte sie einen alten Schlafrock, der Rosemarie gehört hatte und auf irgendeine Weise dem Schicksal entgangen war, zusammen mit Rosemaries übrigen Sachen verschenkt zu werden. Es war ein männlich geschnittenes Kleidungsstück aus getupfter Seide und mit großen Seitentaschen. Iris schüttelte den Schlafrock aus und stellte fest, daß er in tadellosem Zustand war. Dann faltete sie ihn sorgsam zusammen und legte ihn in den Koffer zurück. Dabei spürte sie in einer der Taschen etwas knistern. Sie fuhr mit der Hand hinein und zog ein Stück Papier heraus. Es war mit Rosemaries Schriftzügen bedeckt; sie glättete es und las:

«Leopard, Liebling - Du kannst es unmöglich ernst meinen - unmöglich - unmöglich! Wir lieben einander! Wir gehören zusammen! Das weißt Du genausogut wie ich! Wir können uns nicht einfach Lebewohl sagen und unser Leben getrennt weiterführen, als ob nichts geschehen wäre. Du weißt, das ist unmöglich. Du und ich - wir gehören zusammen - für immer und ewig. Ich hänge nicht an Konventionen - was sie Leute sagen, ist mir gleich. Nichts ist mir so wichtig wie Deine Liebe. Wir wollen zusammen fortgehen und glücklich sein - ich will Dich glücklich machen. Du hast mir einmal gesagt, daß für Dich das Leben ohne mich nur Staub und Asche sei - erinnerst Du Dich, geliebter Leopard? Und jetzt schreibst Du mir ganz ruhig, daß alles zwischen uns ein Ende haben muß. Aber ich kann ohne Dich nicht leben! Es tut mir leid um George - er ist immer so gut zu mir gewesen - aber er wird es verstehen. Er wird mich freigeben. Es ist nicht recht, weiter miteinander zu leben, wenn man sich gegenseitig nicht mehr liebt. Gott hat uns füreinander bestimmt, Liebling - ich weiß es sicher. Wir werden unbeschreiblich glücklich sein - aber wir müssen Mut haben. Ich werde es George selbst sagen, will offen und ehrlich zu ihm sein - aber erst nach meinem Geburtstag. Ich weiß, daß ich das Richtige tue, liebster Leopard - und ich kann nicht ohne Dich leben - ich kann es nicht, *kann es nicht!* Wie dumm von mir, das alles zu schreiben! Eine Zeile hätte genügt. Bloß: Ich liebe Dich und werde nie von Dir lassen. Ach Liebling.» Der Brief brach ab.

Iris stand bewegungslos da und starrte auf das Blatt. Wie wenig hatte sie von ihrer eigenen Schwester gewußt! Rosemarie hatte einen Geliebten, sie schrieb ihm leidenschaftliche Briefe - hatte mit ihm davonlaufen wollen?

Was war geschehen? Der Brief wurde nie abgesandt. Was für einen Brief hatte dieser Leopard wirklich erhalten? Was für ein Beschluß war zu guter Letzt zwischen Rosemarie und diesem unbekannten Mann gefaßt worden?

«Leopard!» Auf was für verrückte Namen die Menschen bloß verfielen, wenn sie verliebt waren! Leopard. So dumm! Wer war der Mann? Hatte er Rosemarie ebenso geliebt wie sie ihn? Sicher. Rosemarie war so unglaublich schön. Und doch: nach Rosemaries Brief zu schließen, hatte er geplant, ein Ende zu machen. Was steckte dahinter? Vorsicht? Wahrscheinlich schrieb er, der Bruch müsse um ihretwillen sein. Aber konnte das nicht trotzdem bedeuten, daß der Mann der ganzen Sache überdrüssig war? Vielleicht war Rosemarie für ihn eine flüchtige Zerstreuung! Vielleicht hatte er sie niemals wirklich geliebt Iris hatte irgendwie den Eindruck, der Unbekannte sei fest entschlossen gewesen, mit Rosemarie endgültig zu brechen...

Aber Rosemarie war anderer Meinung. Rosemarie scheute sich nicht, den höchsten Preis zu zahlen. Rosemarie konnte sehr hartnäckig sein. Iris fröstelte.

Und sie selbst hatte nichts von alledem gewußt - hatte nicht einmal eine Ahnung gehabt! Sie hatte es als selbstverständlich betrachtet, daß Rosemarie glücklich und zufrieden war und daß sie mit George auf bestem Fuße stand. Blind! Sie mußte blind gewesen sein, um etwas Derartiges nicht zu bemerken. Aber wer war der Mann?

Sie versetzte sich in die Vergangenheit zurück, überlegte, zermarterte ihr Gedächtnis. Um Rosemarie waren so viele Männer herumgeschwirrt, die sie bewunderten und mit ihr ausgingen. An einen einzelnen Bevorzugten konnte sie sich nicht erinnern. Aber dieser Bevorzugte mußte existiert haben - der große Haufe hatte nur als Tarnung gedient für den einen, den einzigen, auf den es ankam. Iris runzelte verwirrt die Stirn, während sie angestrengt nachdachte.

Zwei Namen kamen ihr in den Sinn. Es mußte - ja, tatsächlich: es mußte - einer von beiden sein. Stephen Farraday? Ja: Stephen Farraday mußte es gewesen sein. Was konnte Rosemarie zu ihm hingezogen haben? Ein steifer,

wichtigtuerischer junger Mann - übrigens nicht einmal so sehr jung. Freilich galt er als brillanter Kopf. Ein aufstrebender Politiker, dem für die nächste Zukunft der Posten eines Unterstaatssekretärs vorausgesagt war und der das ganze Gewicht der einflußreichen Kidderminster-Gruppe hinter sich hatte. Vielleicht ein kommender Premierminister! War es das, was ihm in Rosemaries Augen so viel Glanz verlieh? Sicher hatte ihr an Farraday selbst nicht so ungeheuer viel gelegen - ein kalter, zurückhaltender Geselle. Aber es hieß, daß seine eigene Frau ihn leidenschaftlich liebte und ihn gegen den ausdrücklichen Wunsch ihrer mächtigen Familie geheiratet hatte - ihn, den Niemand mit politischem Ehrgeiz! Und wenn er imstande war, bei der einen Frau ein so starkes Gefühl auszulösen, dann war das ebensogut bei einer anderen Frau möglich. Ja, es mußte Stephen Farraday gewesen sein.

Denn: wenn es nicht Stephen Farraday war, so mußte es Anthony Browne gewesen sein.

Und Iris wünschte nicht, daß es Anthony Browne gewesen sein sollte.

Gewiß, auch dieser war Rosemaries Sklave, hatte ständig jedem ihrer kleinsten Winke gehorcht, mit einem Ausdruck humorvoller Verzweiflung in seinem gebräunten, gut aussehenden Gesicht. Aber hatte er seine Anhänglichkeit nicht offen und frei zur Schau getragen, als daß ein tieferes Gefühl dahinterstecken konnte?

Merkwürdig, wie er nach Rosemaries Tod spurlos verschwunden war. Niemand hatte ihn seither gesehen. Anthony Browne gehörte zu den Männern, die viel reisten. Er hatte von Argentinien gesprochen, von Kanada, Uganda und den Vereinigten Staaten. Nach ihrer Meinung war er Amerikaner oder Kanadier, obwohl er kaum mit einer Spur von Akzent sprach. Nein, es war eigentlich nicht merkwürdig, daß niemand ihn seit Rosemaries Tod gesehen hatte. Seine Freundschaft hatte ausschließlich Rosemarie gegolten. Es

bestand für ihn keine Ursache, die Beziehungen zu den übrigen Menschen ihres Kreises weiter aufrechtzuerhalten. Er war Rosemaries Freund - aber nicht Rosemaries Geliebter! Sie wünschte nicht, daß er Rosemaries Geliebter war. Das hätte weh getan - schrecklich weh getan...

Sie sah auf den Brief in ihrer Hand und zerknüllte ihn. Sie würde ihn wegwerfen, verbrennen... Es war ein bloßer Instinkt, der sie veranlaßte innezuhalten. Der Brief konnte ein wichtiges Beweisstück werden... Sie strich den Bogen glatt, nahm ihn mit hinunter und verschloß ihn in ihrer Schmuckkassette.

Vielleicht würde es eines Tages von Bedeutung sein, zeigen zu können, warum Rosemarie sich das Leben genommen hatte.

*

«Und sonst noch etwas, bitte?»

Diese alberne Wendung fiel Iris ein und zwang sie zu einem bitteren Lächeln. Die mechanische Frage des Verkäufers im Ladengeschäft gab genau das wieder, was in ihrem eigenen Gehirn vorging. Sie hatte sich an ihren überraschenden Fund in der Bodenkammer erinnert. Und nun ging es weiter - «sonst noch etwas, bitte?» Was war sonst noch gewesen? Vor allem das zunehmende sonderbare Benehmen Georges, das schon lange Zeit zurückreichte. Kleine Dinge, die ihr unverständlich geblieben waren, erschienen ihr jetzt, im Licht der erstaunlichen Unterredung vom Abend zuvor, ganz klar. Unzusammenhängende Bemerkungen und Handlungen erhielten ihren Platz in der Entwicklung der Ereignisse. Ferner: das Wiederauftauchen Anthony Brownes. Ja, vielleicht war das das nächste Glied in der Kette, denn es fand gerade eine Woche nach der Entdeckung des Briefes statt. Iris konnte sich genau ihres Gefühls erinnern... Rosemarie war im November gestorben. Im darauffolgenden Mai begann Iris unter den Fittichen von Lucilla Drake in Gesellschaft zu gehen. Sie wurde zu verschiedenen Essen, Tees und Tanzanlässen eingeladen,

hatte aber keine rechte Freude daran. Sie fühlte sich lustlos und unbefriedigt. Auf einer ziemlich langweiligen Tanzerei gegen Ende Juni war es, daß sie jemand hinter sich sagen hörte: «Das ist doch Iris Marle, nicht wahr?»

Sie drehte sich um - und schaute gerade in Anthonys - Tonys - braunes, kluges Gesicht. Er sagte: «Ich weiß nicht, ob Sie sich an mich erinnern, aber...»

Sie unterbrach ihn. «Natürlich erinnere ich mich an Sie!»

«Fein. Ich hatte gefürchtet, Sie hätten mich vergessen. Es ist so lange her, daß wir uns gesehen haben.»

«Ich weiß. Seit Rosemaries Geburtstagsgesell...» Sie brach ab. Die Worte waren ihr fröhlich und gedankenlos aus dem Mund geflossen. Jetzt wich die Farbe aus ihren Wangen. Sie stand blaß und mit zitternden Lippen da. Angst sprach aus ihren weitaufgerissenen Augen.

Anthony Browne sagte rasch: «Es tut mir furchtbar leid. Es war eine Roheit von mir, Sie daran zu erinnern.» Iris schluckte: «Es ist schon wieder gut.»

Seit dem Abend von Rosemaries Geburtstagsgesellschaft. Seit dem Abend von Rosemaries Selbstmord. Sie wollte nicht daran denken, durfte nicht daran denken.

Anthony Browne wiederholte: «Es tut mir furchtbar leid. Bitte verzeihen Sie mir. Wollen wir tanzen?»

Iris nickte. Obwohl sie für den eben beginnenden Tanz schon engagiert war, schwebte sie in seinen Armen über das Parkett. Sie sah, wie sich ihr Partner, ein linkischer, unreifer junger Mann mit einem zu weiten Kragen, den Hals nach ihr ausrenkte. Solche Partner mußten sich nur Debütantinnen gefallen lassen, dachte sie zornig. Ihr Tänzer, Rosemaries Freund, war etwas ganz anderes.

Sie spürte einen Stich, der ihr durch und durch ging. Rosemaries Freund. Der Brief. War der Brief an den Mann

gerichtet, mit dem sie jetzt tanzte?

Sie fragte plötzlich: «Wo waren Sie die ganze Zeit?» Er hielt sie etwas von sich entfernt und sah ihr ins Gesicht. Er lächelte nicht mehr, und seine Stimme klang kühl. «Ich war auf Reisen - geschäftlich.»

«Aha.» Sie fuhr unbeherrscht fort: «Warum sind Sie zurückgekommen?»

Jetzt lächelte er wieder. Er sagte in leichtem Ton: «Vielleicht - um Sie zu sehen, Iris Marle.»

Plötzlich zog er sie enger an sich und glitt mit ihr in einer langen, kühnen Figur mitten durch die übrigen Paare - ein Wunder an Führung und Geschicklichkeit. Iris wunderte sich, daß sie dabei neben Freude noch anderes empfand: Furcht.

Seither war Anthony entschieden ein Teil ihres Lebens geworden. Sie war mindestens einmal in der Woche mit ihm zusammen. Sie traf ihn im Park, bei Tanzanlässen, als Tischherrn auf Gesellschaften.

Der einzige Ort, wo er sich niemals blicken ließ, war das Haus am Elvaston Square. Jeder Einladung dorthin wich er mit solcher Geschicklichkeit aus, daß eine ganze Weile verging, ehe Iris es bemerkte. Alsdann begann sie sich nach dem Grund zu fragen. Vielleicht weil er und Rosemarie - Zu ihrer Überraschung sprach eines Tages George - der nachsichtige George, der sich nie um etwas zu kümmern pflegte - sie daraufhin an.

«Wer ist eigentlich dieser Anthony Browne, mit dem du soviel ausgehst? Was weißt du über ihn?»

Sie sah ihn erstaunt an. «Was ich über ihn weiß? Nur, daß er mit Rosemarie befreundet war.»

Georges Gesicht zuckte. Er blinzelte mit den Augen und murmelte ausdruckslos: «Ja, natürlich - er war mit Rosemarie befreundet.»

Iris rief reumütig: «Verzeih mir, George - ich hätte dich nicht daran erinnern sollen.»

George fuhr fort: «Aber was nun diesen Anthony Browne betrifft. Rosemarie mag mit ihm befreundet gewesen sein, aber ich bezweifle, daß sie Näheres über ihn gewußt hat. Weißt du, Iris, du mußt vorsichtig sein. Du bist ein sehr reiches junges Mädchen.» Ein zorniges Gefühl überkam sie. «Tony - Anthony - hat selbst eine Menge Geld. Er wohnt sogar im <Claridge>, wenn er in London ist.»

George Barton lächelte ein wenig und murmelte: «Ein sehr solides Hotel - und sehr kostspielig. Trotzdem, liebes Kind: niemand weiß recht, was mit dem Mann los ist.» - «Er ist Amerikaner.»

«Möglich. Dann verstehe ich aber nicht, warum ihn die amerikanische Gesandtschaft so wenig schätzt. Zu uns ins Haus ist er noch nicht oft gekommen, wie?»

«Nein - und ich begreife sehr gut, warum, wenn du so ekelhafte Sachen über ihn sagst!»

George schüttelte bekümmert den Kopf. «Da habe ich mir schön die Finger verbrannt. Nun ja. Ich wollte dich nur rechtzeitig warnen. Werde ein Wörtchen mit Lucilla reden.»

«Lucilla!» schnaubte Iris verachtungsvoll.

George fragte besorgt: «Ist mit Lucilla alles in Ordnung? Ich meine: kümmert sie sich darum, daß du dich richtig amüsierst? Einladungen und so weiter?»

«Ja, ja - sie gibt sich die größte Mühe...»

«Nämlich, wenn es mit ihr nicht geht, brauchst du es mir nur zu sagen, Kind. Dann können wir uns jemand anderen suchen - einen jüngeren und modernen Menschen. Ich will vor allem, daß du dich gut unterhältst.»

«Ich unterhalte mich sehr gut, George - sehr gut.»

«Aber sieh zu, daß du alles hast, was du gern möchtest.

Brauchst keine Kosten zu scheuen.»

Das war George, wie er leibte und lebte: gutherzig, ungeschickt und täppisch.

Getreu seinem Versprechen - oder seiner Drohung -»redete er ein Wörtchen» mit Lucilla über das Problem Anthony Browne. Aber das Schicksal hatte bestimmt, daß dies in einem Augenblick geschah, wo sie ihm keine ungeteilte Aufmerksamkeit schenken konnte.

Sie hatte gerade ein Telegramm von ihrem nichtsnutzigen Sohn erhalten, der ihr Augapfel war und es nur allzugut verstand, ihre mütterlichen Gefühle zu seinem finanziellen Vorteil auszunutzen.

«Kannst Du zweihundert Pfund senden. Verzweifelt. Geht um Leben und Tod. Victor.»

Lucilla weinte. «Victor ist ein so ehrenhafter Mensch. Er weiß, in was für beschränkten Verhältnissen ich lebe, und er würde sich nie an mich wenden, wenn ich nicht seine letzte Zuflucht wäre. Er hat es noch nie getan. Ich habe immer solche Angst, daß er sich umbringen könnte.»

«Victor? Gar keine Spur», meinte George gefühllos. «Du kennst Victor nicht. Ich bin seine Mutter und weiß natürlich, wie mein Sohn veranlagt ist. Ich könnte mir nie verzeihen, wenn ich seine Bitte nicht erfüllen würde. Ich glaube, es läßt sich machen, wenn ich meine paar Aktien verkaufe.» George seufzte. «Schau her, Lucilla, ich werde telegrafisch eine genaue Auskunft von einer befreundeten Firma in Buenos Aires einfordern. Dann werden wir wissen, welcher Art die Schwierigkeiten sind, in denen der Junge steckt. Aber ich gebe dir schon jetzt den Rat, ihn ruhig in seinem eigenen Saft schmoren zu lassen. Wenn du dich dazu nicht entschließen kannst, wird er sich niemals bessern.»

«Du bist so hart, George. Der arme Junge hat immerzu Pech gehabt...»

George verzichtete darauf, über diesen Punkt seine Meinung zu äußern. Ganz zwecklos, mit Weibern über solche Dinge zu streiten.

Er sagte bloß: «Ich werde Ruth sofort den Auftrag geben. Bis morgen sollte die Antwort dasein.»

Lucilla war teilweise besänftigt. Die zweihundert Pfund wurden dann auf fünfzig ermäßigt, aber auf der Absendung wenigstens dieses Betrages bestand Lucilla unnachgiebig. Iris wußte, daß George das Geld aus eigener Tasche bezahlt hatte, obwohl er Lucilla gegenüber so tat, als habe er ihre Aktien verkauft. Iris bewunderte Georges Großmut sehr und sagte ihm das auch. Seine Antwort war einfach. «Ich betrachte die Sache so: in jeder Familie gibt es ein schwarzes Schaf - einen, den die andern erhalten müssen. Für Victor wird immer jemand blechen müssen - bis zu seinem seligen Ende.»

«Aber dieser Jemand brauchst nicht gerade du zu sein. Victor ist mit dir nicht blutsverwandt.»

«Wer zu Rosemaries Familie gehört, gehört auch zu meiner Familie.»

«Du bist ein Schatz, George. Aber könnte nicht ich für Victor zahlen? Du sagst mir doch, ich schwimme in Geld?» Er lachte. «Vor deinem einundzwanzigsten Lebensjahr kannst du nichts Derartiges tun, mein liebes Kind. Und wenn du gescheit bist, tust du es hinterher auch nicht. Aber ich gebe dir einen guten Rat. Wenn einer dir telegrafiert, daß er mit sich Schluß macht, falls du ihm nicht postwendend ein paar hundert Pfund schickst, so wirst du gewöhnlich feststellen, daß zwanzig Pfund reichlich genügen. Ich möchte sogar behaupten, zehn Pfund genügen! Du kannst eine Mutter nie daran hindern, sich Geld abpressen zu lassen, aber den Betrag kannst du verringern - denk daran. Natürlich würde es Victor nicht im Traum einfallen, sich umzubringen - der nicht! Alle diese Leute, die mit Selbstmord drohen, führen ihre Drohung niemals aus.» Niemals? Iris dachte

an Rosemarie. Dann schob sie den Gedanken beiseite. George hatte nicht an Rosemarie gedacht, sondern an einen skrupellosen jungen Mann in Buenos Aires. Der Gewinn, den Iris aus diesem Vorfall gezogen hatte, bestand darin, daß Lucilla durch ihre mütterlichen Besorgnisse verhindert war, die Entwicklung der Freundschaft zwischen Iris und Anthony Browne mit voller Aufmerksamkeit zu verfolgen.

So, nun war sie wieder soweit: Und «sonst noch etwas, bitte?» Georges verändertes Betragen! Das ließ sich jetzt nicht mehr aufschieben. Wann hatte es begonnen? Was war seine Ursache? Auch jetzt noch konnte Iris, selbst bei angestrengtem Nachdenken, den Zeitpunkt nicht bestimmen, an dem es angefangen hatte. Seit Rosemaries Tod war George zerstreut, häufig geistesabwesend und in Gedanken versunken. Er war älter, schwerblütiger geworden. Das war vielleicht nicht unbegreiflich. Aber auf einmal hatte dieser Zustand ein unnatürliches Ausmaß angenommen - wann war das gewesen? Es kam ihr vor, als habe sie nach ihrer Auseinandersetzung über Anthony Browne zum erstenmal beobachtet, daß George sie verwirrt und gleichsam benebelt anstarrte. Damals hatte er die Gewohnheit angenommen, frühzeitig aus dem Büro nach Hause zu kommen und sich in sein Arbeitszimmer zurückzuziehen. Dort saß er und tat nichts. Einmal war sie hineingegangen und hatte ihn am Schreibtisch gefunden, den Blick ins Leere gerichtet. Mit stumpfen, glanzlosen Augen schaute er sie an. Er machte den Eindruck, als habe er einen schweren Schlag empfangen; aber als sie ihn fragte, was geschehen sei, antwortete er nur kurz : «Nichts!»

Mit der Zeit begann er immer abgehärmter auszusehen, als bedrückte ihn eine furchtbare Sorge.

Niemand hatte seinem Zustand viel Beachtung geschenkt - am allerwenigsten Iris selbst. Sorgen galten im Hause immer als «geschäftlich».

Dann fing er an, ihr in unregelmäßigen Abständen und ohne

sichtbaren Anlaß Fragen zu stellen. Eigentlich erst von da an erschien ihr sein Verhalten wirklich sonderbar und auffallend. «Hör, Iris, hat dir Rosemarie jemals viel erzählt?» Iris schaute ihn erstaunt an. «Doch, natürlich, George. Das heißt - worüber?»

«Nun, über sich selbst - über ihre Freunde, ihr Leben. Ob sie glücklich war oder nicht. Solche Dinge.»

Sie glaubte zu wissen, was ihn beschäftigte. Er mußte von Rosemaries unglücklicher Liebesgeschichte gehört haben. Sie sagte langsam: «Darüber hat sie nie viel gesprochen. Ich meine - sie hat immer so viel vorgehabt.»

«Und du warst natürlich noch ein Kind. Ja, ich weiß. Trotzdem ich dachte, daß sie dir vielleicht manches erzählt haben könnte.» Er sah sie erwartungsvoll an - wie ein Hund, der um etwas bettelt.

Sie wünschte nicht, daß George sich kränkte. Und Rosemarie hatte auch tatsächlich nie etwas gesagt. Sie schüttelte den Kopf. George seufzte und sagte mit schwerer Stimme: «Nun, es ist nicht so wichtig.»

Bei einer anderen Gelegenheit fragte er sie plötzlich, welche Rosemaries beste Freundinnen gewesen seien. Iris überlegte: «Gloria King. Frau Atwell - Maisie Atwell. Jean Raymond.»

«War sie mit denen wirklich ganz eng befreundet?»

«Wie eng, weiß ich natürlich nicht.»

«Ich meine: glaubst du, daß sie einer von ihnen vielleicht ein Geheimnis anvertraut härte?»

«Ich weiß nicht... Ich halte es eigentlich nicht für sehr wahrscheinlich. An was für eine Art Geheimnis denkst du?» Diese Frage hätte ich nicht stellen sollen, dachte sie gleich darauf. Aber zu ihrer Überraschung antwortete George mit der Gegenfrage: «Hat dir Rosemarie jemals gesagt, sie hätte vor einer bestimmten Person Angst?»

«Angst?» Iris machte große Augen.

«Worauf ich hinaus will, ist folgendes: hat Rosemarie Feinde gehabt?»

«Feinde unter ihren Freundinnen?»

«Nein, nein - nicht das. Wirkliche Feinde. Weißt du von niemandem, der ihr - nun, nach dem Leben getrachtet haben könnte?»

Der fassungslose Blick, mit dem ihn Iris ansah, schien ihm Unbehagen zu bereiten. Er wurde rot und murmelte: «Ich weiß, es klingt dumm. Dramatisch. Ich frage mich bloß...» Einige Tage später begann er sie über die Farradays auszufragen. «War Rosemarie viel mit den Farradays zusammen?» Iris war im Zweifel. «Ich weiß es wirklich nicht, George.»

«Hat sie viel von ihnen gesprochen?»

«Nein, ich kann mich nicht erinnern.»

«War sie eng mit ihnen befreundet?»

«Rosemarie hat sich sehr für Politik interessiert.»

«Ja. Nachdem sie die Farradays in der Schweiz kennengelernt hatte. Vorher hat sie sich keinen Deut um Politik gekümmert.»

«Das stimmt. Ich denke mir, Stephen Farraday hat dieses Interesse in ihr wachgerufen. Er hat ihr immer Broschüren und solches Zeug geborgt.»

George fragte: «Und was hat Sandra Farraday davon gehalten?»

«Wovon?»

«Daß ihr Mann Rosemarie Broschüren geborgt hat.» Iris sagte verlegen: «Das weiß ich nicht.»

«Sandra ist eine sehr verschlossene Frau. Macht einen eiskalten Eindruck, soll aber in Farraday leidenschaftlich verliebt sein. Eine Frau, die seine Freundschaft zu einer anderen gewaltig übelnehmen könnte.»

«Vielleicht.»

«Wie sind Rosemarie und Farradays Frau miteinander ausgekommen?»

Iris meinte langsam: «Ich glaube, nicht sehr gut. Rosemarie hat sich über Sandra lustig gemacht. Eine Frau wie ein ausgestopftes Schaukelpferd hat sie sie genannt. Sie hat wirklich etwas von einem Pferd an sich, weißt du. Rosemarie hat gesagt: «Wenn man ein Loch in sie hineinsticht, rinnt das Sägemehl heraus.>»

George lachte. Dann wechselte er das Thema. «Triffst du diesen Anthony Browne noch häufig?»

«Ziemlich oft.» Iris sagte es abweisend, aber George wiederholte seine frühere Warnung nicht. Statt dessen zeigte er sich plötzlich interessiert «Tüchtig in der Welt herumgekommen, der Bursche, was? Muß ein sehr anregendes Leben geführt haben. Erzählt er dir manchmal davon?»

«Nicht viel. Ja, er hat natürlich große Reisen gemacht.»

«Vermutlich Geschäftsreisen?»

«Ja, ich glaube.»

«Was ist er eigentlich von Beruf?»

«Ich habe keine Ahnung.»

«Er hat wohl irgend etwas mit der Rüstungsindustrie zu tun, nicht wahr?»

«Er hat nie davon zu mir gesprochen...»

«Nun, du brauchst ihm auch nicht zu erzählen, daß ich gefragt habe. Das war bloß so ein Gedanke von mir. Im letzten Herbst hat man ihn oft mit Dewsbury zusammen gesehen - das ist der Präsident der Vereinigten Waffen-AG. Übrigens: Rosemarie war viel mit Browne zusammen, nicht wahr?»

«Doch - ja, ziemlich viel.»

«Aber er war für sie doch wohl nur ein ziemlich oberflächlicher Bekannter?»

«Ja.»

«Weißt du, ich war ziemlich erstaunt, daß sie ihn zu ihrer Geburtstagsgesellschaft eingeladen hatte. - Wußte nicht, daß sie so gut miteinander bekannt waren.» Iris sagte leise: «Er tanzt sehr gut...»

«Ja, ja, natürlich.»

Unwillkürlich tauchte in Iris' Erinnerung ein Bild von jenem Abend auf. Der runde Tisch im «Luxembourg», die gedämpften Lichter, die Blumen. Die Tanzkapelle mit ihren hartnäckigen Rhythmen. Die sieben Menschen um den Tisch herum: sie selbst, Anthony Browne, Rosemarie, Stephen Farraday, Ruth Lessing, George - und rechts von George Stephen Farradays Frau, Lady Alexandra Farraday, mit ihrem gebleichten, glatten Haar, ihren etwas geblähten Nasenflügeln und ihrer hellen, arroganten Stimme. Eine vergnügte Gesellschaft war es gewesen! Oder vielleicht doch nicht...?

Und mitten unter ihnen saß Rosemarie. Nein - daran wollte sie lieber nicht denken. Lieber dachte sie nur daran, daß sie neben Tony gesessen hatte - eigentlich hatte sie ihn bei dieser Gelegenheit erst kennengelernt. Vorher war er für sie nur ein Name gewesen, ein Schatten in der Halle. Er war für Iris nur die Rückenansicht eines Herrn, der Rosemarie die Stufen hinunter zum Taxi begleitete. Tony...

Mit einem Ruck fand sie sich in die Wirklichkeit zurück. George war dabei, eine Frage zu wiederholen.

«Sonderbar, daß er hinterher so schnell verschwunden ist. Wo ist er damals eigentlich hingegangen, weißt du das?» Sie antwortete in unbestimmtem Ton: «Oh - nach Ceylon, glaube ich, oder nach Indien.»

«Hat damals kein Wort davon gesagt.»

Etwas scharf gab Iris zurück: «Warum auch? Und, sag - müssen wir noch weiter über - den damaligen Abend sprechen?» George errötete vor Verlegenheit.

«Nein, nein - natürlich nicht. Tut mir furchtbar leid, Iris. Lade doch übrigens Browne einmal zum Abendessen ein. Ich möchte ihn gern einmal wiedersehen.» Iris war hocherfreut. George lenkte also ein! Die Einladung

wurde pflichtgemäß weitergegeben und auch angenommen, aber im letzten Augenblick mußte Anthony geschäftlich nach Nordengland fahren und konnte nicht kommen. Eines Tages - es war Ende Juli - hatte George Lucilla und Iris mit der Ankündigung überrascht, er habe ein Haus auf dem Lande gekauft.

«Ein Haus gekauft?» fragte Iris ungläubig. «Aber du wolltest doch das Haus in Goring auf zwei Monate mieten?»

«Aber ein eigener Besitz ist doch viel schöner, findest du nicht? Dann kann man das ganze Jahr hindurch zum Wochenende hinausfahren.»

«Wo liegt das Haus? An der Themse?»

«Eigentlich nicht. Sogar im Gegenteil. In Sussex, Gemeinde Marlingham. Es heißt Little Priors. Fünf Hektar. Kleines Haus - hübscher, alter Stil.»

«Und du hast es schon fest gekauft, ohne es uns vorher zu zeigen?»

«Es war ein reines Zufallsobjekt. Ist gerade zum Verkauf angeboten worden. Ich habe schnell zugreifen müssen.» Frau Drake meinte: «An dem Haus wird wahrscheinlich viel auszubessern und zu renovieren sein.»

George antwortete kurz angebunden: «Ach, das ist in Ordnung. Dafür hat Ruth schon gesorgt.»

Der Name Ruth Lessings, der tüchtigen Sekretärin von George, wurde mit achtungsvollem Schweigen aufgenommen. Ruth war weit mehr als eine Sekretärin - sie war eine Institution, praktisch ein Mitglied der Familie. Immer streng schwarzweiß gekleidet, sah sie sehr anziehend aus und war zugleich ein

Muster von Tüchtigkeit und Takt...

Rosemarie pflegte zu ihren Lebzeiten zu sagen: «Wir wollen das Ruth überlassen. Ruth ist großartig. Ruth wird es schon machen.»

Es gab keine Schwierigkeiten, die Fräulein Lessing mit ihren fähigen Fingern nicht beseitigen konnte. Lächelnd, liebenswürdig und kühl überwand sie alle Hindernisse. Wie am Schnürchen leitete sie Georges Büro und - so wurde geraunt - George ebenfalls. Er hing sehr an ihr und verließ sich in jeder Beziehung auf ihr Urteil. Eigene Bedürfnisse und Wünsche schien sie nicht zu besitzen.

Trotzdem war Lucilla damals sehr ärgerlich. «Mein lieber George - Ruth mag noch so tüchtig sein, aber - nun, in jeder Familie bestimmen die Frauen gern selbst, was für Tapeten und Vorhänge der Salon bekommen soll! Wenigstens Iris hätte um ihre Meinung gefragt werden müssen. Von mir rede ich nicht, ich zähle nicht. Aber für Iris ist es ärgerlich.» George machte ein schuldbeladenes Gesicht, «Ich wollte euch doch überraschen!» Lucilla mußte wider Willen lächeln. «Was bist du für ein großes Kind, George!» Iris sagte: «Mir macht es nichts aus, wenn die Tapeten und Vorhänge schon ausgesucht sind. Ich bin überzeugt, Ruth hat es großartig getroffen. Sie ist ja so tüchtig! Was werden wir dort den ganzen Tag tun? Gibt es einen Tennisplatz?»

«Ja, den gibt es, und einen Golfplatz in etwa zehn Kilometer Entfernung. Außerdem liegt das Haus kaum mehr als zwanzig Kilometer von der Küste. Und noch etwas: wir haben Nachbarn. Ich glaube, es ist immer gut, sich in einer Gegend anzusiedeln, wo man jemand kennt.»

«Wer sind die Nachbarn?» fragte Iris schnell. George wich ihrem Blick aus, «Die Farradays», sagte er. «Die wohnen gleich jenseits des Parks, ungefähr zweieinhalb Kilometer entfernt.»

Iris starrte ihn an. Auf einmal war sie überzeugt, daß dieser

ganze, sorgfältig ausgearbeitete Plan, ein Landhaus zu kaufen und einzurichten, nur einem einzigen Zwecke diente - nämlich dem Zweck, George in enge Berührung mit Stephen und Sandra Farraday zu bringen. Als Nachbarn mit aneinandergrenzenden Besitzungen mußten die beiden Familien auf vertrauten Fuß kommen. Ja, entweder das oder - sie mußten sich gegenseitig bewußt schneiden!

Aber wozu das alles? Wozu dieses fortwährende Herumreiten auf den Farradays? Wozu dieser kostspielige Weg, um ein unbegreifliches Ziel zu erreichen?

Hatte George den Verdacht geschöpft, daß Rosemarie und Stephen Farraday mehr als bloße Freunde gewesen waren? Handelte es sich um eine ausgefallene Eifersuchtskundgebung über das Grab hinaus? Nein - das war doch sicher zu weit hergeholt.

Aber was wollte George wirklich von den Farradays? Was steckte hinter all den sonderbaren Fragen, mit denen er Iris dauernd bombardierte? Hatte sich George in der letzten Zeit nicht seltsam verändert?

Der merkwürdige, trunkene Blick, den er damals immer bekam! Lucilla meinte, das sei eine Folge von zuviel Portwein. Von Lucilla konnte man nichts anderes erwarten. Nein, George war entschieden sonderbar geworden. Er machte den Eindruck, als leide er abwechselnd unter Erregungszuständen und langen Perioden vollständiger Abstumpfung.

Den August hatten sie zum größten Teil in Little Priors verbracht. Ein gräßliches Haus! Iris fröstelte. Sie haßte das Haus. Ein anmutiges, wohlgebautes Haus, harmonisch möbliert und ausgestattet - Ruth Lessing versagte nie! - und dennoch auf eine seltsame, beängstigende Weise leer. Sie wohnten nicht in dem Haus, sie hielten es besetzt. Wie Soldaten, die im Kriege einen Beobachtungsposten in Feindesland besetzt hielten. Was den Aufenthalt so unerträglich machte, war die Bemühung,

äußerlich den Anschein des üblichen normalen Ferienbetriebes zu erwecken. Besuche über das Wochenende, Tennispartien, kleine Abendessen mit den Farradays. Sandra Farraday war reizend zu ihnen gewesen - genau wie man mit Nachbarn umgeht, mit denen man schon befreundet ist. Sie hatte Bekanntschaften mit den Leuten aus der Gegend vermittelt, Ratschläge wegen der Reitpferde erteilt und Lucilla mit der Rücksicht behandelt, die ihren Jahren entsprach. Aber niemand wußte, was sie wohl hinter der Maske ihres blassen, lächelnden Gesichts dachte. Eine Frau wie eine Sphinx. Mit Stephen war sie weniger zusammengekommen. Er war sehr beschäftigt und häufig in politischen Geschäften abwesend. Iris hatte den bestimmten Eindruck, daß er es absichtlich vermied, die Bewohner von Little Priors öfter zu sehen, als unbedingt notwendig war.

So war der August verstrichen, und dann der September. Man hatte beschlossen, im Oktober wieder nach London zurückzukehren. Iris hatte aufgeatmet. In London wurde George vielleicht wieder der alte.

Und dann war sie in der vergangenen Nacht durch ein leises Klopfen an ihrer Tür geweckt worden. Sie hatte das Licht angeknipst und auf die Uhr geschaut. Erst eins. Sie war um halb elf zu Bett gegangen und dachte, es sei viel später. Sie warf ihren Schlafrock über und ging selbst zur Tür. Irgendwie schien ihr das passender zu sein, als bloß «herein» zu rufen. Draußen stand George. Er war noch nicht zu Bett gewesen und hatte noch den Smoking an. Er atmete schwer und sah im Gesicht merkwürdig bläulich aus. Er sagte: «Komm hinunter ins Arbeitszimmer, Iris. Ich muß mit dir reden. Ich muß mit jemand reden.»

Sie gehorchte, verwundert und noch vom Schlaf befangen. Im Arbeitszimmer angelangt, schloß er die Tür und setzte sich ihr gegenüber an den Schreibtisch. Er schob ihr die Zigaretten zu und zündete sich gleichzeitig mit zitternder Hand selbst eine an.

Iris fragte: «Ist etwas passiert, George?» Sie war jetzt wirklich beunruhigt. Er sah aus wie ein Gespenst. George begann kurz und abgerissen zu sprechen. «Ich komme allein nicht weiter. Ich kann nicht mehr schweigen. Du mußt mir sagen, was du davon hältst - ob es wahr ist - ob es möglich ist...»

«Wovon sprichst du eigentlich, George?»

«Du mußt etwas beobachtet, etwas gemerkt haben. Hat sie nie etwas gesagt? Es muß doch irgendein Grund dasein...» Iris starrte ihn verständnislos an.

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. «Du begreifst nicht, wovon ich rede. Das sehe ich. Mach kein so ängstliches Gesicht, Kleine. Du mußt mir helfen. Du mußt versuchen, dich an jede kleinste Einzelheit zu erinnern. Ja, es klingt alles ein bißchen wirr, aber du wirst mich gleich verstehen - wenn ich dir die Briefe zeige.»

George öffnete eine Schreibtischschublade und entnahm ihr zwei Blätter Papier. Es waren blaßblaue, harmlos aussehende Briefbogen, auf denen in Druckbuchstaben Worte standen. «Lies das», sagte George.

Iris schaute auf das Papier. Der Text war klar und ohne Umschweife.

«Sie glauben, Ihre Frau habe Selbstmord begangen. Das stimmt nicht. Sie ist umgebracht worden.»

Auf dem zweiten Bogen stand: «Ihre Frau Rosemarie hat sich nicht umgebracht. Sie ist ermordet worden.» Während Iris wie gebannt auf die beiden Schriftstücke starrte, fuhr George fort: «Das habe ich vor etwa drei Monaten bekommen. Zuerst dachte ich, es wäre ein Scherz - ein schlechter, grausamer Scherz. Dann fing ich an zu überlegen. Aus welchem Grund hätte Rosemarie Selbstmord begehen sollen?» Iris antwortete mechanisch: «Seelische Depression nach einem Grippeanfall.»

«Ja, aber bei näherer Überlegung ist das doch dummes Zeug, findest du nicht? Ich meine, es gibt sehr viele Leute, die Grippe

haben und sich hinterher ein bißchen deprimiert fühlen, aber nicht gleich...»

Iris sagte mühsam: «Vielleicht war sie unglücklich?»

«Ja, vielleicht.» George schien einen Augenblick über diese Möglichkeit nachzudenken. «Trotzdem sehe ich nicht ein, warum Rosemarie ihrem Leben ein gewaltsames Ende setzen mußte, weil sie unglücklich war. Gedroht hätte sie vielleicht damit, aber ich glaube nicht, daß sie Ernst gemacht hätte.»

«Aber sie muß es doch selbst getan haben, George! Es gibt keine andere Erklärung! Das Zeug ist sogar in ihrer Handtasche gefunden worden.»

«Ich weiß, es schien alles sehr glaubwürdig. Aber seitdem das da gekommen ist» - er klopft mit dem Fingernagel auf die anonymen Briefe -, «habe ich dauernd hin und her überlegt. Und je mehr ich über die Dinge nachdenke, desto sicherer scheint es mir, daß an den Briefen etwas wahr ist. Das ist auch der Grund, weshalb ich dich immer fragte, ob sie Feinde hatte, ob sie jemals etwas sagte, das nach Angst klang. Wer sie getötet hat, muß doch ein Motiv gehabt haben...»

«George, du bist verrückt...»

«Ja, das glaube ich manchmal selbst. Aber ein andermal weiß ich dann wieder, daß ich auf der richtigen Spur bin. Aber ich muß es genau wissen - muß alles herausbringen. Und du mußt mir dabei helfen, Iris. Du mußt nachdenken. Du mußt dein Gedächtnis anstrengen - dich erinnern. Geh Rosemaries Geburtstagabend in Gedanken immer wieder durch. Denn du begreifst doch: wenn sie ermordet worden ist, muß es jemand getan haben, der an dem Abend mit uns am Tisch saß. Das siehst du doch ein, nicht wahr?»

Ja, das sah Iris ein. Sie durfte die Erinnerung an jenen Abend nicht mehr beiseite schieben. Alles mußte ihr wieder einfallen. Die Musik, die Trommelwirbel, die erlöschenden Lichter, das Kabarett, die Lichter, die wieder angingen - und Rosemarie, wie

sie mit verkrampftem, bläulich angelaufenem Gesicht über den Tisch hingestreckt lag. Iris überlief es kalt. Sie hatte Angst - furchtbare Angst...

Sie mußte sich zum Denken zwingen - zur Erinnerung. Es durfte kein Vergessen geben.

2

Ruth Lessing

Während einer vorübergehenden Ruhepause in ihrem vollgedrängten Arbeitstag dachte Ruth Lessing an die Frau ihres Chefs, Rosemarie Barton.

Sie hatte gegen Rosemarie eine ziemliche Abneigung empfunden. Wie sehr, hatte sie erst an jenem Novembermorgen gespürt, an dem sie Victor Drake zum erstenmal begegnet war. Das Gespräch mit Victor war der Anfang gewesen, hatte alles andere ins Rollen gebracht. Vor diesem Gespräch waren ihre Gefühle und Gedanken so tief in ihrem Unterbewußtsein verborgen, daß ihr eigentlich nichts von alledem klar war. Sie war George Barton treu ergeben, war es immer gewesen. Als kühle, tüchtige junge Person von dreiundzwanzig Jahren hatte sie die Stellung bei ihm angetreten und gleich gesehen, daß sich jemand seiner annehmen mußte. Dieser «Jemand» wurde sie. Sie hatte ihm Zeit, Geld und Mühe erspart. Sie suchte seine Freunde aus und sorgte dafür, daß er Liebhabereien fand, die zu ihm paßten. Sie bewahrte ihn vor zweifelhaften geschäftlichen Abenteuern und regte ihn gelegentlich zu klugen Spekulationen an. Kein einziges Mal in ihrer langjährigen Verbindung hatte George den geringsten Verdacht, Ruth sei etwas anderes als seine ergebene, aufmerksame Angestellte, die genau nach seinen Direktiven arbeitete. Ihre Erscheinung machte ihm ausgesprochen Freude: das dunkle, schimmernde, ordentlich frisierte Haar, ihre gutgeschnittenen Kostüme und adretten Hemdblusen, die kleinen Perlen in ihren wohlgeformten Ohrläppchen, die diskrete Schattierung ihres Lippenstiftes. Ruth - dieses Gefühl hatte er - war so, wie sie sein sollte. Er mochte ihre unpersönliche, ruhige Art gern leiden, ihr vollständiges Verzichten auf eine sentimentale oder familiäre Note. Infolgedessen sprach er mit ihr ziemlich viel über seine

Privatangelegenheiten, wobei sie voll Anteilnahme zuhörte und von Zeit zu Zeit einen nützlichen Rat einstreute. Mit seiner Heirat hatte sie jedoch nichts zu tun. Sie war auch nicht damit einverstanden. Aber sie fand sich damit ab und war bei den Hochzeitsvorbereitungen eine unschätzbare Hilfe, die Frau Marle in vielem entlastete. In der ersten Zeit nach der Hochzeit stand Ruth mit dem Chef auf etwas weniger vertrautem Fuß. Sie beschränkte sich auf die Arbeit im Büro, von der ihr George einen großen Teil überließ. Ihre Tüchtigkeit war aber so auffällig, daß Rosemarie bald erkannte, «Georges Fräulein Lessing» sei eine unentbehrliche Hilfe in allen Lebenslagen. Auch war Fräulein Lessing stets liebenswürdig, heiter und höflich.

George, Rosemarie und Iris nannten sie alle beim Vornamen, und sie kam oft zum Mittagessen an den Elvaston Square. Sie war jetzt neunundzwanzig und sah noch genauso aus wie mit dreiundzwanzig.

Über Victor Drake sprach George mit ihr an einem Novembermorgen. «Ruth, ich möchte, daß Sie etwas Unangenehmes für mich erledigen.» Sie sah ihn erwartungsvoll an.

«In jeder Familie gibt es ein schwarzes Schaf», fuhr George fort.

Ruth nickte teilnahmsvoll.

«In diesem Fall handelt es sich um einen Vetter meiner Frau - einen unverbesserlichen Tunichtgut. Seine Mutter hat er halb an den Bettelstab gebracht - die gute dumme Seele hat die paar Aktien, die sie besaß, größtenteils verkauft, um ihm aus der Tinte zu helfen. Angefangen hat es mit einer Scheckfälschung in Oxford - die ist vertuscht worden, und seitdem wird er dauernd in der Welt herumgeschickt. Nirgends bringt er es zu etwas.»

Ruth hörte ohne großes Interesse zu. Sie kannte solche Leute: sie betrieben Orangenplantangen, züchteten Hühner, gingen als

Aufseher auf australische Viehfarmen, hatten Posten bei Gefrierfleischkonzernen in Neuseeland. Sie brachten es nie zu etwas, bleiben nirgends lang, und das Kapital, das man in sie hineingesteckt hatte, zerrann ihnen unweigerlich zwischen den Händen. Diese Leute hatten Ruth nie interessiert. Sie hielt es lieber mit den Erfolgreichen.

«Er ist jetzt in London aufgetaucht», erklärte George weiter, «und belästigt meine Frau. Sie hat ihn seit ihrer Schulzeit nicht gesehen, aber der Gauner hat eine große Überredungsgabe und bittet sie um Geld; das werde ich nicht dulden. Ich habe mich mit ihm für heute mittag zwölf Uhr in seinem Hotel verabredet und möchte gern, daß Sie für mich hingehen. Die Sache ist so, daß ich mit dem Mann nicht in persönliche Berührung kommen will. Ich kenne ihn nicht und wünsche ihn nicht kennenzulernen, und ich will auch nicht, daß Rosemarie mit ihm zusammentrifft. Ich denke mir, die ganze Geschichte läßt sich auf rein geschäftlicher Basis erledigen, falls das durch eine dritte Person geschieht.»

«Ja, das ist immer eine gute Methode. Wie soll Ihre Vereinbarung mit ihm aussehen?»

«Hundert Pfund in bar und eine Schiffskarte nach Buenos Aires. Das Geld wird ihm erst an Bord ausgehändigt.» Ruth lächelte. - «Ganz richtig. Sie wollen sicher sein, daß er auch wirklich abreist.»

«Ich sehe, Sie verstehen mich.»

«Es ist kein außergewöhnlicher Fall», meinte Ruth gleichgültig. «Nein, es gibt eine Menge solcher Leute.» George zögerte. «Macht es Ihnen wirklich nichts aus, mir die Sache abzunehmen?»

«Natürlich nicht. - Wie steht es mit seiner Passage? Wie heißt er übrigens?»

«Victor Drake. Hier ist das Billett. Ich habe die Reederei gestern angerufen. Das Schiff ist die <San Cristobal» und geht

morgen von Tilbury aus in See.»

Ruth nahm die Schiffskarte, sah nach, ob sie richtig ausgestellt war, und steckte sie in ihre Handtasche. «Es ist gut, ich besorge das. Zwölf Uhr. Wo wohnt er?»

«Im Rupert-Hotel beim Rüssel Square.» Sie notierte das Hotel.

«Meine liebe Ruth, ich weiß nicht, was ich ohne Sie anfangen würde.» George legte ihr liebevoll die Hand auf die Schulter. Es war das erstemal, daß er etwas Derartiges getan hatte. «Sie sind meine rechte Hand, mein zweites Ich.» Sie errötete vor Freude.

«Ich habe nie viel Worte machen können - habe alles, was Sie für mich tun, einfach hingenommen - aber in Wirklichkeit ist es anders. Sie ahnen nicht, wie sehr ich mich auf Sie verlasse - in allem», wiederholte er. «Sie sind der liebste, netteste, hilfsbereiteste Mensch auf der Welt!»

Ruth lachte, um ihre Freude und Verlegenheit zu verbergen. «Sie verwöhnen mich, wenn Sie mir so reizende Sachen sagen.»

«Nein, ich meine es ganz ernst. Sie sind ein Teil der Firma, Ruth. Ein Leben ohne Sie wäre undenkbar.» Sie ging hinaus, ein Gefühl der Wärme im Herzen. Sie spürte es immer noch, als sie im Rupert-Hotel anlangte.

Die Aufgabe, die vor ihr lag, bereitete ihr kein Unbehagen. Sie vertraute fest auf ihre Fähigkeit, mit jeder Lebenslage fertig zu werden. Menschen, die behaupteten, vom Schicksal verfolgt zu sein, machten ihr gar keinen Eindruck. Sie war bereit, den Fall Victor Drake als eine ihrer täglichen Büropflichten in Angriff zu nehmen.

Victor war fast so, wie sie sich ihn vorgestellt hatte, nur bedeutend anziehender. In ihrem Urteil über seinen Charakter hatte sie sich nicht geirrt. An Victor Drake war nicht viel Gutes. Höchste Kaltherzigkeit und Berechnung hinter einer Maske liebenswürdiger Verwegenheit. Eines hatte sie nicht vorausgesehen: seine Fähigkeit, die Gedanken anderer

Menschen zu erraten, und die geübte Leichtigkeit, mit der er jedes Gefühl zu behandeln verstand. Vielleicht hatte sie auch ihre eigene Empfänglichkeit für seinen Charme unterschätzt. Denn Charme besaß er wirklich. Er begrüßte sie mit freudig erstaunter Miene. «Sie kommen von George! Das ist ja großartig! Was für eine reizende Überraschung!»

In trockenen, ruhigen Worten setzte sie ihm Georges Bedingungen auseinander. Victor erklärte sich in liebenswürdigster Weise damit einverstanden.

«Hundert Pfund? Gar nicht schlecht. Der arme alte George! Ich hätte auch sechzig genommen - aber sagen Sie es ihm nicht! Bedingungen: der schönen Cousine Rosemarie keinen Kummer machen, der unschuldigen Cousine Iris nicht nahekommen, den werten Vetter George nicht belästigen. Alles angenommen! Und wer wird mich auf der <San Cristobal> verabschieden? Sie, mein liebes Fräulein Lessing? Das ist ja entzückend!» Er bewegte die Nasenspitze und zwinkerte lustig mit den Augen. Sein Gesicht war schmal und gebräunt, und er hatte etwas von einem Stierkämpfer an sich - romantische Vorstellung! Er übte eine starke Wirkung auf Frauen aus und war sich dessen auch bewußt. «Sie sind schon eine ganze Weile bei Barton, nicht wahr, Fräulein Lessing?»

«Sechs Jahre.»

«Und er könnte ohne Sie gar nicht auskommen! O ja, das weiß ich. Und ich weiß auch über Sie alles, Fräulein Lessing.»

«Wieso?» fragte Ruth interessiert. Victor grinste. «Rosemarie hat es mir erzählt.»

«Rosemarie? Aber -»

«Ja, ist schon gut. Ich habe nicht die Absicht, Rosemarie weiter zu belästigen. Sie ist sehr nett zu mir gewesen - sehr verständnisvoll. Um ehrlich zu sein, ich habe sogar einen Hunderter aus ihr herausgeholt.»

«Sie haben...» Ruth brach ab, und Victor lachte. Sein Lachen

war ansteckend. Sie ertappte sich dabei, wie sie selbst lachte. «Das ist aber schlimm von Ihnen, Herr Drake.»

«Ja, ich bin ein sehr geübter Überredungskünstler. Meine Technik ist auf der Höhe. Meine gute Mutter wird mich beispielsweise nie im Stich lassen, wenn ich telegrafisch mit sofortigem Selbstmord drohe.»

«Sie sollten sich eigentlich schämen.»

«Ich mißbillige mein Verhalten aufs äußerste. Ich bin ein schlechter Kerl, Fräulein Lessing, ich wollte, Sie wüßten, wie schlecht.»

«Warum?» fragte sie neugierig.

«Ich weiß nicht. Sie sind anders. Bei Ihnen würde ich mit meiner gewöhnlichen Technik nicht durchkommen. Sie haben so einen klaren Blick - Sie würden nicht darauf hereinfallen. <Ein armer Teufel... Opfer der Verhältnisse> - das verfängt bei Ihnen nicht. Sie haben kein Mitleid.»

Ihr Gesicht wurde hart. «Ich hasse Mitleid. Und vor allem habe ich keine Nachsicht für Schwäche.»

«Wer sagt, daß ich schwach bin? Nein, nein - da irren Sie sich, meine Liebe. Böse - ja, das vielleicht. Aber eines läßt sich zu meinen Gunsten sagen.»

«Nämlich?»

«Daß es mir gewaltig Spaß macht.» Er nickte. «Ja, es macht mir ungeheuren Spaß. Ich habe sehr viel erlebt, Ruth. Ich habe in meinem Leben fast alles getan, was man tun kann. Ich bin Schauspieler gewesen - Ladenbesitzer - Kellner - Taglöhner - Gepäckträger - sogar Requisiteur in einem Zirkus! Als Matrose fuhr ich auf einem Trampdampfer. Ich war Präsidentschaftskandidat in einer südamerikanischen Republik. Ich habe im Gefängnis gesessen. Nur zwei Dinge habe ich nie getan: ehrliche Arbeit geleistet und für mich selbst bezahlt.» Er sah sie lachend an. Sie hatte das Gefühl, sie müsse empört sein.

Aber die Kraft Victor Drakes war die Kraft des Teufels. Er besaß die Fähigkeit, das Böse unterhaltend erscheinen zu lassen. Sein unheimlich durchdringender Blick hielt sie gefangen. «Machen Sie doch kein so ablehnendes Gesicht, Ruth! Sie sind auch nicht so moralisch, wie Sie glauben! Ihr Fetisch heißt Erfolg. Sie sind eines von den Mädchen, die schließlich ihren Chef heiraten. Und das hätten Sie mit George tun sollen. George hätte diese dumme kleine Rosemarie nicht heiraten dürfen. Sie hätte er heiraten müssen! Das wäre ihm tausendmal besser bekommen.»

«Sie werden allmählich unverschämt.»

«Rosemarie ist eine blöde kleine Närrin und ist es immer gewesen. Schön wie ein Engel und dumm wie ein Kaninchen. Sie gehört zu der Sorte, in die sich die Männer verlieben, aber bei der sie nicht bleiben. Sie dagegen - Sie sind ganz anders. Mein Gott - wenn ein Mann sich in Sie verliebt, läßt er nicht mehr locker.»

Er hatte ihre wundeste Stelle berührt. Sie sagte mit plötzlicher, rücksichtsloser Aufrichtigkeit: «Ja, wenn! Aber er hat sich nun einmal nicht in mich verliebt!»

«Sie meinen George? Täuschen Sie sich nicht, Ruth. Wenn Rosemarie etwas zustieße, würde George Sie auf der Stelle heiraten.»

Ja, das war es gewesen. Damit hatte alles angefangen. «Das wissen Sie aber genausogut wie ich.» George, der seine Hand auf die ihre legte, der mit warmer, liebevoller Stimme zu ihr sprach - ja, das stimmte sicher... Er verließ sich auf sie, stützte sich auf sie...

Victor sagte sanft: «Es fehlt Ihnen am Selbstvertrauen, meine Liebe. Sie könnten George um den Finger wickeln. Rosemarie ist bloß eine dumme kleine Närrin.»

Er hat recht, dachte Ruth. Wenn Rosemarie nicht wäre, könnte ich von George erreichen, daß er mich heiratet. Ich

würde gut zu ihm sein. Ich würde für ihn sorgen.

Auf einmal stieg ein blinder Zorn, eine leidenschaftliche Wut in ihr auf. Victor Drake beobachtete sie mit geheimem Vergnügen. Es machte ihm Spaß, anderen Menschen Gedanken in den Kopf zu setzen. Oder auch - wie in diesem Fall - ihnen zu zeigen, daß sie diese Gedanken schon im Kopf hatten... Ja, so hatte es begonnen - eine Zufallsbegegnung mit einem Mann, der am nächsten Tag nach der entgegengesetzten Seite der Erdkugel abreisen sollte. Die Ruth, die ins Büro zurückkam, war nicht die gleiche Ruth, die es einige Stunden vorher verlassen hatte; aber in ihrem Auftreten und in ihrer Erscheinung hätte niemand einen Unterschied wahrnehmen können.

Kurz nach ihrer Rückkehr ins Büro rief Rosemarie Barton dort an.

«Herr Barton ist gerade zum Essen ausgegangen. Kann ich irgend etwas besorgen?»

«Ach, Ruth, wären Sie so gut? Dieser langweilige Oberst Race hat telegrafiert, daß er nicht rechtzeitig zu meiner Gesellschaft zurück sein kann. Fragen Sie George, wen ich an seiner Stelle einladen soll. Wir müssen noch einen vierten Herrn haben. Außer mir kommen drei Frauen - Iris und Sandra Farraday und - wer ist nur die dritte? Ich kann mich beim besten Willen nicht erinnern.»

«Ich glaube, ich. Sie waren so freundlich, mich einzuladen.»

«Ja natürlich, Ruth. Ich hatte Sie total vergessen.» Rosemarie ließ ein leichtes, klingendes Lachen hören. Die plötzliche Röte, die in Ruths hartgewordenes Gesicht stieg, konnte sie nicht sehen.

Aus Gnade - aus Rücksicht auf George hatte Rosemarie sie zu ihrer Geburtstagsgesellschaft eingeladen! «Nun, meinetwegen, lassen wir deine Ruth Lessing kommen. Es wird ihr Freude machen, und sie ist so riesig nützlich. Außerdem sieht sie ganz annehmbar aus.»

In diesem Augenblick war sich Ruth Lessing bewußt, daß sie Rosemarie Barton haßte. Sie haßte sie wegen ihres Reichtums, ihrer Schönheit, ihrer Gleichgültigkeit, ihrer Hirnlosigkeit. Für Rosemarie gab es keine harte tägliche Pflichtarbeit in einem Büro - ihr wurde alles auf einer goldenen Schüssel gereicht. Liebesaffären - ein Gatte, der in sie vernarrt war - kein Zwang zur Arbeit und Vorsorge...

Verhaßte, herablassende, hochmütige, oberflächliche Schönheit...

«Ich wollte, du wärst tot», flüsterte Ruth Lessing leise in das schweigende Telefon.

Sie erschrak über ihre eigenen Worte. Sie paßten so gar nicht zu ihr. Nie war sie leidenschaftlich, nie gewalttätig gewesen - nie anders als kühl, beherrscht und tüchtig. Was ist mit mir los? fragte sie sich.

An jenem Nachmittag hatte sie Rosemarie Barton gehaßt. Heute, ein Jahr später, haßte sie Rosemarie Barton immer noch. Eines Tages würde es ihr vielleicht gelingen, Rosemarie Barton zu vergessen. Aber jetzt noch nicht. Sie dachte bewußt an jene Novembertage zurück - wie sie vor dem Telefon saß und den Haß in sich aufsteigen spürte... Wie sie George mit liebenswürdiger und ruhiger Stimme Rosemaries Botschaft ausrichtete. Wie sie vorgeschlagen hatte, selbst auf den Abend zu verzichten, damit die Gäste eine gerade Zahl bilden sollten. Da war sie aber bei George schön angekommen!

Wie sie am nächsten Morgen zu ihm hineingegangen war, um über die Abfahrt der «San Cristobal«zu berichten. Georges Erleichterung und Dankbarkeit. «Er ist also wirklich abgereist?»

«Ja. Ich habe ihm das Geld gegeben, unmittelbar bevor die Laufplanke eingezogen wurde.» Sie zögerte und fuhr dann fort:

«Als das Schiff abdrehte, rief er noch: <Umarmen Sie George und sagen Sie ihm, daß ich heute abend auf sein Wohl trinke!»»

«Unverschämter Kerl...!» sagte George. Dann fragte er

neugierig: «Was halten Sie von ihm, Ruth?»

Ruth antwortete mit ausdrucksloser Stimme: «Oh - ein schwacher Charakter.»

Und George sah nichts, merkte nichts! Sie hatte das Gefühl, sie müsse hinausschreien: «Warum hast du mich zu ihm geschickt? Wußtest du nicht, was er mir antun konnte? Begreifst du nicht, daß ich seit gestern ein anderer Mensch bin? Daß ich gefährlich geworden bin und zu allem fähig?»

Statt dessen sagte sie in geschäftsmäßigem Ton: «Was den Brief nach Sao Paulo betrifft...» Sie war ganz die beherrschte, zuverlässige Sekretärin... Fünf Tage später. Rosemaries Geburtstag. Ein stiller Tag im Büro - Besuch beim Coiffeur - ein neues, schwarzes Kleid - diskret etwas Schminke aufgelegt. Das Gesicht, das ihr aus dem Spiegel entgegensah, war nicht ganz ihr eigenes Gesicht. Ein blasses, entschlossenes, verbittertes Gesicht.

Was Victor Drake gesagt hatte, stimmte. In ihr war kein Mitleid.

Als sie später über den Tisch hinweg auf Rosemarie Bartons bläuliches, verkrampftes Gesicht starrte, empfand sie immer noch kein Mitleid.

Und jetzt, elf Monate später, dachte sie an Rosemarie Barton und empfand plötzlich Angst...

3

Anthony Browne

Anthony Browne schaute stirnrunzelnd ins Leere, als er an Rosemarie Barton dachte.

Ein verfluchter Narr war er, sich jemals mit ihr einzulassen! Immerhin: ein Mann durfte dafür Nachsicht beanspruchen. Sie war ja so schön. An dem Abend im Dorchester-Restaurant hatte er den Blick nicht von ihr wenden können. Schön wie ein Bild - und vermutlich ebenso leer.

Trotzdem hatte er sich in sie verliebt. Hatte alles in Bewegung gesetzt, um jemand auf zutreiben, der ihn ihr vorstellen konnte. Das war unverzeihlich, denn er hätte an nichts anderes denken dürfen als an seinen Auftrag. Schließlich vertrödelte er seine Tage nicht zum Vergnügen im Claridge-Hotel. Aber Rosemarie Barton war ohne Frage schön genug, um eine vorübergehende Pflichtvernachlässigung begreiflich erscheinen zu lassen. Hinterher konnte man sich Vorwürfe machen, daß man so vernarrt gewesen war. Glücklicherweise hatte er nichts zu bereuen. Fast vom ersten Augenblick ihrer persönlichen Bekanntschaft an hatte der Zauber etwas nachgelassen. Die Dinge bekamen wieder ihr richtiges Maß. Es war keine Liebe - nicht einmal Verblendung. Ein amüsanter Zeitvertreib - nicht mehr und nicht weniger.

Nun, er hatte die Zeit sehr genossen, und Rosemarie auch. Sie tanzte wie ein Engel, und wo er mit ihr erschien, verdrehten die Männer die Hälse. Das machte einem Mann Spaß. Allerdings nur so lange, als man kein intelligentes Gespräch mit ihr erwartete. Er dankte seinem Schicksal, daß er mit ihr nicht verheiratet war. Wenn man sich einmal an diese vollendete Schönheit von Gesicht und Körper gewöhnt hatte - was gab es dann noch? Sie konnte nicht einmal verständnisvoll zuhören. Höchstens, wenn man ihr jeden Tag von neuem versicherte, daß

man sie leidenschaftlich liebe!

Ja, jetzt hatte er leicht reden. Aber damals war er auf dem besten Wege, ihretwegen den Kopf zu verlieren - bis zu jenem erschreckenden, unglaublichen Gespräch. Er erinnerte sich noch genau, wie sie ausgesehen hatte: die kastanienbraune Locke, die ihr in die Stirn fiel, die gesenkten Lider, durch die ihre dunkelblauen Augen hindurchschimmerten, der schmollende Ausdruck ihrer weichen, roten Lippen.

«Anthony Browne. Das ist ein hübscher Name.»

Er sagte in leichtem Ton: «Ein sehr alter und ehrwürdiger Name. Es hat einen Kammerherrn Heinrichs VIII. gegeben, der auch so hieß.»

«War das ein Ahnherr von dir?»

«Darauf möchte ich keinen Eid ablegen.»

«Das möchte ich dir auch nicht raten.»

Er zog die Augenbrauen hoch. «Ich stamme vom kolonialen Zweig der Familie ab.»

«Nicht vom italienischen?»

«Aha», lachte er, «wegen meiner bräunlichen Hautfarbe? Nein, ich hatte eine spanische Mutter.»

«Das erklärt alles.»

«Erklärt was?»

«Eine ganze Menge, Herr Anthony Browne.»

«Mein Name scheint dir gut zu gefallen.»

«Ja, das sage ich doch. Es ist ein hübscher Name.»

Und dann kam es wie ein Blitz aus heiterem Himmel: «Viel hübscher als Tony Morelli.»

Im ersten Augenblick traute er seinen Ohren nicht. Es war nicht zu glauben - unmöglich! Er packte sie am Arm. Unter der Härte seines Griffs zuckte sie zusammen.

«Au - du tust mir weh!»

«Wo hast du diesen Namen erfahren?» Seine Stimme klang rauh und drohend.

Sie lachte, entzückt über die Wirkung ihrer Worte. Unsagbar dumme kleine Person! «Wer hat dir den Namen verraten?»

«Jemand, der dich erkannt hat.»

«Wer war das? Hör - ich meine es ernst, Rosemarie. Ich muß das wissen.»

Sie warf ihm einen Blick von der Seite zu. «Ein schlechtbeleumdeter Vetter von mir, Victor Drake.»

«Ich kenne niemanden, der so heißt.»

«Wahrscheinlich hat er zu deiner Zeit einen anderen Namen geführt. Aus Rücksicht auf die Familie.»

Anthony sagte langsam: «Ich verstehe. Das war - im Gefängnis?»

«Ja. Ich habe Victor unlängst die Leviten gelesen - ihm gesagt, daß er ein Schandfleck für uns alle sei. Natürlich hat er sich nichts daraus gemacht. Er grinste nur: <Du nimmst es selbst auch nicht immer so genau, Herzchen. Neulich abends habe ich dich mit einem früheren Sträfling tanzen sehen - er ist sogar einer deiner besten Freunde. Wie ich höre, nennt er sich jetzt Anthony Browne, aber im Kittchen hieß er Tony Morelli.>» Anthony meinte leichthin: «Ich muß die Bekanntschaft mit diesem Jugendfreund erneuern. Wir alten Galgenvögel müssen zusammenhalten.»

Rosemarie schüttelte den Kopf. «Zu spät. Man hat ihn schon nach Südamerika expediert. Er ist gestern abgefahren.»

«Aha.» Anthony tat einen tiefen Atemzug. «Dann bist du also die einzige, die mein schuldbeladenes Geheimnis kennt?

Sie nickte. «Ich werde es nicht verraten.»

«Das würde ich dir auch nicht empfehlen.» Seine Stimme klang ernst. «Hör zu, Rosemarie - diese Sache ist gefährlich. Du möchtest dir dein schönes Gesicht doch nicht entstellen lassen?

Es gibt Leute, die vor solchen Kleinigkeiten nicht zurückschrecken. Und außerdem gibt es die hübsche Sitte des Umbringens. Das passiert nicht nur in Romanen und Filmen, sondern auch im Leben.»

«Tony - soll das eine Drohung sein?»

«Nein, eine Warnung.»

Würde sie sich nach seiner Warnung richten? Begriff sie, daß er mit tödlichem Ernst gesprochen hatte? «Vergiß, daß du jemals den Namen Tony Morelli gehört hast, verstehst du?»

«Aber es macht mir nicht das geringste aus, Tony. Ich bin ein großzügiger Mensch. Ich finde es geradezu aufregend, einen Verbrecher zu kennen. Du brauchst dich nicht zu schämen.» Dumme, kleine Gans! Wie hatte er sich nur jemals einbilden können, es liege ihm etwas an ihr? Dumme Frauen ertrug er nie - auch nicht, wenn sie schön waren.

«Denk nicht mehr an Tony Morelli», wiederholte er grimmig. «Ich meine es ernst. Sprich den Namen nie wieder aus.» Er mußte fort - das war die einzige Möglichkeit. Auf Rosemaries Verschwiegenheit konnte er sich nicht verlassen. Sobald ihr danach zumute war, würde sie alles ausplaudern. Sie lächelte ihn an. Es war ein bezauberndes Lächeln, aber es ließ ihn unbewegt.

«Sei nicht so wütend. Geh mit mir nächste Woche zu dem Ball bei Jarrows.»

«Nächste Woche bin ich nicht da. Ich verreise.»

«Aber doch nicht vor meinem Geburtstag! Du darfst mich nicht im Stich lassen. Ich zähle auf dich. Sag nicht nein! Ich habe jetzt die elende Grippe gehabt und fühle mich noch furchtbar schwach. Du darfst mir nicht widersprechen. Du mußt kommen.»

Vielleicht wäre er fest geblieben. Vielleicht hätte er alles aufgegeben und wäre sofort abgereist. Aber da sah er durch die offene Tür Iris die Treppe herunterkommen. Iris,

hochgewachsen und schlank, mit blasser Haut, schwarzem Haar und grauen Augen. Iris, nicht so schön wie Rosemarie, aber mit der ganzen ausgeprägten Persönlichkeit, die Rosemarie niemals besitzen würde.

In diesem Augenblick empfand er Haß gegen sich selbst, daß er - wenn auch nur ein klein wenig - Rosemaries glattem Reiz erlegen war. Er empfand sie, wie Romeo Rosalinde empfand, als er Julia zum erstenmal sah.

Anthony Browne besann sich anders. Innerhalb einer Sekunde hatte er sich zu einem völlig veränderten Verfahren entschlossen.

4

Stephen Farraday

Stephen Farraday dachte an Rosemarie - dachte an sie mit der fassungslosen Bestürzung, die ihr Bild immer wieder in ihm erweckte. Gewöhnlich verdrängte er jeden Gedanken an sie schon beim Auftauchen - aber es gab Zeiten, in denen Rosemarie, ebenso hartnäckig im Tode wie bei ihren Lebzeiten, sich nicht so willkürlich beiseite schieben ließ.

Sein erstes Gefühl war stets das gleiche: ein rasches, unwillkürliches Frösteln, wenn er an die Szene im Restaurant dachte. Das wenigstens wollte er vergessen! Er zwang seine Erinnerung weiter zurück, zu der lebenden Rosemarie, die gelächelt, geatmet, ihm in die Augen gesehen hatte... Was für ein Narr - was für ein unbeschreiblicher Narr war er gewesen! Wie war alles anders gekommen? Er konnte es einfach nicht begreifen. Als sei sein Leben in zwei Teile zerfallen: ein Teil, der größere, ein vernünftiges, wohlausgewogenes, geordnetes Vorwärtsschreiten, der andere ein kurzer, verwirrter Rausch. Die beiden Teile ließen sich nicht zusammenfügen. Denn trotz seiner Tüchtigkeit und seines scharfen Verstandes besaß Stephen nicht genügend innere Einsicht, um zu erkennen, daß die beiden Teile nur allzu gut zusammenpaßten. Manchmal blickte er auf sein Leben zurück, prüfte es kühl und ohne unangebrachte Gemütsbewegung, aber mit einer gewissen eitlen Selbstzufriedenheit. Schon in frühester Jugend war er entschlossen, im Leben Erfolg zu haben, und trotz aller Schwierigkeiten und anfänglichen Hemmungen hatte er das auch erreicht. Sein Glaube und seine Anschauungen waren sehr einfach. Er glaubte an die Macht des Willens. «Ich will - ich kann» lautete seine Devise.

Der kleine Stephen Farraday hatte seinen Willen systematisch ausgebildet. Er konnte im Leben auf nicht viel Unterstützung

rechnen, außer wenn er sich selbst half. Der zarte, blasse siebenjährige Bub mit der ausgeprägten Stirn und dem entschlossenen Kinn wollte hochkommen – sehr hoch. An seinen Eltern, das wußte er, besaß er keine Stütze. Seine Mutter hatte unter ihrem Stande geheiratet und bereute es. Der Vater, ein kleiner Bauunternehmer, schlau, verschmitzt und geizig, war für die Frau und auch für den Sohn ein Gegenstand der Verachtung... Seiner Mutter, diesem törichten Geschöpf, das seltsamen Stimmungsveränderungen unterworfen war, brachte Stephen nur verlegene Ratlosigkeit entgegen, bis zu dem Tag, an dem er sie am Tisch hingesunken fand, neben sich eine leere Eau de Cologne-Flasche, die ihr aus der Hand gefallen war. An Trinken als Erklärung für die Launen seiner Mutter hatte er nie gedacht. Schnaps oder Bier trank sie nie, und er hatte nie begriffen, daß ihre Leidenschaft für Eau de Cologne einen anderen Grund haben konnte als die Kopfschmerzen, über die sie immer klagte. Damals wurde ihm klar, daß er für seine Eltern wenig Zuneigung empfand. Mit sicherem Instinkt witterte er, daß auch die Eltern für ihn nicht viel übrig hatten. Er war klein für sein Alter, ein stilles Kind, und neigte zum Stottern. «Weichlich» nannte ihn sein Vater.

Still und mit wachsender Entschlossenheit legte sich Stephen seinen Lebensplan zurecht. Er wollte Erfolg haben. Als erste Willensprobe setzte er sich das Ziel, sein Stottern zu überwinden. Zur Übung sprach er langsam, machte zwischen den Worten eine kleine Pause. Mit der Zeit waren seine Bemühungen von Erfolg gekrönt. Er stotterte nicht mehr. Er wurde ein eifriger Schüler. Er rang nach Bildung, denn Bildung konnte ihn vorwärtsbringen. Die Lehrer wurden auf ihn aufmerksam und begannen ihn zu fördern. Er bekam ein Stipendium. Die Schulbehörden traten an seine Eltern heran: der Junge war vielversprechend. Herr Farraday, der mit billig gebauten Wohnhäusern eine Menge Geld verdiente, wurde überredet, sich die Erziehung seines Sohnes etwas kosten zu

lassen. Mit einundzwanzig Jahren kam Stephen aus Oxford zurück. Er hatte gut promoviert, besaß den Ruf eines überzeugenden, witzigen Redners und eine gewisse Fertigkeit im Artikelschreiben. Auch manche nützliche Freundschaft hatte er angeknüpft. Es war die Politik, von der er sich angezogen fühlte. Er hatte gelernt, seine Schüchternheit zu überwinden und einen bewundernswerten gesellschaftlichen Schliff zu entwickeln - bescheiden, liebenswürdig und mit dem Anflug von brillantem Verstand, der die Menschen zu der Bemerkung veranlaßte: «Der junge Mann wird es weit bringen.» Obwohl seinen Anschauungen nach ein Liberaler, war sich Stephen doch darüber klar, daß die Liberale Partei tot war, wenigstens für den Augenblick. Er schloß sich der Arbeiterpartei an. Bald wurde sein Name als der eines «kommenden» Mannes bekannt. Aber die Arbeiterpartei befriedigte Stephen nicht. Er fand sie weniger aufgeschlossen für neue Gedanken und stärker traditionsgebunden als ihre große, mächtige Rivalin. Die Konservativen dagegen sahen sich nach jungen, vielversprechenden Talenten um. Den Konservativen gefiel Stephen Farraday - er war genau das, was sie brauchten. In einem ziemlich fest auf die Arbeiterpartei eingeschworenen Wahlkreis trat er als konservativer Gegenkandidat auf und siegte mit knapper Mehrheit. Mit einem Gefühl des Triumphs hielt er seinen Einzug als Abgeordneter ins Unterhaus. Sein Aufstieg hatte begonnen, und er hatte die richtige Karriere gewählt. Eine Karriere, in der er alles einsetzen konnte, was er an Fähigkeiten und Ehrgeiz besaß. Er spürte, daß er die Kunst zu regieren in sich hatte, und zwar gut zu regieren. Er verstand mit den Menschen umzugehen und wußte, wo er schmeicheln und wo er hart sein mußte. Eines Tages - das schwor er sich zu - werde ich im Kabinett sitzen. Dennoch: sobald sich bei ihm die erste stolze Erregung über seine Zugehörigkeit zum Parlament gelegt hatte, war er schnell enttäuscht. Der Wahlkampf hatte ihn ins Rampenlicht gestellt, aber jetzt lief er im ausgefahrenen Geleise,

ein bloßer Mitläufer, der Parteidisziplin unterworfen, ohne die Möglichkeit, sich auszuzeichnen. Es war nicht leicht, sich über die große Masse zu erheben. Jugend wurde hier mit mißtrauischen Augen betrachtet. Man brauchte etwas anderes als nur Tüchtigkeit. Man brauchte Einfluß.

Es gab bestimmte Interessengruppen. Bestimmte Familien. Man mußte sich protegieren lassen.

Er überlegte, ob er heiraten sollte. Bisher hatte er über diese Frage kaum nachgedacht. In seiner Phantasie lebte das undeutliche Bild eines schönen Geschöpfs, das sein Leben und seine Laufbahn teilen, ihm Kinder schenken und seine Probleme und Ängste verstehen würde. Eine Frau, die so empfand wie er, die seinen Erfolg wünschte und stolz auf ihn war, wenn er ihn erreichte.

Dann ging er eines Tages zu einem der großen Empfänge im Haus Kidderminster. Die Kidderminsters bildeten die mächtigste Gruppe in England. Sie waren - und das seit jeher - eine einflußreiche politische Familie. Jedermann kannte Lord Kidderminster mit seinem kleinen Kaiserbart und seiner hochgewachsenen, vornehmen Gestalt. Lady Kidderminsters langes Schaukelpferdgesicht war ganz England von Rednertribünen und Komitees her vertraut. Sie hatte fünf Töchter, von denen drei ausgesprochene Schönheiten waren, und einen Sohn, der noch in Eton zur Schule ging.

Die Kidderminsters sahen sehr darauf, daß aussichtsreiche junge Parteimitglieder gefördert wurden. So war Stephen zu seiner Einladung gekommen.

Er kannte nicht viele Leute unter den Anwesenden und stand, etwa zwanzig Minuten nach dem Betreten des Hauses, allein an einem Fenster. Die um das Büfett gedrängte Menge verlief sich gerade in die anderen Räume, als er eine große, schwarzgekleidete junge Dame bemerkte, die etwas verloren am Tisch stand. Stephen Farraday besaß einen guten Blick für

Gesichter. Am gleichen Morgen hatte er in der Untergrundbahn eine liegengebliebene Zeitung zur Hand genommen. Dabei war er auf ein ziemlich verwischtes Bild gestoßen, das Lady Alexandra Hayle darstellte, die zweitjüngste Tochter des Grafen von Kidderminster. Darunter hatte eine geschwätzige kleine Legende gestanden: «... stets bescheidenes und zurückhaltendes Auftreten... sehr tierliebend... Lady Alexandra hat einen hauswirtschaftlichen Kurs besucht, da Lady Kidderminster Wert darauf legt, daß ihre Töchter eine gründliche Ausbildung in allen häuslichen Dingen erhalten.»

Die junge Dame, die dort allein am Tisch stand, war Lady Alexandra Hayle, und mit dem unfehlbaren Instinkt eines schüchternen Menschen erkannte Stephen, daß sie gleichfalls schüchtern war. Als die am wenigsten schöne von den fünf Töchtern hatte Alexandra immer unter einem Minderwertigkeitsgefühl gelitten. Obwohl ihr die gleiche Erziehung und Ausbildung wie ihren Schwestern zuteil geworden war, hatte sie nie deren «savoir faire» erreicht, was ihre Mutter beträchtlich irritierte. Sandra mußte sich Mühe geben - es war albern, so ungeschickt und linkisch zu sein.

Stephen wußte das nicht, aber er spürte, daß das Mädchen sich unbehaglich und unglücklich fühlte. Und plötzlich hatte er die Überzeugung, daß hier seine große Chance gekommen war. «Los, du Esel - jetzt oder nie!»

Er durchquerte das Zimmer, stellte sich neben die junge Dame ans Büfett und nahm sich ein belegtes Brötchen. Dann wandte er sich um und sagte nervös und stockend - keine Komödie, er war wirklich nervös: «Erlauben Sie, daß ich Sie anspreche? Ich kenne hier nicht viel Leute und Sie auch nicht, wie ich sehe. Bitte, weisen Sie mich nicht ab! Ich bin nämlich furchtbar sch-sch-schüchtern» - sein Jahre zurückliegendes Stottern stellte sich gerade im richtigen Augenblick wieder ein -, «und Sie sind doch auch sch-schüchtern, nicht wahr?»

Das Mädchen errötete und setzte zum Sprechen an. Aber er

hatte richtig geraten: sie konnte es nicht sagen. Der Satz «Ich bin eine Tochter des Hauses» fiel ihr zu schwer. Statt dessen gab sie ruhig zu: «Ja, ich bin wirklich schüchtern. Ich bin es immer gewesen.»

Stephen fuhr rasch fort: «Es ist ein scheußliches Gefühl. Ob man wohl jemals darüber hinwegkommt? Manchmal ist mir, als wäre mir die Zunge festgewachsen.»

«So geht es mir auch.»

Stephen sprach weiter, ziemlich schnell und von Zeit zu Zeit stotternd, in einer knabenhaften, fast flehenden Art. Vor ein paar Jahren hatte diese Art seiner Natur entsprochen - jetzt war sie ein bewußtes, sorgfältig durchgeführtes Spiel. Sie wirkte jung, naiv, entwaffnend. Er brachte das Gespräch aufs Theater und erwähnte ein Stück, das gerade gegeben wurde und eine ganze Menge Aufsehen erregt hatte. Sandra hatte das Stück auch gesehen. Sie sprachen darüber. Es beschäftigte sich mit sozialen Fragen, und sie waren bald in einer sehr angeregten Diskussion über deren Für und Wider vertieft. Stephen übereilte nichts. Er sah Lady Kidderminster auf der Suche nach ihrer Tochter ins Zimmer kommen. Es gehörte nicht zu seinem Plan, jetzt vorgestellt zu werden. Er murmelte eine Verabschiedung.

«Ich habe unser Gespräch sehr genossen. Ich fand es hier scheußlich, bevor ich Ihre Bekanntschaft machte. Vielen Dank!» Er verließ das Haus Kidderminster mit einem gehobenen Gefühl. Er hatte das Glück beim Schopf gepackt. Nun mußte er das Begonnene festigen.

Während mehrerer Tage nach dem Empfang trieb er sich in

Nach dieser Begegnung traf er Sandra öfters im Park. Er erzählte ihr von seinen Plänen. Sie unterhielten sich über politische Fragen. Er fand sie intelligent, gut beschlagen und sympathisch. Sie besaß einen klaren Verstand und eine seltene Unvoreingenommenheit. Sie wurden wirkliche Freunde. Der nächste Fortschritt bestand darin, daß er ins Haus Kidderminster zum Abendessen eingeladen wurde. Ein Gast war in letzter Minute ausgefallen. Als Lady Kidderminster sich über einen Ersatz den Kopf zerbrach, sagte Sandra ruhig: «Warum nicht Stephen Farraday?»

«Stephen Farraday?»

«Ja, der war neulich bei unserem Empfang, und seither habe ich ihn ein paarmal getroffen.»

Lord Kidderminster wurde zugezogen und war sehr dafür, aufstrebende junge Leute aus der Politik zu fördern. «Ausgezeichneter junger Mann - ganz ausgezeichnet. Kenne seine Familie nicht, aber er wird sich eines Tages noch einen Namen machen.»

Stephen kam zum Essen und zog sich vorzüglich aus der Affäre. «Ein sehr nützlicher junger Mann», urteilte Lady Kidderminster mit unbewußter Arroganz.

Zwei Monate später stellte Stephen sein Glück auf die Probe. Sie saßen bei der Serpentine, und MacTavish hatte seinen Kopf auf Stephens Fuß gelegt.

«Sandra, Sie wissen - Sie müssen wissen, daß ich Sie liebe. Ich möchte Sie zur Frau haben. Ich würde Sie nie darum bitten, wenn ich nicht glaubte, daß ich mir eines Tages einen Namen machen werde. Ich bin fest davon überzeugt, Sie werden sich Ihrer Wahl nicht zu schämen brauchen, das schwöre ich Ihnen.»

«Ich schäme mich meiner Wahl nicht», sagte sie. «Dann hast du also tatsächlich etwas für mich übrig?»

«Wußtest du das nicht?»

«Ich habe es gehofft - aber ich war meiner Sache nicht sicher. Weißt du, daß ich dich von dem Augenblick an geliebt habe, wie ich dich neben dem Büfett stehen sah und mein Herz in beide Hände nahm, um dich anzusprechen? Ich habe in meinem ganzen Leben keine solche Angst gehabt wie damals.»

«Da habe ich dich auch schon geliebt, glaube ich», sagte sie. Es ging nicht alles glatt vonstatten. Sandras ruhige Ankündigung, daß sie Stephen Farraday heiraten werde, rief bei ihrer Familie lebhaften Widerspruch hervor. Wer war Stephen Farraday? Was wußte man über ihn?

Lord Kidderminster gegenüber äußerte sich Stephen offen über seine Herkunft und Abstammung. Dabei konnte er einen flüchtigen Gedanken nicht unterdrücken, wie gut es für seine Aussichten war, daß seine Eltern nicht mehr lebten. Zu seiner Frau sagte Lord Kidderminster: «Hm - es hätte viel schlimmer kommen können.»

Er kannte seine Tochter recht gut und wußte, daß sich hinter ihrer stillen Art ein unbeugsamer Eigensinn verbarg. Wenn sie den Burschen haben wollte, dann bekam sie ihn auch. Sie würde nie nachgeben!

«Der Junge hat eine große Karriere vor sich. Mit ein bißchen Unterstützung wird er es weit bringen. Und wir könnten, weiß Gott, etwas frisches Blut brauchen. Außerdem scheint er ein ordentlicher Kerl zu sein.»

Lady Kidderminster stimmte ihm widerwillig zu. Stephen war ganz und gar nicht der Ehemann, den sie sich für Sandra vorgestellt hatte. Allerdings - Sandra war die schwierigste von ihren Töchtern. Susan war eine Schönheit gewesen, und Esther besaß eine überdurchschnittliche Intelligenz. Diana, das kluge Kind, hatte den jungen Herzog von Harwich geheiratet - die Partie der Saison. Sandra hatte natürlich weniger Charme, und dann war sie so schüchtern - nun, wenn der junge Mann wirklich eine Zukunft hatte, wie alle zu glauben schienen... Sie streckte

die Waffen und murmelte bloß noch: «Aber unseren Einfluß werden wir geltend machen müssen...» So nahm denn Alexandra Catherine Hayle, in weißem Seidenkleid und Brüsseler Spitzen, mit sechs Brautjungfern, zwei winzigen Pagen und allem übrigen Zubehör einer eleganten Hochzeit, Stephen Leonard Farraday zum ehelich angetrauten Gatten. Das junge Paar machte die Hochzeitsreise nach Italien und ließ sich dann in einem reizenden kleinen Haus in Westminster nieder. Kurz darauf starb Sandras Taufpatin und hinterließ ihr einen entzückenden, im Stil der Königin Anna gebauten Herrensitz auf dem Lande. Es ging den Jungverheirateten in jeder Beziehung gut. Stephen stürzte sich mit neuerwachtem Eifer ins parlamentarische Leben, Sandra half ihm auf jede erdenkliche Weise und widmete sich mit Herz und Seele seiner ehrgeizigen Laufbahn. Manchmal erschien es Stephen kaum glaublich, wie sehr ihn das Glück begünstigt hatte. Seine Verbindung mit der mächtigen Kidderminster-Gruppe sicherte ihm einen raschen Aufstieg. Seine Tüchtigkeit und seine glänzenden Geistesgaben würden die Stellung festigen, die der Zufall ihm angewiesen hatte. Er glaubte ehrlich an seine eigene Kraft und war bereit, sich rückhaltlos für das Wohl des Landes einzusetzen.

Oft, wenn er seine Frau ansah, empfand er mit einem Glücksgefühl, was für eine vollendete Hilfe sie für ihn bedeutete - genau das, was er sich immer vorgestellt hatte. Er liebte die schönen, reinen Linien ihres Kopfes und ihres Nackens, ihre offen blickenden braunen Augen unter den waagrechten Brauen, ihre hohe weiße Stirn und den leichten Hochmut ihrer Adlernase. Sie sah, fand er, ein bißchen wie ein Rennpferd aus

- gepflegt, hochgezüchtet und stolz. Sie war für ihn eine ideale Gefährtin. Ja, dachte er, der kleine Stephen Farraday hat es richtig gemacht. Sein Leben entwickelt sich genauso, wie er es geplant hatte. Er war erst ein- oder zweiunddreißig Jahre, und schon hielt er den Erfolg in seiner hohlen Hand.

Erfüllt von dieser Stimmung befriedigten Triumphs, ging

Stephen Farraday mit seiner Frau auf vierzehn Tage nach St. Moritz und sah dort in der Hotelhalle zum erstenmal Rosemarie Barton.

Er verliebte sich. Verliebte sich überwältigt, besinnungslos, wahnsinnig. Es war eine verzweifelte, jähe Gymnasiastenliebe, wie er sie viele Jahre vorher hätte empfinden und überwinden müssen.

Stets hatte er angenommen, daß er als Mann kein leidenschaftlicher Typ sei. Ein paar flüchtige Verhältnisse, ein kleiner Flirt - das, glaubte er, war alles, was das Wort «Liebe» für ihn bedeutete. Sinnliche Freuden hatten für ihn einfach keinen Reiz.

Er redete sich ein, daß er für dergleichen Dinge zu wählerisch sei. Wäre er gefragt worden, ob er seine Frau liebe, so hätte er geantwortet: «Gewiß.» Und dennoch wußte er recht gut, daß er nicht im Traum daran gedacht hätte, sie zu heiraten, wenn sie beispielsweise die Tochter eines verarmten Landedelmannes gewesen wäre. Er hing an ihr, bewunderte sie, empfand eine riefe Zuneigung zu ihr und eine aufrichtige Dankbarkeit für das, was ihre gesellschaftliche Stellung ihm gebracht hatte. Daß er sich mit der Selbstvergessenheit und Qual eines unreifen Knaben verlieben konnte, war für ihn eine Offenbarung. Er war nicht imstande, an etwas anderes zu denken als an Rosemarie. An die schöne, lachende Rosemarie, an ihr volles, kastanienbraunes Haar, an ihre geschmeidige, erregende Gestalt. Er konnte weder essen noch schlafen. Sie gingen zusammen Skilaufen. Sie tanzten zusammen. Und wenn er sie beim Tanzen in den Armen hielt, wußte er, daß er sie mehr als alles andere auf Erden begehrte. Das also - diese Qual, diese schmerzhafte, sehnsüchtige Pein - das war die Liebe!

In diesem Zustand segnete er das Schicksal, das ihm die Gabe verliehen hatte, äußerlich gelassen zu erscheinen. Niemand durfte erraten, niemand durfte wissen, was er fühlte - niemand außer Rosemarie.

Die Bartons reisten eine Woche früher ab als die Farradays. Stephen sagte zu Sandra, er fände St. Moritz nicht sehr amüsant. Ob sie ihren Aufenthalt nicht lieber abkürzen und nach London zurückkehren sollten? Sandra ging ohne weiteres auf seinen Wunsch ein. Zwei Wochen später wurde Rosemarie Stephens Geliebte. Eine seltsame, erregte, verzückte Zeit - fieberhaft und unwirklich. Wie lange hatte sie gedauert? Höchstens ein halbes Jahr. Ein halbes Jahr, in dem Stephen wie gewöhnlich seine Arbeit tat, seinen Wahlkreis besuchte, Fragen im Unterhaus stellte, in den verschiedensten Versammlungen sprach, mit Sandra politisierte - aber bei alledem nur einen einzigen Gedanken hatte : Rosemarie.

Ihre geheimen Zusammenkünfte in der kleinen Wohnung! Ihre Schönheit - die leidenschaftlichen Zärtlichkeiten, mit denen er sie überschüttete - die hingebende Glut, mit der sie ihn umarmte! Ein Traum. Ein verblendeter Traum der Sinne. Und nach dem Traum - das Erwachen. Es war ganz plötzlich gekommen. Als käme man aus einem dunklen Tunnel ans Tageslicht.

Tags zuvor war er noch vollkommen in seine Liebe verstrickt gewesen. Nun war er auf einmal Stephen Farraday und überlegte, daß er Rosemarie vielleicht nicht mehr so häufig sehen sollte. Verflixt noch einmal - was waren sie beide leichtsinnig gewesen! Wenn Sandra etwa Verdacht schöpfte... Er warf ihr am Frühstückstisch einen verstohlenen Blick zu. Gott sei Dank: sie ahnte nichts. Aber die Ausreden, die er in letzter Zeit für seine Abwesenheit gebraucht hatte, waren ziemlich schwach gewesen. Es gab Frauen, die den Braten gerochen hätten. Es war ein Glück, daß Sandra nicht zu Mißtrauen neigte. Er tat einen tiefen Atemzug. Tatsächlich: er hatte es mit Rosemarie zu toll getrieben. Ein Wunder, daß ihr Mann nicht Wind davon bekommen hatte. Einer von diesen blöden, gutmütigen Kerlen - um Jahre älter als Rosemarie. Was war sie für ein wundervolles Geschöpf... Er dachte plötzlich an

Golf. Frische Luft, die über Sanddünen blies - mit den Schlägern herumlaufen - ein weit ausholender Treibschlag - ein schöner, sauberer Schuß von «tee» - eine sanfte Berührung des Balls mit dem «mashie». Männer! Pfeifenrauchende Männer in Kniehosen. Und keine Weiber auf dem Gelände!

Er sagte zu Sandra: «Könnten wir nicht nach Fairhaven fahren?» Sie sah überrascht auf: «Möchtest du gern? Kannst du dich freimachen?»

«Von Montag bis Freitag ginge es vielleicht. Ich möchte ein bißchen Golf spielen. Ich fühle mich schlapp.»

«Wir könnten morgen fahren, wenn du willst. Das Essen mit den Astleys verschieben wir, und die Versammlung am Dienstag müßte ich absagen. Aber wie ist es mit den Lovats?»

«Ach, denen wollen wir auch absagen. Es wird uns schon eine Ausrede einfallen. Ich möchte fort.»

Es war sehr friedlich in Fairhaven. Sandra und die Hunde auf der Terrasse und in dem ummauerten alten Garten, Golf in Sandley Heath, die abendlichen Spaziergänge zur Farm hinunter, MacTavish auf den Fersen. Er hatte sich gefühlt wie ein Rekonvaleszent nach einer schweren Krankheit. Mit Unbehagen betrachtete er einen Brief mit Rosemaries Schrift. Es war ausgemacht worden, daß sie nicht schreiben sollte. Zu gefährlich. Sandra fragte ihn zwar nie, von wem seine Briefe waren, aber es war trotzdem nicht klug. Auch dem Personal war nicht immer zu trauen.

Er nahm den Brief in sein Arbeitszimmer mit und riß ihn dort auf. Seiten um Seiten voll!

Beim Lesen überkam ihn wieder der alte Zauber. Sie betete ihn an, sie liebte ihn mehr denn je, sie konnte es nicht ertragen, ihn volle fünf Tage lang nicht zu sehen. Ob es ihm auch so ginge? Ob der Leopard seine Äthiopierin vermißte? Er lächelte seufzend. Der alte dumme Scherz! Er war entstanden, als er ihr einen getupften Herrenschlafrock schenkte, der ihr gefallen

hatte. Von da an hatte sie ihn «Leopard» genannt und er sie seine «schwarze Schönheit».

Eigentlich blöd. Ja, verdammt blöd. Süß von ihr, daß sie so einen langen Brief geschrieben hatte. Aber sie hätte es nicht tun dürfen. Verflixt noch einmal - sie mußten vorsichtig sein; Sandra war nicht eine Frau, die sich mit solchen Dingen abfand. Wenn sie auch nur das Geringste merkte... Brief schreiben war gefährlich. Das hatte er Rosemarie ausdrücklich gesagt. Warum konnte sie denn nicht warten, bis er wieder in London war? Es waren doch nur noch zwei oder drei Tage... Am ändern Morgen lag ein neuer Brief auf dem Frühstückstisch. Diesmal fluchte Stephen innerlich.

Nach dem Frühstück nahm er den Wagen und fuhr in die zwölf Kilometer entfernte Kreisstadt. Das Telefongespräch vom Dorf aus zu führen ging nicht. Er rief Rosemarie an. «Hallo - bist du dort, Rosemarie? Hör: schreibe mir nicht mehr.»

«Stephen, Liebling - es ist herrlich, deine Stimme zu hören!»

«Sei vorsichtig - kann jemand dich hören?»

«Natürlich nicht... Ach, Engelchen, du fehlst mir so! Fehle ich dir auch?»

«Selbstverständlich. Aber bitte schreibe mir nicht. Es ist zu gefährlich.»

«Hat dir mein Brief Spaß gemacht? Hat er dir das Gefühl gegeben, daß ich bei dir bin? Lieber, ich möchte jede Minute bei dir sein. Hast du auch dieses Gefühl?»

«Ja - aber nicht am Telefon, Schäfchen.»

«Du bist so lächerlich vorsichtig. Was macht es schon aus?»

«Ich denke an dich, Rosemarie. Ich könnte es nicht ertragen, wenn du durch mich Kummer hättest.»

«Mir ist egal, was mir passiert. - Das weißt du doch.»

«Aber mir ist es nicht egal, Liebling.»

«Wann kommst du zurück?»

«Dienstag.»

«Dann treffen wir uns am Mittwoch in der Wohnung, ja?»

«Ja -hm ja.»

«Liebling, ich kann es kaum erwarten. Kannst du nicht irgendeine Ausrede erfinden und heute in die Stadt kommen? Ach, Stephen, doch - das ließe sich machen! Eine politische Versammlung, oder...?»

«Ich fürchte, das kommt nicht in Frage.»

«Ich glaube, ich fehle dir nicht halb soviel wie du mir!»

«Unsinn - natürlich fehlst du mir sehr.»

Als er aufgehängt hatte, fühlte er sich müde. Warum waren die Frauen nur so leichtsinnig? Rosemarie und er mußten vorsichtiger sein. Sie durften sich nicht mehr soviel treffen. In der nächsten Zeit ergaben sich allerlei Schwierigkeiten. Er hatte zu tun - viel zu tun. Es war ihm unmöglich, Rosemarie soviel Zeit zu widmen wie früher, und das Quälende war, daß sie das nicht zu begreifen schien. Er versuchte es ihr zu erklären, aber sie hörte einfach nicht zu.

«Ach, deine dumme alte Politik - als ob die so wichtig wäre!»

«Aber sie ist wichtig, Rosemarie...»

Sie verstand nicht. Es war ihr gleichgültig. Sie nahm keinen Anteil an seiner Arbeit, seinen Zielen, seiner Karriere. Er sollte ihr immer nur aufs neue versichern, daß er sie liebte - das war alles, was sie von ihm wollte. «Genauso wie immer? Sag mir noch einmal, daß du mich wirklich liebst!» Das konnte sie doch schließlich mit der Zeit als erwiesen annehmen, fand er. Sie war ein reizendes Geschöpf, reizend - aber das schlimmste war, daß man mit ihr nicht reden konnte. Und das Schlimme war auch, daß sie beide zuviel zusammengewesen waren. Eine solche Beziehung ließ sich nicht dauernd halten. Sie mußten weniger oft zusammenkommen - vorsichtiger sein.

Das aber nahm sie übel - sehr übel sogar. Sie machte ihm jetzt

fortwährend Vorwürfe. «Du liebst mich nicht mehr wie früher.»

Dann mußte er sie wieder besänftigen, mußte ihr schwören, daß er sie ebenso heiß liebte wie früher.

Und dann sagte sie etwas, worüber er erschrak. Sie lächelte ihn an; es war das gleiche Lächeln, das einst sein Herz bezwungen und ihn mit schmerzhafter Sehnsucht erfüllt hatte. Jetzt machte es ihn bloß ungeduldig.

«Leopard, Liebling - ich habe schon manchmal gedacht: wir sind doch eigentlich dumm, daß wir dauernd Versteck spielen. Es ist irgendwie unwürdig. Laß uns zusammen fortgehen. Wir wollen die Komödie sein lassen. George wird in die Scheidung einwilligen, und deine Frau auch - dann können wir heiraten.»

So hatte es kommen müssen! Katastrophe! Sein Ruin! Und sie war nicht imstande, es zu begreifen! «Ich würde nie zulassen, daß du so etwas tust.»

«Aber Liebling - mir ist es ganz gleich. Ich bin nicht konventionell.»

Aber ich - aber ich, dachte Stephen.

«Ich habe wirklich das Gefühl, die Liebe ist das Wichtigste auf der Welt. Es kommt nicht darauf an, was die Menschen von uns denken.»

«Mir kommt es sehr darauf an, Rosemarie. Ein öffentlicher Skandal dieser Art würde das Ende meiner Karriere bedeuten.»

«Aber ist das tatsächlich so wichtig? Es gibt doch hundert andere Dinge, die du machen könntest.»

«Sei nicht dumm.»

«Wozu mußt du überhaupt einen Beruf haben? Ich habe doch eine Masse Geld. Eigenes Geld, meine ich - nicht von George. Wir könnten durch die ganze Welt reisen - könnten die bezauberndsten abgelegenen Orte besuchen, wo vielleicht überhaupt noch niemand gewesen ist. Irgendeine Insel im Stillen Ozean - denk nur einmal, die glühende Sonne, das blaue Meer

und die Korallenriffe.»

Er dachte daran. Eine Südseeinsel! Idiotische Idee. Für was hielt sie ihn eigentlich - für einen Strandläufer? Er betrachtete sie, als wären ihm die Schuppen von den Augen gefallen. Ein engelschönes Geschöpf mit dem Verstand einer Henne. Er war wahnsinnig gewesen - vollkommen wahnsinnig. Aber jetzt war er geheilt. Und er mußte sich aus dieser Klemme befreien. Wenn er nicht aufpaßte, würde die Frau sein ganzes Leben ruinieren.

Er sagte ihr alles, was Hunderte von Männern vor ihm ihren Frauen gesagt hatten. Er schrieb ihr, sie müßten Schluß machen. Es sei ihr gegenüber nur anständig. Er könnte es nicht auf sich nehmen, ihr Unglück zu bringen. Und so weiter - und so weiter. Alles war vorbei - das mußte er ihr begreiflich machen. Aber das war es gerade, was sie sich weigerte zu begreifen. So einfach lag die Sache nicht. Sie betete ihn an, sie liebte ihn mehr denn je, sie konnte nicht ohne ihn leben! Das einzige Anständige war für sie, es ihrem Mann zu sagen, und für Stephen, es Sandra zu sagen. Sie war imstande, George Barton die ganze Geschichte zu erzählen; dann würde George die Scheidung einreichen und ihn als Ehebrecher angeben. Und Sandra würde zwangsläufig ebenfalls die Scheidung einreichen - daran zweifelte er nicht. Er erinnerte sich an ein Gespräch mit ihr, in dem sie mit leichtem Erstaunen über ein befreundetes Ehepaar gesagt hatte: «Aber nachdem einmal feststand, daß er ein Verhältnis mit einer anderen Frau hatte - was konnte sie da schließlich anderes machen als die Scheidung einreichen?» Das wäre Sandras Auffassung in einem solchen Fall. Sandra war stolz. Sie würde ihren Mann nie mit einer anderen Frau teilen. Und dann würde er erledigt sein, fertig - die Rückendeckung durch die einflußreiche Kidderminster-Gruppe wäre zum Teufel. Es mußte ein Skandal werden, den er nicht durchhalten konnte, auch wenn heute die öffentliche Meinung weitherziger war als früher. In einem so eklatanten Fall wie diesem gab es keine Großzügigkeit! Das hieß: Abschied von seinen Träumen, von

seinen ehrgeizigen Hoffnungen. Alles zertrümmert - nur wegen seiner Gymnasiastenliebe, die ihn im reifen Lebensalter gepackt hatte. Auch Sandra würde er verlieren...

Mit einem Schlag wurde ihm plötzlich klar, daß ihn dieser Verlust am schwersten traf. Sandra verlieren! Sandra mit der hohen weißen Stirn und den klaren braunen Augen, Sandra, die Freundin und Gefährtin, seine hochmütige, stolze, treue Sandra. Nein, er durfte Sandra nicht verlieren - er konnte das nicht ertragen... Alles, nur nicht das.

Der kalte Schweiß brach ihm aus. Irgendwie mußte er sich aus dieser scheußlichen Situation befreien.

Irgendwie mußte Rosemarie dazu gebracht werden, Vernunft anzunehmen... Aber wie? Rosemarie und Vernunft - das waren unvereinbare Begriffe. Wenn er ihr sagte, daß er seine Frau letzten Endes doch liebte? Nein. Das würde sie einfach nicht glauben. Eine blinde Wut stieg in ihm hoch. Um alles in der Welt: wie konnte er sie zum Schweigen veranlassen? Rosemarie lag augenblicklich mit Grippe zu Bett. Er hatte ihr die üblichen Krankengrüße geschickt und einen großen Blumenstrauß. Das war ein Aufschub. Nächste Woche sollten er und Sandra mit Bartons zu Abend essen - Rosemaries Geburtstagsfeier. Rosemarie hatte gesagt: «Vor meinem Geburtstag unternehme ich nichts - das wäre grausam gegen George. Er freut sich so darauf. Er ist so ein lieber Kerl. Wenn mein Geburtstag vorbei ist, müssen wir zu einer Entscheidung kommen.»

Und wenn er ihr rundheraus sagen würde, daß alles vorbei war, daß er nichts mehr für sie empfand? Ihn fröstelte. Nein, das konnte er nicht wagen. Sie würde hysterisch zu George laufen, vielleicht sogar zu Sandra. Er hörte fast ihre tränenvolle, bekümmerte Stimme.

«Er sagt, daß er mich nicht mehr liebt, aber ich weiß, daß es nicht wahr ist. Er versucht zu dir zu stehen und dich nicht preiszugeben - aber du bist sicher auch meiner Meinung, daß

Ehrlichkeit die einzige Lösung ist, wenn zwei Menschen sich lieben. Deswegen bitte ich dich, ihm seine Freiheit zurückzugeben.»

Bestimmt würde sie derartiges gräßliches Zeug herausplärren. Und Sandra würde mit stolzem und verächtlichem Gesicht sagen: «Er kann seine Freiheit haben!»

Sandra würde ihm nicht glauben - wie sollte sie das auch? Rosemarie konnte ja seine Briefe vorweisen - diese idiotischen Briefe, die er ihr geschrieben hatte! Weiß Gott, was in diesen Briefen stand. Genug und übergenug, um Sandra zu überzeugen - ihr hatte er solche Briefe nie geschrieben. Er mußte sich etwas ausdenken - irgend etwas, womit Rosemarie zum Schweigen gebracht wurde. Schade, dachte er grimmig, daß wir nicht im Zeitalter der Borgia leben.

Ein Glas vergifteter Champagner war ungefähr das einzige, das Rosemarie den Mund stopfen würde.

Ja, diesen Gedanken hatte er tatsächlich gehabt. Zyankali in ihrem Champagnerglas, Zyankali in ihrer Handtasche. Seelische Depression nach einem Grippeanfall... Und über dem Tisch hatten sich seine und Sandras Blicke gekreuzt. Fast ein Jahr war das her - und er konnte es nicht vergessen.

5

Alexandra Farraday

Sandra Farraday hatte Rosemarie Barton nicht vergessen. Gerade in diesem Augenblick dachte sie an sie. Sie sah sie vor sich - wie sie an jenem Abend über den Tisch hingesunken lag.

Sie erinnerte sich, wie sie erschreckt zusammengefahren und dann beim Aufschauen Stephens Blick begegnet war, der sie beobachtete...

Hatte er die Wahrheit in ihren Augen gelesen? Hatte er dort den Haß und das Gemisch von Grauen und Triumph erkannt? Fast ein Jahr war das her - und die Erinnerung daran so frisch, als wäre es gestern gewesen! Was nützte es, daß ein Mensch starb - wenn er doch im Gedächtnis anderer Menschen fortlebte? So stand es mit Rosemarie. In Sandras Gedächtnis - und auch in dem von Stephen? Sandra wußte es nicht, aber sie hielt es für wahrscheinlich.

Das Luxembourg - dieses verhaßte Lokal mit dem ausgezeichneten Essen, der flinken Bedienung und der luxuriösen Einrichtung. Ein Lokal, das man nicht meiden konnte. Dauernd luden einen Leute dorthin zum Essen ein.

Sie hätte gern vergessen, aber alles verschwor sich, um die Erinnerung in ihr wachzuhalten. Sogar Fairhaven war jetzt nicht mehr verschont, seitdem George Barton nach Little Priors gezogen war.

Das war in der Tat ein ausgefallener Gedanke von ihm. George Barton war überhaupt ein sonderbarer Mensch. Ganz und gar nicht der Mensch, den sie gern zum Nachbarn gehabt hätte. Seine Anwesenheit in Little Priors verdarb ihr den friedlichen Zauber von Fairhaven. Bis zu diesem Sommer war Fairhaven für sie ein Ort der Erholung und der Ruhe, ein Ort, an dem sie und Stephen glücklich waren - wenn man bei ihnen

überhaupt von Glück sprechen konnte. Sie preßte die Lippen zusammen. Ja, tausendmal ja! Sie hätten glücklich bleiben können, wenn Rosemarie nicht gestorben wäre. Rosemarie war es, die das zerbrechliche Gebäude gegenseitigen Vertrauens und gegenseitiger Zärtlichkeit in Trümmer schlug! Irgend etwas, ein instinktives Gefühl, hatte sie bewegen, ihre leidenschaftliche Liebe zu Stephen vor ihm geheimzuhalten. Sie hatte ihn geliebt von jenem ersten Augenblick an, da er im Haus ihrer Eltern auf sie zugekommen war und so getan hatte, als sei er schüchtern und wisse nicht, wer sie sei. Denn er hatte genau gewußt, wer sie war. Sie konnte nicht sagen, wann ihr diese Tatsache zum erstenmal klar wurde. Einige Zeit nach ihrer Hochzeit war es wohl gewesen; damals hatte er ihr ein geschicktes politisches Manöver auseinandergesetzt, das notwendig war, um ein Gesetz durchzubringen. Dabei durchfuhr sie es blitzartig: das erinnert mich an etwas - an was? Später kam sie darauf, daß es im wesentlichen die gleiche Taktik war, die er bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihr angewandt hatte. Sie nahm diese Feststellung gleichmütig hin, als handle es sich um etwas, das ihr schon lange bekannt, aber erst jetzt an die Oberfläche ihres Bewußtseins geraten war.

Vom Tage ihrer Trauung an hatte sie gespürt, daß er sie nicht in gleicher Weise liebte wie sie ihn. Aber sie hielt es für möglich, daß er zu einer solchen Liebe einfach nicht fähig war. Diese Maßlosigkeit der Liebe war ein unglückseliges Erbteil ihrer Natur - diese verzweifelte, übersteigerte Anhänglichkeit, von der sie wußte, daß sie bei Frauen eine ungewöhnliche Erscheinung war. Sie wäre willig für ihn gestorben, sie war bereit, für ihn zu lügen, Intrigen zu spinnen, zu leiden. Statt dessen fand sie sich stolz und zurückhaltend mit dem Platz ab, den er ihr anzuweisen wünschte. Er brauchte ihre Mitarbeit, ihre Sympathie, ihren tätigen geistigen Beistand. Nicht ihr Herz wollte er, sondern ihren Verstand und die gesellschaftlichen Vorrechte, die ihr durch ihre Geburt zustanden. Eines war sie

entschlossen niemals zu tun, nämlich ihn dadurch in Verlegenheit zu setzen, daß sie eine Liebe zur Schau stellte, die er nicht in gleicher Weise erwidern konnte. Sie war ehrlich der Überzeugung, daß er sie gern hatte, daß es ihm Freude machte, mit ihr zusammen zu sein. Sie glaubte, daß die Bürde, die sie trug, in der Zukunft immer leichter würde - in einer Zukunft zärtlicher gegenseitiger Achtung und Freundschaft. Er liebte sie auf diese Weise - das war ihr Trost. Und dann kam Rosemarie.

Sandra fragte sich manchmal mit bitter zuckenden Lippen, wieso Stephen sich einbilden konnte, sie wüßte von nichts. Sie wußte es vom ersten Augenblick an, da oben in St. Moritz - als sie bemerkte, wie er die Frau ansah.

Es war schwer, dachte sie jetzt leidenschaftslos, die Qualen zu ermessen, die sie durchgemacht hatte. Wie sie Tag für Tag die Foltern der Hölle erduldete - wie sie alles nur dank ihres Mutes und angeborenen Stolzes ertragen konnte. Nie hatte sie verraten, was sie empfand. Sie magerte ab, wurde schmal und blaß. Sie zwang sich zum Essen, aber zum Schlafen konnte sie sich nicht zwingen. Nächtelang lag sie mit heißen, trockenen Augen wach und starrte in die Dunkelheit. Schlafmittel zu nehmen lehnte sie als Schwäche ab. Ihren Kummer zu zeigen, zu flehen, sich zu wehren - all das wäre ihr ein Greuel gewesen. Ein Trost blieb ihr, wenn er auch schwach war: Stephen hatte nicht den Wunsch, sie zu verlassen. Gewiß - das war vermutlich nicht ihr zuliebe, sondern um seiner Karriere willen. Trotzdem blieb die Tatsache bestehen: er wollte sie nicht verlassen. Und eines Tages würde vielleicht seine Verblendung schwinden. Was konnte er schließlich auf die Dauer an der Frau finden? Hübsch war sie - sogar schön, aber das waren andere Frauen auch. Was hatte Rosemarie Barton an sich, das ihn betörte? Sie war oberflächlich, dumm und nicht einmal - auf diesen Punkt kam Sandra immer wieder zurück - nicht einmal amüsant. Wenn sie geistvoll, charmant und herausfordernd gewesen wäre - das waren Eigenschaften, die einen Mann fesseln konnten. Sandra

klammerte sich an die Hoffnung, daß die Geschichte eines Tages zu Ende sein würde.

Sie war überzeugt, daß die Arbeit den Hauptinhalt seines Lebens bildete. Er war zu großen Dingen ausersehen und wußte das. Er besaß einen glänzenden politischen Verstand, und es war für ihn notwendig, ihn zu gebrauchen. Das war seine Lebensaufgabe. Mußte ihm das nicht klarwerden, sobald die Verblendung von ihm zu weichen begann?

Die ganze Zeit über erwog Sandra keinen Augenblick, ihrerseits Stephen zu verlassen. Der Gedanke kam ihr überhaupt nicht. Sie gehört ihm mit Leib und Seele, ob er sie nun haben wollte oder nicht. Er war ihr Leben, ihr Dasein. Die Liebe brannte in ihr mit mittelalterlicher Glut. - Einmal hatte sie Hoffnung geschöpft. Sie waren nach Fairhaven hinausgefahren. Stephen war wieder der alte gewesen. Sie fühlte plötzlich, wie sie einander wieder näherkamen. Ein Funke glühte in ihr auf. Er brauchte sie immer noch, er war gern mit ihr zusammen, er verließ sich auf ihr Urteil. Für den Augenblick war er den Klauen der anderen Frau entronnen.

Er sah glücklicher aus, war wieder wie früher. Nichts war unwiederbringlich verloren. Er war dabei, die Sache zu überwinden. Wenn er sich nur entschließen könnte zu brechen... Dann fuhren sie nach London zurück, und es begann von neuem. Stephen sah verstört aus, kummervoll, krank. Er war nicht mehr imstande, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren. Sie glaubte die Ursache zu kennen. Rosemarie wollte, daß er mit ihr fortging... Er war auf dem Wege, sich zu diesem schweren Schritt zu entschließen - zum Bruch mit alledem, woran er im Leben am meisten hing. Torheit! Wahnsinn! Er war ein Mann, der stets die Arbeit über alles andere stellen würde. Tief in seinem Innern mußte er das selbst wissen. Ja, aber Rosemarie war sehr schön. Stephen wäre nicht der erste Mann, der um einer Frau willen seine Karriere wegwarf und es hinterher bedauerte!

Eines Tages bei einer Cocktailgesellschaft schnappte Sandra

ein paar Worte auf, die Rosemarie zu Stephen sagte. «... George sagen - wir müssen uns jetzt entschließen.» Bald darauf mußte sich Rosemarie mit einer Grippe zu Bett legen.

Wieder keimte in Sandra eine kleine Hoffnung auf. Vielleicht würde sie eine Lungenentzündung bekommen - das gab es bei Grippe - eine junge Bekannte von ihr war gerade im vergangenen Winter auf diese Weise gestorben. Wenn Rosemarie sterben sollte...

Sie versuchte nicht, den Gedanken zu verdrängen - sie entsetzte sich nicht über sich selbst. Sie hatte genug Mittelalter in sich, um unbeirrt und ohne falsche Scham hassen zu können. Sie haßte Rosemarie Barton. Wenn Gedanken töten könnten, so hätten sie sie getötet.

Aber Gedanken töten nicht... Gedanken genügen nicht dazu. Wie schön Rosemarie an dem Abend im Luxembourg ausgesehen hatte, als ihr der blasse Fuchspelz in der Damengarderobe von den Schultern glitt. Schmal und etwas bleich nach ihrer Krankheit - von einer Zartheit, die sie noch reizvoller erscheinen ließ. Sie hatte vor dem Spiegel gestanden und ihr Gesicht zurechtgemacht...

Sandra stand hinter ihr und betrachtete ihr gemeinsames Bild im Spiegel. Ihr eigenes Gesicht kam ihr wie aus Stein gehauen, kalt und leblos vor. Ohne jedes Gefühl, hätte man sagen können - eine kalte, harte Frau.

Und dann sagte Rosemarie: «Oh, Sandra - nehme ich dir den ganzen Spiegel weg? Ich bin jetzt fertig. Diese gräßliche Grippe hat mich elend heruntergebracht. Ich sehe schrecklich aus, fühle mich schwach und habe dauernd Kopfweh.» Mit ruhiger, höflicher Teilnahme fragte Sandra: «Hast du heute abend auch Kopfweh?»

«Ein bißchen. Hast du zufällig ein Aspirin bei dir?»

«Nein, aber ein Cachet Faivre.»

Sie öffnete ihre Handtasche und nahm das Cachet heraus.

Rosemarie dankte: «Ich will es auf alle Fälle in meine Handtasche stecken.»

Bartons Sekretärin, das tüchtige, dunkelhaarige Mädchen, hatte die kleine Szene beobachtet. Sie war nach den beiden anderen Frauen vor den Spiegel getreten und hatte eine leichte Puderschicht aufgelegt. Ein nett aussehendes Mädchen, sogar fast hübsch. Sandra hatte den Eindruck, daß sie Rosemarie nicht mochte. Dann waren sie alle aus der Garderobe hinausgegangen, zuerst Sandra, dann Rosemarie, dann Fräulein Lessing - ach, natürlich, diese Iris, Rosemaries Schwester, war auch dabei. Sehr aufgeregt, mit großen grauen Augen und angetan mit einem weißen, schulmädchenhaften Kleid. Sie waren hinausgegangen und hatten sich in der Halle den Herren angeschlossen.

Dann war der Oberkellner dienstfertig gekommen und hatte sie an ihren Tisch geführt. Sie waren unter dem hohen, gewölbten Bogen hindurchgeschritten, und nichts, aber auch nicht das geringste, hatte darauf hingedeutet, daß eine von ihnen diesen Raum nicht mehr lebend verlassen würde...

6

George Barton

Rosemarie... George ließ sein Glas sinken und starrte unbeweglich ins Feuer.

Er hatte gerade genug getrunken, um von einem sentimentalen Mitleid mit sich selbst erfüllt zu sein. Was war sie für eine wundervolle Frau gewesen. Er war immer in sie verliebt gewesen. Sie wußte es, aber er hatte gedacht, sie würde ihn bloß auslachen.

Als er ihr zum erstenmal einen Heiratsantrag machte, geschah das ohne rechte Überzeugung.

Er murmelte undeutlich vor sich hin: «Du verstehst mich, Rosemarie: Jederzeit - brauchst es nur zu sagen. Ich weiß, es hat keinen Zweck. Du würdest mich kaum anschauen. Ich bin immer ein gräßlicher Esel gewesen. Eine Schönheit bin ich auch nicht. Aber über meine Gefühle bist du dir klar, nicht wahr? Ich meine - ich bin immer da. Weiß natürlich, daß ich keinerlei Aussicht habe, aber ich wollte es wenigstens gesagt haben.» Und Rosemarie hatte gelacht und ihm einen Kuß auf den Kopf gedrückt. «Süß von dir, George - ich werde dein Angebot nicht vergessen, aber einstweilen heirate ich noch niemanden.» Und er hatte ganz ernsthaft geantwortet: «Recht hast du. Nimm dir Zeit und sieh dich ordentlich um. Du kannst dir leisten, wählerisch zu sein.»

Hoffnungen hatte er nie gehabt - wirkliche Hoffnungen. Deshalb war er auch so ungläubig und fassungslos, als Rosemarie erklärte, sie würde ihn heiraten.

Natürlich liebte sie ihn nicht. Das wußte er sehr gut. Sie gab es sogar offen zu.

«Du kannst mich doch verstehen, nicht wahr? Ich möchte gern das Gefühl haben, versorgt und gesichert zu sein. Bei dir

habe ich dieses Gefühl. Ich habe es so satt, mich zu verlieben. Es geht immer irgendwie schief und endet mit einer heillosen Unordnung. Ich habe dich gern, George. Du bist nett und komisch und süß und glaubst, daß ich eine wunderbare Frau bin. Das brauche ich.»

Er antwortete etwas unzusammenhängend: «Wer ausharret, wird gekrönt. Wir werden sehr glücklich sein.» Nun, damit hatte er eigentlich nicht unrecht gehabt. Sie waren glücklich. Er hatte insgeheim immer eine gewisse Demut empfunden und sich gesagt, es würde «Zwischenfälle» geben. Rosemarie konnte sich auf die Dauer nicht mit einem langweiligen Kerl abfinden, wie er einer war. Er zwang sich zu der Selbstbeherrschung, solche «Zwischenfälle» hinzunehmen. Er glaubt fest daran, daß sie nicht von Dauer sein konnten. Rosemarie würde immer wieder zu ihm zurückkommen. Wenn er die richtige Einstellung zu den Dingen fand, war alles gut. Denn sie hing an ihm. Ihre Zuneigung zu ihm war beständig und unwandelbar. Sie hatte nichts mit Rosemaries Flirts und Liebesaffären zu tun.

Ein Flirt mit diesem oder jenem jungen Mann war nicht der Rede wert - aber als er damals zum erstenmal von einer ernsthaften Beziehung Wind bekam -

Er hatte es ziemlich rasch gemerkt, denn er spürte die Veränderung in ihr. Ihre Erregung, ihre gesteigerte Schönheit, der ganze strahlende Glanz, der von ihr ausging. Und was sein Ahnungsvermögen ihm verraten hatte, wurde durch unbarmherzige Tatsachen bestätigt. Eines Tages trat er in ihr Wohnzimmer, und sie deckte instinktiv den Brief zu, den sie gerade schrieb. Da wußte er: sie schreibt an ihren Geliebten. Nachher, als sie aus dem Zimmer war, prüfte er das Löschblatt. Er hielt es vor den Spiegel und las in Rosemaries energischer Handschrift die Worte: «Mein angebeteter Liebling...» Das Blut brauste ihm in den Ohren. In diesem Augenblick verstand er, was Othello empfunden hatte. Abgeklärte Selbstbeherrschung? Pah! Das wäre naturwidrig! Er hätte sie erwürgen und den

Burschen kalten Bluts umbringen mögen. Wer war es? Dieser Browne? Oder dieser stocksteife Stephen Farraday? Beide waren ständig um sie herum.

Er schaute in den Spiegel. Seine Augen waren blutunterlaufen. Er sah aus, als würde ihn der Schlag treffen. Als George Barton jetzt an diesen Augenblick dachte, fiel ihm das Glas aus der Hand. Wieder hatte er das würgende Gefühl, das Sausen des Blutes in den Ohren. Selbst jetzt noch... Mit Gewalt schob er die Erinnerung weg. Er durfte das alles jetzt nicht von neuem durchgehen. Es war vorbei - erledigt. So würde er nie wieder leiden. Rosemarie war tot. Tot und in Frieden. Und auch er hatte seinen Frieden. Keine Qualen mehr. Sonderbar, daß ihr Tod ihm gerade das brachte - Frieden... Selbst Ruth hatte er das nie gesagt. Tüchtiges Mädchen, Ruth. Er wußte tatsächlich nicht, was er ohne sie anfangen sollte. Wie sie ihm half - wie sie mit ihm fühlte! Und nie eine Spur von Liebelei. Nicht mannstoll wie Rosemarie.

Rosemarie... Rosemarie an dem runden Tisch im Restaurant. Ein bißchen schmal im Gesicht nach ihrer Grippe - ein bißchen matt - aber schön, so schön. Und eine Stunde später! Nein, daran wollte er nicht denken. Jetzt nicht. Sein Plan. Er wollte an seinen Plan denken. Zuerst mußte er mit Race sprechen. Er mußte Race die Briefe zeigen. Was würde Race von den Briefen halten? Iris war sprachlos gewesen. Sie wußte offenbar nicht aus und ein.

Nun, er hatte die Sache jetzt in der Hand. Alles war vorbereitet.

Der Plan. Vollständig ausgearbeitet, Datum, Ort. 2. November. Allerseelen. Das war eine gute Nuance. Natürlich im Luxembourg. Er mußte versuchen, den gleichen Tisch zu bekommen.

Und die gleichen Gäste. Anthony Browne, Stephen Farraday, Sandra Farraday. Außerdem selbstverständlich Ruth, Iris und er

selbst. Und als den ungeraden siebenten Gast würde er Race einladen - Race, der ursprünglich auch bei dem Geburtstagsessen dabeisein sollte.

Einen leeren Platz würde es geben. Großartig! Dramatisch! Eine Wiederholung des Verbrechens.

Nun - vielleicht nicht eigentlich eine Wiederholung... Er versank in Erinnerungen.

Rosemaries Geburtstag... Rosemaries tote Gestalt, über den Tisch hingestreckt..,

Zweites Buch: Allerseelen

1

Lucilla Drake «zwitscherte». Das war der Ausdruck, der in der Familie dafür gebraucht wurde, und es war wirklich eine sehr treffende Kennzeichnung der Laute, die Lucillas gütigen Lippen entströmten.

An diesem besonderen Morgen war sie über viele Dinge beunruhigt - so viele Dinge, daß es ihr schwerfiel, jedem einzelnen die nötige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die unmittelbar bevorstehende Übersiedlung zurück nach London und die häuslichen Probleme, die damit verbunden waren. Personal, Haushalt, Einmotten für den Winter, tausend Kleinigkeiten - und dazu noch die Sorge über Iris' schlechtes Aussehen. «Tatsächlich, Kind, ich mache mir Gedanken um dich - du siehst so blaß und erschöpft aus - als ob du kaum geschlafen hättest - hast du geschlafen? Wenn nicht, haben wir doch das gute Rezept von Dr. Wylie - oder war es Dr. Gaskell? Dabei fällt mir ein - ich werde wohl selbst einmal mit dem Kaufmann sprechen müssen - entweder haben die Mädchen auf eigene Faust bestellt, oder er beschwindelt uns mit Absicht. Ungezählte Pakete Seifenflocken - und ich erlaube doch nie mehr als drei Pakete pro Woche. Aber vielleicht wäre irgendein Stärkungsmittel besser? Eastons Sirup - den hat man mir als Kind immer gegeben. Und natürlich Spinat. Ich werde der Köchin sagen, daß sie heute Spinat zu Mittag machen soll.» Iris war zu müde und zu sehr an Frau Drakes Abschweifungen gewöhnt, um sich zu erkundigen, wieso ihrer Tante bei der Erwähnung von Dr. Gaskell der Kaufmann im Dorf eingefallen war. Hätte sie es dennoch getan, so wäre ihr die Antwort zuteil

geworden: «Weil der Kaufmann Cranford heißt, Kind.» Tante Lucillas Gedankengänge waren in ihren eigenen Augen immer von kristallener Klarheit.

Iris aber sagte bloß mit dem ganzen Energieaufwand, der ihr zur Verfügung stand: «Ich fühle mich ganz wohl, Tante Lucilla.»

«Dunkle Schatten unter den Augen», sagte Frau Drake. «Du hast dich überanstrengt.»

«Ich habe seit Wochen nichts getan.»

«Das glaubst du nur, liebes Kind. Aber übertrieben viel Tennis spielen ist ermüdend für ein junges Mädchen. Und ich glaube auch, daß die Luft hier draußen nervös macht. Das Haus liegt in einer Bodensenkung. Wenn George nur mich um Rat gefragt hätte statt diese Person.»

«*Person?*»

«Ja, dieses Fräulein Lessing, von der er soviel hält. Im Büro - schön und gut. Aber ein großer Fehler, sie auch noch privat heranzuziehen. Das ermuntert sie nur, sich als Familienmitglied zu betrachten. Obzwar ich behaupten möchte, daß sie dazu nicht viel Ermunterung braucht.»

Einen Augenblick lang schien das Iris aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln. «Ich habe nie daran gedacht, daß George und Ruth heiraten könnten.»

«Dann siehst du einfach nicht, was sich direkt vor deiner Nase abspielt, Kind. Natürlich fehlt dir auch meine Lebenserfahrung.»

Iris mußte unwillkürlich lächeln. Tante Lucilla war manchmal sehr komisch.

«Diese junge Person legt es auf eine Heirat an.»

«Wäre das so schlimm?» fragte Iris. «Schlimm? Natürlich wäre es schlimm.»

«Ich fände es sogar nett.» Die Tante sah sie mit großen Augen an. «Ich meine, nett für George. Wahrscheinlich hast du recht,

Tante Lucilla. Ich glaube, Ruth hat George gern. Sie wäre ihm eine sehr gute Gattin und würde für ihn sorgen.» Frau Drake stieß einen schnaufenden Laut aus. In ihr gutmütiges Schafsgesicht trat ein fast empörter Ausdruck. «Für George wird augenblicklich sehr gut gesorgt. Ich möchte wissen, was er sonst noch braucht? Er bekommt ausgezeichnet zu essen, und seine Sachen werden tadellos in Ordnung gehalten. Sehr angenehm für ihn, eine hübsche junge Dame wie dich im Haus zu haben, und wenn du einmal heiratest, dann bin ich hoffentlich immer noch imstande, mich um seine Bequemlichkeit und seine Gesundheit zu kümmern, ebensogut oder sogar besser als eine junge Person aus einem Büro. Was versteht sie vom Haushalt? Zahlen, Kontobücher, Stenographie, Schreibmaschine - damit kann man einem Mann kein gemütliches Heim bereiten.»

Iris schüttelte lächelnd den Kopf, widersprach aber nicht mehr. Sie dachte an Ruths dunkel schimmerndes Haar, an ihren reinen Teint und ihre hübsche Figur, die in den strengen Schneiderkostümen immer so gut zur Geltung kam. Arme Tante Lucilla - ihr ganzes Denken drehte sich nur um Bequemlichkeit und Haushalt! Für sie lag die Liebe so fern in der Vergangenheit, daß sie schon vergessen hatte, was das Wort bedeutete.

Lucilla Drake war Hector Maries Stiefschwester gewesen, ein Kind aus einer früheren Ehe. Bei ihrem sehr viel jüngeren Stiefbruder hatte sie Mutterstelle vertreten, als seine Mutter gestorben war. Als Haushälterin ihres Vaters hatte sie sich zur ausgesprochen alten Jungfer verhärtet. Sie näherte sich schon dem vierzigsten Jahr, als sie Herrn Pfarrer Caleb Drake kennenlernte, der selbst ein Mann über fünfzig war. Ihre Ehe hatte nur kurz gedauert; nach zwei Jahren war sie als Witwe mit einem Söhnchen zurückgeblieben. Ihre späte und unerwartete Mutterschaft war Lucilla Drakes größtes Erlebnis gewesen. Ihr Sohn hatte sich zu einem Gegenstand der Sorge entwickelt, zu einer Quelle des Kummers und ständiger finanzieller Ansprüche

- aber nie zu einer Enttäuschung für seine Mutter. Frau Drake gab höchstens zu, daß Victor eine liebenswürdige Charakterschwäche besaß. Victor war zu vertrauensselig, ließ sich leicht von schlechten Freunden verführen, weil er sie für zuverlässig hielt. Victor hatte Pech. Victor wurde getäuscht. Victor wurde beschwindelt. Er war das Werkzeug böser Männer, die sich seine Unschuld zunutze machten. Sie kannte ihren Sohn. Er war ein lieber, edelmütiger Junge, und seine sogenannten Freunde nützten ihn aus. Niemand wußte besser als sie, wie schwer es Victor fiel, sie um Geld bitten zu müssen. Aber was sollte der arme Junge anderes tun, wenn er in einer solchen schrecklichen Lage war? Er hatte sonst niemand, an den er sich wenden konnte.

Trotzdem gab sie zu, daß Georges Vorschlag, sie solle zu ihm ins Haus ziehen und Iris unter ihre Fittiche nehmen, als ein Geschenk des Himmels gekommen war, gerade als ihre verschämte Armut sie verzweifelt in die Enge getrieben hatte. Dieses Jahr hindurch in Georges Haus hatte sie sich sehr glücklich und behaglich gefühlt, und es war nur menschlich, wenn sie keine große Sehnsucht empfand, sich eine hochmütige junge Person vor die Nase setzen zu lassen - eine junge Person, von der sie überzeugt war, daß sie George nur um des Geldes willen heiraten wollte. Natürlich war sie darauf aus! Ein schönes Heim wollte sie haben und einen reichen, nachsichtigen Ehemann.

Lucilla Drake nickte mehrmals mit dem Kopf, was ihr Doppelkinn in bebende Bewegung versetzte, zog ihre Augenbrauen mit dem Ausdruck höchster menschlicher Weisheit hinauf und verließ das Thema zugunsten einer anderen, ebenso interessanten und vielleicht noch dringenderen Frage. Nämlich, ob man die Wolldecken einmotten sollte...

Iris zog fröstelnd die Schultern hoch, und Lucilla Drake rief triumphierend aus: «Da hast du es! Ich habe ja gesagt, du bist erkältet!»

2

«Ich wünschte, die Leute wären nie in unsere Gegend gekommen.»

Sandra Farraday sagte es mit so ungewöhnlicher Erbitterung, daß ihr Mann sich erstaunt nach ihr umdrehte. Es war, als habe sie seine eigenen Gedanken in Worte gefaßt - die Gedanken, die er vor ihr zu verbergen versucht hatte. Also hatte Sandra das gleiche Gefühl wie er? Auch sie empfand, daß die neuen Nachbarn jenseits des Parks die Freude in Fairhaven verdarben und seinen Frieden störten. Er sagte mit impulsiver Überraschung in der Stimme: «Ich habe nicht gewußt, daß du ebenfalls dieser Meinung bist...»

Sofort zog sie sich in sich selbst zurück - wenigstens kam es ihm so vor. «Von Nachbarn hängt auf dem Lande soviel ab. Entweder man steht schlecht mit ihnen, oder man ist mit ihnen befreundet; lauwarme Bekanntschaften wie in London gibt es da nicht.»

«Nein», sagte Stephen, «das gibt es nicht.»

«Und jetzt sind wir beide gezwungen, zu dieser blödsinnigen Einladung zu gehen.» Sie schwiegen beide und beschäftigten sich in Gedanken mit der Szene, die sich beim Mittagessen abgespielt hatte. George Barton war liebenswürdig, ja sogar überströmend herzlich - mit einer gewissen inneren Erregung, die sie beide spürten. Er war wirklich ein sonderbarer Mensch geworden. In der Zeit vor Rosemaries Tod hatte ihm Stephen nie viel Beachtung geschenkt. George war irgendwo im Hintergrund, der gutmütige, langweilige Mann einer jungen, schönen Frau. Über den Betrug an George empfand Stephen niemals Gewissensbisse. George gehörte zu den Ehemännern, die geboren sind, um betrogen zu werden. Soviel älter - so bar aller Anziehungskraft, die notwendig ist, um eine hübsche, kapriziöse Frau zu fesseln. Ob George selbst sich einer

Täuschung hingegeben hatte? Stephen glaubte das nicht. George kannte Rosemarie sehr genau. Er liebte sie und war sich wohl bewußt, daß er nicht die Gaben besaß, das Leben einer Frau auszufüllen.

Trotzdem mußte George gelitten haben. Stephen fragte sich, was George bei Rosemaries Tod wohl empfunden haben mochte.

In den Monaten nach dem tragischen Ereignis hatten er und Sandra George wenig gesehen. Erst als er plötzlich als ihr unmittelbarer Nachbar in Little Priors auftauchte, trat er wieder in ihr Leben und wirkte vom ersten Augenblick an verändert. Lebendiger, bestimmter war er geworden. Ja - und entschieden sonderbar.

Auch heute war er sonderbar gewesen. Wie er plötzlich mit seiner Einladung herausplatzte!

Ein Essen zu Ehren von Iris' achtzehntem Geburtstag. Er, George, würde sich so sehr freuen, wenn Stephen und Sandra kommen könnten.

Sandra antwortete rasch, sie würden gern kommen. Natürlich hätte Stephen viele Verpflichtungen und sie eine Menge lästiger Verabredungen, aber sie hoffe sehr, daß es sich einrichten ließe. «Dann wollen wir doch gleich einen Tag festsetzen, nicht...?» Georges Gesicht - blühend, lächelnd, drängend. «Ich habe gedacht, vielleicht in der übernächsten Woche - Mittwoch oder Donnerstag. Donnerstag ist der 2. November - wäre euch das recht?»

George wollte sie mit Gewalt festnageln - lag das an seiner mangelnden gesellschaftlichen Sicherheit? Stephen bemerkte, daß Iris rot wurde und verlegen aussah. Sandra benahm sich großartig. Sie fügte sich lächelnd ins Unvermeidliche. Das war am Nachmittag gewesen, und nun sagte Stephen: «Wir brauchen nicht hinzugehen.»

Sandra wandte ihm mit nachdenklicher Miene das Gesicht zu.

«Glaubst du wirklich?»

«Wir können leicht irgendeine Ausrede finden.»

«Dann wird er darauf bestehen, daß wir ein andermal kommen, oder er wird die ganze Sache verschieben. Er scheint - sehr großen Wert darauf zu legen, daß wir kommen.»

«Warum, kann ich mir nicht denken. Die Einladung geschieht Iris zu Ehren, und ich bezweifle sehr, daß ihr viel an unserer Gesellschaft liegt.»

«Gewiß -» Sandras Stimme klang nachdenklich. Dann sagte sie: «Weißt du, wo das Essen stattfinden soll?»

«Nein.»

«Im Luxembourg.»

Er war vor Überraschung fast sprachlos. Er wurde blaß. Dann riß er sich zusammen und schaute ihr in die Augen. Bildete er es sich nur ein, oder hatte ihr ruhiger Blick wirklich etwas Bedeutungsvolles?

«Das ist ja unerhört», rief er aus. Er übertrieb seine Empörung ein bißchen, um seine innere Erregung zu verbergen. «Im Luxembourg, wo alles daran erinnert... Der Mann muß verrückt sein.»

«Daran habe ich auch gedacht», sagte Sandra. «Wir werden selbstverständlich absagen. Die - die ganze Sache war ausgesprochen unangenehm. Das öffentliche Aufsehen - die Bilder in den Zeitungen...»

«Ich erinnere mich an alles», antwortete Sandra. «Ist ihm denn nicht klar, wie unerfreulich es für uns sein müßte?»

«Weißt du, Stephen, er hat einen bestimmten Grund. Er hat mir diesen Grand genannt.»

«Und der wäre?»

Er war dankbar, daß sie ihn nicht mehr ansah. «Er hat mich nach dem Mittagessen beiseite genommen und mir erklärt, Iris hätte sich seit dem Tod ihrer Schwester noch nicht richtig

erholt.»

Sie hielt inne, und Stephen sagte widerwillig: «Ja - da hat er vielleicht recht - sie sieht gar nicht gut aus. Noch heute beim Mittagessen fiel mir auf, wie elend sie aussieht.»

«Ja, ich habe es auch bemerkt - obschon sie in der letzten Zeit im allgemeinen einen gesunden und vergnügten Eindruck gemacht hat. Aber ich will dir erzählen, was George Barton gesagt hat. Er meinte, Iris hätte seither das Luxembourg soweit wie möglich gemieden.»

«Das wundert mich nicht.»

«Aber nach Georges Auffassung ist das ein großer Fehler. Er scheint einen Nervenspezialisten darüber konsultiert zu haben, einen von diesen modernen Analytikern, und der ist der Meinung, nach einem Schock solcher Art dürfe man der Ursache des Schocks nicht aasweichen, sondern müsse ihr entgegentreten.»

«Empfiehlt der Spezialist einen zweiten Selbstmord?» Sandra erwiderte ruhig: «Der Spezialist empfiehlt, daß die Gedankenverbindungen, die sich an das Restaurant knüpfen, überwunden werden. Es ist schließlich nur ein Restaurant. Er empfiehlt, eine nette, harmlose Gesellschaft dort zu veranstalten, an der soweit möglich die gleichen Leute teilnehmen.»

«Entzückend für die Leute!»

«Macht es dir soviel aus, Stephen?»

Ein plötzlicher Schreck durchzuckte ihn. Er sagte rasch: «Natürlich nicht. Ich finde nur, daß es ein etwas gruseliger Gedanke ist. Persönlich ist es mir völlig egal - Ich habe viel eher an dich gedacht. Wenn es dir nichts ausmacht.» Sie unterbrach ihn. «Es macht mir etwas aus. Sogar sehr viel. Aber so, wie George Barton es dargestellt hat, ließ sich schlecht nein sagen. Ich bin schließlich seit damals schon häufig im Luxembourg gewesen - und du auch. Man wird ja dauernd dorthin eingeladen.»

«Aber nicht unter diesen besonderen Bedingungen.»

«Nein, das stimmt.»

Stephen sagte: «Du hast recht - es läßt sich schlecht nein sagen - und wenn wir die Einladung ablehnen, wird George sie später wiederholen. Aber für dich, Sandra, besteht kein Anlaß, es über dich ergehen lassen zu müssen. Ich werde hingehen, und du kannst dich im letzten Augenblick drücken - Kopfweh, Erkältung, irgend etwas.»

Sie hob das Kinn. «Das wäre feig. Nein, Stephen, wenn du gehst, gehe ich auch. Schließlich», sie legte ihre Hand auf seinen Arm, «sowenig unsere Ehe auch bedeutet, so bedeutet sie doch mindestens, daß wir unsere Schwierigkeiten miteinander teilen.»

Er starrte sie an. Diese Wendung, die ihr so leicht entschlüpfte, als verliehe sie einer längst vertrauten, nicht sehr wichtigen Tatsache Ausdruck, ließ ihn verstummen. Er raffte sich auf und sagte: «Was sagst du da? Sowenig unsere Ehe auch bedeutet?»

Sie sah ihm offen und ehrlich ins Gesicht. «Stimmt das nicht?»

«Nein, tausendmal nein! Unsere Ehe bedeutet mir alles,» Sie lächelte. «Das tat sie vielleicht - in gewissem Sinne. Wir bilden ein gutes Gespann, Stephen. Wir ziehen an einem Strang - und können schöne Erfolge aufweisen.»

«Das habe ich nicht gemeint.» Sein Atem war schnell. Er nahm ihre Hand in seine beiden Hände und hielt sie fest. «Sandra, weißt du denn nicht, daß du für mich alles in der Welt bedeutest?»

Und auf einmal wußte sie es. Es war unglaublich - völlig überraschend - aber wahr. Sie lag in seinen Armen. Er hielt sie eng an sich gedrückt und küßte sie, stammelte unzusammenhängende Worte. «Sandra - Sandra - Liebling. Ich liebe dich... Ich hatte so Angst - so Angst, dich zu verlieren.» Sie hörte ihre eigene Stimme sprechen: «Wegen Rosemarie?»

«Ja.» Er ließ sie los, trat einen Schritt zurück, und sein Gesicht drückte höchstes Erstaunen aus. «Du hast gewußt - von Rosemarie?»

«Natürlich - die ganze Zeit.»

«Und du verstehst es?»

Sie schüttelte den Kopf. «Nein, ich verstehe es nicht. Ich glaube, daß ich es nie verstehen werde. Hast du sie geliebt?»

«Eigentlich nicht. Du warst es, die ich geliebt habe.» Eine Welle der Bitterkeit ging über sie hinweg. Sie fragte: «Vom ersten Augenblick an, wie du mich neben dem Büfett hast stehen sehen? Sag diese Unwahrheit nicht noch einmal - denn es war eine Unwahrheit!»

Der plötzliche Angriff schreckte ihn nicht. Er überlegte sorgfältig, was sie gesagt hatte.

«Ja, es war eine Unwahrheit - und doch auch wiederum nicht. Ich fange an zu glauben, daß es die Wahrheit war. Ach, versuche mich doch zu verstehen, Sandra! Du kennst die Leute, die immer einen edlen, scheinbar anständigen Vorwand benützen, um ihre Schlechtigkeiten zu maskieren. Die Leute, die <ehrlich sein müssen>, wenn sie etwas Häßliches sagen wollen, die es <für ihre Pflicht halten>, einen bei Herrn X. zu verklatschen, die Leute, die sich selbst gegenüber solche Heuchler sind, daß sie ihr Leben in der Überzeugung beenden, sie hätten alle ihre Gemeinheiten und Niedrigkeiten nur in der besten Absicht begangen. Versuche dir klarzuwerden, daß es auch das Gegenteil solcher Leute geben kann: Menschen, die so zynisch, so mißtrauisch gegen sich selbst und gegen das Leben sind, daß sie nur an ihre bösen Beweggründe glauben können. Du warst die Frau, die ich nötig hatte. Wenigstens das ist bestimmt wahr. Und wenn ich jetzt zurückschaue, dann glaube ich ehrlich, daß es mir nie hätte glücken können, wenn es nicht die Wahrheit gewesen wäre.» Sie sagte bitter: «Du hast mich nicht geliebt.»

«Nein. Ich hatte noch nie geliebt. Ich war ein ausgehungertes, geschlechtsloses Wesen, das auf die wählerische Kälte seiner Natur stolz war! Und dann habe ich mich verliebt - blödsinnig und kindisch verliebt. Eine Liebe wie ein Gewitter im Sommer: kurz, heftig, rasch vorbei.» Er fügte bitter hinzu: «Wie eine Geschichte, die ein Narr erzählt, voll Lärm und Aufruhr und doch inhaltslos.»

Er machte eine Pause und fuhr dann fort: «Hier in Fairhaven geschah es, daß ich aufwachte und die Wahrheit erkannte.»

«Die Wahrheit?»

«Daß du das einzige bist, worauf es mir im Leben ankommt - du und deine Liebe.»

Sie murmelte: «Wenn ich das nur gewußt hätte...»

«Was hast du gedacht?»

«Ich dachte, du möchtest mit ihr davonlaufen.»

«Mit Rosemarie?» Er lachte bitter: «Das wäre tatsächlich so etwas wie lebenslängliche Zwangsarbeit gewesen!»

«Hat sie nicht verlangt, daß du mit ihr fortgehen solltest?»

«Doch, das hat sie.»

«Und was war dann?»

Stephen tat einen tiefen Atemzug. Nun standen sie wieder vor dem drohenden, rätselhaften Geheimnis. Er antwortete: «Dann war der Abend im Luxembourg.»

Sie verstummten beide, das gleiche Bild vor Augen. Die verkrampften, bläulich verfärbten Züge der einst schönen Frau. Wie sie auf die Tote gestarrt und dann - beim Aufblicken einander in die Augen gesehen hatten -

Stephen murmelte: «Denk nicht daran, Sandra - um Himmels willen, wir wollen nicht daran denken!»

«Es hat keinen Zweck, nicht daran zu denken. Wir können es doch nicht vergessen.» Nach einer Pause fragte Sandra: «Was

sollen wir tun?»

«Das, was du vorhin gesagt hast. Der Sache ins Gesicht sehen - gemeinsam. Hingehen zu dieser gräßlichen Einladung, ganz gleich, aus welchem Grund sie stattfindet.»

«Du glaubst nicht, was George über Iris gesagt hat?»

«Nein. Du etwa?»

«Es könnte stimmen. Aber selbst wenn es stimmte, wäre das nicht der wahre Grund.»

«Was hältst du für den wahren Grund?»

«Ich weiß nicht, Stephen. Aber ich habe Angst.»

«Vor George Barton?»

«Ja, Ich glaube, er - weiß es.» Stephen sagte scharf: «Was weiß er?»

Sie wandte ihm langsam ihr Gesicht zu, bis ihre Blicke sich kreuzten. Sie flüsterte: «Wir dürfen keine Angst haben. Wir müssen Mut haben - allen Mut der Welt. Du wirst einmal ein großer Mann, Stephen - ein Mann, den die Welt braucht. Nichts darf sich dem in den Weg stellen. Ich bin deine Frau, und ich liebe dich.»

«Für was hältst du diese Einladung, Sandra?»

«Für eine Falle.»

Er sagte langsam: «Und wir sollen in diese Falle gehen?»

«Wir dürfen nicht wissen, daß es eine Falle ist.»

«Ja, das ist wahr.»

Plötzlich warf Sandra lachend den Kopf zurück und sagte: «Du kannst dich anstrengen, soviel du willst, Rosemarie - du wirst trotzdem nicht siegen.»

Stephen packte sie an der Schulter. «Sei still, Sandra. Rosemarie ist tot.»

«Wirklich? Manchmal kommt mir vor, als sei sie sehr lebendig.»

3

Mitten auf dem Wege durch den Park sagte Iris: «Macht es dir etwas aus, George, wenn ich nicht mit dir zurückgehe? Ich sehne mich nach einem Spaziergang. Ich wollte doch über Friars Hill gehen und dann durch den Wald heimkommen. Ich habe den ganzen Tag scheußliche Kopfschmerzen gehabt»

«Du armes Kind - natürlich, lauf noch ein bißchen. Ich kann dich nicht begleiten, weil ich heute nachmittag einen Besuch erwarte und nicht genau weiß, «um welche Zeit er erscheinen wird.»

«Gut. Dann also auf Wiedersehen bis zum Tee.»

Sie bog im rechten Winkel vom Wege ab und entfernte sich in Richtung eines Lärchenwäldchens, das einen naheliegenden Hügel bekränzte. Als sie am Abhang aus dem Wäldchen heraustrat, atmete sie tief auf. Es war einer jener drückenden, feuchten Tage, wie sie im Oktober häufig sind. Eine dunstige Nässe lag auf den Blättern, und die niedrig hängenden grauen Wolken kündigten noch mehr Regen an. Die Luft hier oben war kaum frischer als unten im Tal, aber Iris hatte trotzdem das Gefühl, als könne sie freier atmen.

Sie setzte sich auf einen umgestürzten Baumstamm und starrte hinunter in das Tal, wo Little Priors sich bescheiden in seine bewaldete Bodensenkung schmiegte. Weiter zur Linken schimmerte es rosenrot und ziegelfarben: das Herrenhaus von Fairhaven.

Iris stützte das Kinn in die hohle Hand und ließ den Blick über die Landschaft schweifen. Das leichte Geräusch hinter ihr war kaum lauter als das Tröpfeln von den Blättern, aber sie wandte mit einem Ruck den Kopf: die *Zweige* teilten sich, und Anthony Browne trat heraus.

Halb ärgerlich rief sie: «Tony! Warum mußt du immer

auftauchen wie - wie der Teufel aus der Versenkung?» Anthony ließ sich neben ihr auf dem Boden nieder. Er nahm sein Etui heraus und bot ihr eine Zigarette an. Als sie den Kopf schüttelte, nahm er sich selbst eine und zündete sie an. Er tat einen tiefen Zug und antwortete dann: «Weil ich eine geheimnisvolle Erscheinung bin. Es macht mir Spaß, aus dem Nichts aufzutauchen.»

«Wieso hast du gewußt, daß ich hier bin?»

«Ich besitze einen ausgezeichneten Feldstecher. Man hatte mir gesagt, daß du bei den Farradays zu Mittag essen würdest, und ich habe dir vom Hügel aus nachspioniert, als du fortgingst!»

«Warum kommst du nicht ins Haus wie ein normaler Mensch...?»

«Weil ich kein normaler Mensch bin», antwortete Anthony in verletztem Ton. «Ich weiche stark von der Norm ab.»

«Ja, das glaube ich auch.»

Er warf ihr einen schnellen Blick zu und fragte: «Ist etwas mit dir los?»

«Nein. Wenigstens...» Sie hielt inne. Anthony wiederholte fragend: «Wenigstens?» Sie seufzte. «Ich habe den Aufenthalt hier satt. Little Priors ist mir verhaßt. Ich will nach London zurück.»

«Nun, ihr geht doch bald zurück, nicht wahr?»

«Nächste Woche.»

«Das war also heute eine Abschiedsgesellschaft bei Farradays?»

«Es war keine Gesellschaft. Nur die beiden und eine alte Cousine.»

«Hast du die Farradays gern, Iris?»

«Ich weiß nicht. Ich glaube, nicht sehr - obwohl ich das nicht sagen sollte, denn sie sind sehr nett zu uns gewesen.»

«Glaubst du, daß sie dich gern haben?»

«Nein. Ich denke, sie können uns nicht leiden.»

«Interessant.»

«Findest du?

«Ach - nicht das Nichtleidenkönnen, falls das stimmt. Interessant fand ich, daß du <uns> gesagt hast. Meine Frage hat sich auf dich allein bezogen.»

«Ach so - ja, weißt du, ich glaube nicht, daß sie gegen mich wirklich etwas haben. Ich denke mir, sie haben etwas gegen uns als Familie, weil wir ihre unmittelbaren Nachbarn sind. Wir haben sie ja nicht so gut gekannt - sie waren hauptsächlich mit Rosemarie befreundet.»

«Ja, sie waren mit Rosemarie befreundet. Allerdings - daß Sandra Farraday und Rosemarie jemals auf besonders gutem Fuß gestanden haben, kann ich mir schwer vorstellen.»

«Nein», sagte Iris. Sie machte ein etwas besorgtes Gesicht, aber Anthony rauchte friedlich weiter. Nach einer Weile sagte er: «Weißt du, was mir an den Farradays am meisten auffällt?»

«Nun?»

«Eben daß sie <die Farradays> sind. Ich denke an sie nicht als Stephen und Sandra, zwei Menschen, die durch Staat und Kirche miteinander verbunden sind, sondern als ein bestimmtes Doppelwesen - <die Farradays>. So etwas kommt seltener vor, als man denkt. Es sind zwei Menschen, die ein gemeinsames Ziel, einen gemeinsamen Lebensweg und die ganz gleichen Wünsche, Abneigungen und Glaubenssätze haben. Und das Merkwürdige daran ist, daß die beiden in Wirklichkeit ganz verschiedene Charaktere habe. Stephen Farraday, möchte ich behaupten, ist ein Mann mit einem sehr weiten intellektuellen Horizont, äußerst empfänglich für die Meinung von Dritten, furchtbar unsicher und mit einem gewissen Mangel an moralischem Mut. Sandra dagegen besitzt einen fast

mittelalterlichen engen Geist, ist fanatischer Hingabe fähig und mutig bis zur Verwegenheit.»

«Stephen», sagte Iris, «kommt mir immer ein bißchen wichtigtuerisch und dumm vor.»

«Dumm ist er ganz und gar nicht. Er ist bloß einer von den üblichen unglücklichen Erfolgsmenschen.»

«Unglücklich?»

«Die meisten Erfolgsmenschen sind unglücklich. Das ist der Grund, weshalb sie Erfolgsmenschen sind: sie müssen sich vor sich selbst rechtfertigen, indem sie Dinge erreichen, die in der Welt Aufsehen machen.»

«Was hast du für ungewöhnliche Einfalle, Anthony!»

«Du wirst finden, daß sie stimmen, wenn du über sie nachdenkst. Glückliche Menschen haben keine äußeren Erfolge, weil sie im Einklang mit sich selbst sind und deshalb keinen Wert darauf legen. Ich zum Beispiel. Glückliche Menschen sind auch meist sehr umgänglich - ebenfalls wie ich.»

«Du hast eine sehr gute Meinung von dir.»

«Ich lenke bloß deine Aufmerksamkeit auf meine guten Seiten, für den Fall, daß du sie noch nicht entdeckt haben solltest.» Iris lachte. Ihre Laune hatte sich gebessert. Das bedrückende, angstvolle Gefühl war verschwunden. Sie sah auf die Uhr. «Komm mit mir heim und trink mit uns Tee, damit ein paar andere Menschen Nutzen ziehen können.» Anthony schüttelte den Kopf. «Heute nicht. Ich muß zurück.» Iris fragt heftig: «Warum willst du nie zu uns ins Haus kommen? Das muß einen Grund haben.»

Anthony zuckte die Achseln. «Ich habe meine besonderen Gedanken über die Annahme von Einladungen. Dein Schwager kann mich nicht leiden - das hat er deutlich durchblicken lassen.»

«Ach - was brauchst du dich um George zu kümmern. Wenn

Tante Lucilla und ich dich einladen - sie ist eine liebe alte Dame - sie würde dir bestimmt gefallen.»

«Davon bin ich überzeugt - aber mein Einwand bleibt trotzdem bestehen.»

«Zu Rosemaries Zeiten bist du oft gekommen.»

«Das», sagte Anthony, «war etwas anderes.» Eine kalte Hand griff Iris ans Herz. Sie sagte: «Was hat dich heute veranlaßt herzukommen? Hast du geschäftlich in der Gegend zu tun gehabt?»

«Ein sehr wichtiges Geschäft - mit dir. Ich bin hergekommen, um dich etwas zu fragen, Iris.»

Die kalte Hand war nicht mehr da. Statt dessen überkam Iris eine leichte Unruhe - jene pulsierende Erregung, die den Frauen seit undenklichen Zeiten wohlbekannt ist. Und zugleich nahm Iris' Gesicht den ahnungslos fragenden Ausdruck an, den ihre Urgroßmutter gehabt haben mochte, einige Augenblicke, bevor sie die Worte sprach: «Ach, Herr X. - Ihr Antrag kommt so überraschend...»

«Ja?» Sie wandte Anthony dieses unwahrscheinlich naive Gesicht zu.

Er sah sie mit ernsten, fast strengen Augen an: «Gib mir ehrliche Antwort, Iris. Meine Frage lautet: Hast du Vertrauen zu mir?»

Sie war verblüfft, denn sie hatte eine andere Frage erwartet. Er bemerkte es.

«Du dachtest, ich würde dir eine andere Frage stellen? Aber meine Frage ist sehr wichtig, Iris. Sie ist für mich die wichtigste Frage der Welt. Noch einmal: hast du Vertrauen zu mir?» Sie zögerte sekundenlang. Dann antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen: «Ja.»

«Dann gehe ich weiter und stelle dir eine zweite Frage: Bist du bereit, mit mir nach London zu fahren und dich dort mit mir

trauen zu lassen, ohne jemandem etwas davon zu verraten?» Sie starrte ihn an. «Aber das geht doch nicht! Es geht einfach nicht!»

«Du würdest mich nicht heiraten?»

«Nicht auf diese Art und Weise.»

«Und doch liebst du mich. Du liebst mich doch, nicht wahr?» Sie hörte ihre Stimme sagen: «Ja, ich liebe dich, Anthony.»

«Aber du willst nicht mitkommen und mich in der St.-Elfrieden-Kirche in Bloomsbury heiraten? In diesem Kirchspiel bin ich nämlich seit einigen Wochen wohnhaft und kann infolgedessen jederzeit eine Heiratserlaubnis bekommen.»

«Aber das kann ich doch nicht tun! George wäre furchtbar verletzt, und Tante Lucilla würde mir nie verziehen. Außerdem bin ich noch nicht mündig. Ich werde erst achtzehn.»

«Du müßtest ein höheres Alter angeben. Welcher Bestrafung ich mich aussetze, wenn ich eine Minderjährige ohne Zustimmung ihres Vormundes heirate, weiß ich nicht. Wer ist übrigens dein Vormund?»

«George. Er verwaltet auch mein Vermögen.»

«Ja - aber wie immer auch die Strafe ist, sie würde die Trauung nicht ungültig machen, und das ist eigentlich die Hauptsache, auf die es mir ankommt.»

Iris schüttelte den Kopf. «Ich kann es nicht tun. Ich kann nicht so lieblos sein. Und überhaupt: Warum? Was soll es für einen Zweck haben?»

Anthony sagte: «Deshalb habe ich dich zuerst gefragt, ob du Vertrauen zu mir hast. Meine Gründe müßtest du eben auf Treu und Glauben hinnehmen. Sagen wir, daß die Trauung der einfachste Weg wäre. Aber lassen wir das jetzt.» Iris meinte zaghaft: «Wenn George dich nur ein bißchen näher kennen würde. Komm doch jetzt mit mir zurück. Es werden nur er und Tante Lucilla dasein.»

«Bist du sicher? Ich dachte...» Er hielt inne. «Als ich den Hügel hinaufstieg, sah ich einen Mann, der bei euch den Fahrweg entlangging, und das Sonderbare ist, daß ich den Mann -» er zögerte - «den Mann kenne.»

«Natürlich, das habe ich ganz vergessen - George hat mir gesagt, er erwarte jemanden.»

«Der Mann, den ich erkannt zu haben glaubte, heißt Race - Oberst Race.»

«Sehr gut möglich», gab Iris zu. «George kennt einen Oberst Race. Er sollte damals an dem Abend auch zum Essen kommen, wie Rosemarie...»

Sie brach mit bebender Stimme ab. Anthony ergriff ihre Hand. «Denk nicht mehr daran, Liebling. Ich weiß, es war schrecklich.»

Sie schüttelte den Kopf. «Ich kann nichts dagegen tun, Anthony -»

«Ja?»

«Ist dir jemals der Gedanke gekommen - glaubst du...» Es fiel ihr schwer, in Worte zu fassen, was sie sagen wollte. «Hast du jemals daran gedacht, daß Rosemarie - vielleicht keinen Selbstmord begangen hat? Daß sie möglicherweise - ermordet worden ist!»

«Großer Gott, Iris - wer hat dir das in den Kopf gesetzt?» Sie antwortete nicht, sondern fragte zurück: «Dieser Gedanke ist dir niemals gekommen?»

«Niemals. Natürlich hat Rosemarie Selbstmord begangen.» Iris schwieg.

«Wer hat dir so etwas eingeredet?»

Einen Augenblick lang war sie versucht, ihm Georges unglaubliche Geschichte zu erzählen; aber sie widerstand der Versuchung. Sie sagte langsam: «Es war nur so ein Einfall von mir.»

«Denk nicht mehr daran, Liebling.» Er half ihr beim Aufstehen und küßte sie leicht auf die Wange. «Kleiner, dummer Liebling. Vergiß Rosemarie. Denk nur an mich.»

4

Oberst Race paffte seine Pfeife und sah George Barton nachdenklich an. Er hatte George Barton schon als kleinen Buben gekannt. Bartons Onkel war auf dem Lande ein Nachbar der Familie Race gewesen. Zwischen den beiden Männern bestand ein Altersunterschied von annähernd zwanzig Jahren. Race war über sechzig Jahre alt, eine große, kerzengerade, soldatische Erscheinung mit sonnverbranntem Gesicht, kurzgeschnittenem eisengrauen Haar und scharfen dunklen Augen. Besonders vertraut waren die beiden nie miteinander gewesen, aber für Race blieb Barton stets «der junge George» - eine der vielen Gestalten, mit denen Jugenderinnerungen für ihn verknüpft waren.

Augenblicklich beschäftigte ihn der Gedanke, daß er vom «jungen George» eigentlich nichts Rechtes wußte. Bei ihren kurzen Begegnungen in späteren Jahren hatten sie wenig Gemeinsames entdeckt. Race war ein Mann der frischen Luft, ein Pioniertyp, und hatte den größten Teil seines Lebens außerhalb Englands zugebracht. George war durchaus Stadtmensch. Ihre Interessen waren verschieden. Wenn sie sich trafen, tauschten sie zunächst lauwarme «Erinnerungen aus der alten Zeit» aus, worauf dann unweigerlich ein verlegenes Schweigen entstand. Oberst Race hatte kein Talent für oberflächliches Geplauder und war überhaupt das Muster des bei einer früheren Generation von Romanschriftstellern so beliebten wortkargen Energiemenschen.

Auch jetzt schwieg er, innerlich mit der Frage beschäftigt, warum wohl «der junge George» so hartnäckig auf diesem Zusammentreffen bestanden hatte. Außerdem fiel ihm auf, daß sich George seit ihrer letzten Begegnung vor einem Jahr in gewisser Weise verändert hatte. George Barton war ihm stets als der Inbegriff der bürgerlichen Seelenruhe vorgekommen:

vorsichtig, praktisch, phantasielos.

Mit dem Mann, fand er, war etwas nicht in Ordnung. Fahrig. Schon dreimal hatte er seine Zigarre angezündet - das sah ihm gar nicht ähnlich.

Er nahm die Pfeife aus dem Mund. «George, was haben Sie für Sorgen?»

«Richtig, Race - es sind wirklich Sorgen. Ich brauche dringend Ihren Rat - und Ihre Hilfe.» Der Oberst nickte und wartete ab.

«Es ist fast ein Jahr her, da sollten Sie mit uns in London zum Abendessen ausgehen - ins Luxembourg. Im letzten Augenblick mußten Sie verreisen.» Race nickte von neuem. «Nach Südafrika.»

«Bei diesem Essen starb meine Frau.»

Race bewegte sich unbehaglich in seinem Sessel. «Ja, ich weiß. Habe es damals in der Zeitung gelesen. Verzeihen Sie, wenn ich bisher weder davon gesprochen noch Ihnen meine Teilnahme ausgedrückt habe - ich wollte keine traurigen Erinnerungen wachrufen. Aber Sie wissen, daß ich mit Ihnen fühle, alter Freund.»

«Ja, ja - das ist es nicht. Man vermutete, meine Frau habe Selbstmord begangen.»

Race griff das entscheidende Wort auf. Er sagte: «Nur vermutet?»

«Lesen Sie das.»

George reichte Race die zwei Briefe. Der Oberst machte ein noch erstaunteres Gesicht. «Anonyme Briefe?»

«Ja. Und ich glaube, was drinsteht, stimmt.» Race schüttelte langsam den Kopf.

«Sehr gefährlich. Sie ahnen gar nicht, wie viele verleumderische Briefe geschrieben werden nach jedem Ereignis, das in der Presse breitgetreten worden ist.»

«Doch, das weiß ich. Aber die Briefe sind nicht damals geschrieben worden, sondern erst ein halbes Jahr später.» Race nickte. «Das würde allerdings für Ihre Auffassung sprechen. Wer hat Ihrer Meinung nach die Briefe geschrieben?»

«Ich weiß nicht. Es ist mir auch gleichgültig. Auf jeden Fall glaube ich, daß die Briefe die Wahrheit sagen. Meine Frau ist umgebracht worden.»

Race legte seine Pfeife hin und setzte sich in seinem Sessel auf. «Und warum glauben Sie das? Haben Sie schon damals irgendeinen Verdacht gehabt? Oder die Polizei?»

«Ich war damals wie betäubt - vollständig vor den Kopf geschlagen. Ich habe die Entscheidung bei der Totenschau einfach hingenommen. Der Tatbestand schien damals vollkommen einwandfrei.»

«Hat sie jemals mit Selbstmordabsichten gedroht?»

«Nein, nie. Rosemarie - liebte das Leben.»

Race nickte. Er war Georges Frau nur ein einziges Mal begegnet. Er hatte sie außergewöhnlich schön und dumm gefunden - aber bestimmt nicht lebensverneinend. «Wie war der ärztliche Befund über ihren Geisteszustand und so weiter?»

«Der Arzt, den Rosemarie sonst immer konsultierte - ein älterer Mann, der die Familie Marle von Kindesbeinen an behandelt hat -, war auf einer Seereise. Während ihrer Grippe ist Rosemarie von seinem Vertreter behandelt worden. Der hat, soweit ich mich erinnern kann, ausgesagt, daß es nach einer Grippe dieser Art häufig zu schweren Depressionszuständen kommt.»

George machte eine Pause und fuhr dann fort: «Erst nachdem ich die beiden anonymen Briefe bekommen hatte, habe ich mich mit Rosemaries Hausarzt in Verbindung gesetzt. Ich habe ihm natürlich nichts von den Briefen gesagt - sondern einfach nochmals alles mit ihm besprochen. Er erklärte, über Rosemaries Selbstmord äußerst erstaunt gewesen zu sein. Er

hätte das nie gedacht. Rosemarie sei ganz und gar nicht der Typ gewesen, der zum Selbstmord neigt. Der Vorfall habe ihm gezeigt, daß auch ein Patient, den der Arzt gut zu kennen glaubt, in einer völlig überraschenden Weise reagieren könne.» George hielt erneut inne. Nach einer Weile fuhr er fort: «Nachdem ich mit dem Arzt gesprochen hatte, ist mir klargeworden, wie wenig ich selbst von Rosemaries Selbstmord überzeugt war. Schließlich habe ich sie sehr genau gekannt. Sie war ein Mensch mit plötzlichen heftigen Anfällen von Traurigkeit. Sie konnte sich über gewisse Dinge sehr aufregen, konnte auch gelegentlich unüberlegt handeln. Aber ich habe sie nie in einer Stimmung erlebt, in der sie gewünscht hätte, <Schluß zu machen>.»

Race murmelte etwas verlegen: «Könnte sie außer der angeblichen Depression einen Grund zum Selbstmord gehabt haben?

Ich meine, war sie über irgend etwas Bestimmtes wirklich unglücklich?»

«Ich - nein - nun, sie war ziemlich nervös.» Ohne George anzusehen, fragte Race: «Hat Ihre Frau zu dramatischen Auftritten geneigt? Sie wissen, daß ich sie nur ein einziges Mal gesehen habe. Es gibt aber einen Frauentyp, der - nun, sagen wir, aus Sensationslust einen Selbstmordversuch unternimmt - gewöhnlich nach einem vorangegangenen Streit. Aus dem gewissen kindischen Motiv heraus: Es geschieht den anderen schon recht, daß ich ihnen solchen Kummer mache.»

«Wir hatten keinen Streit miteinander.»

«Aha. Ich muß allerdings auch sagen, daß die Verwendung von Zyankali diese Theorie eigentlich ausschließt. Zyankali ist kein Gift, mit dem man leichtsinnig herumspielt - das weiß jeder.»

«Ja, und das führt zu einem weiteren Punkt. Falls aus irgendeinem Grunde Rosemarie tatsächlich einen Selbstmord erwogen hätte - hätte sie dann nicht einen anderen Weg

gewählt? Eine Todesart, die weniger schmerzhaft und - weniger häßlich ist? Zum Beispiel eine große Dosis von irgendeinem Schlafmittel?»

«Ganz meine Meinung. Ist ein Nachweis erbracht worden, daß sie sich Zyankali gekauft oder verschafft hat...?»

«Nein. Aber sie war bei Freunden auf dem Lande, und dort wurde eines Tages ein Wespennest vernichtet. Man vermutete, daß sie bei dieser Gelegenheit das Zyankali an sich genommen hat.»

«Ja - auf diese Weise läßt es sich ganz leicht beschaffen. Gärtner haben meist einen Vorrat davon.»

Er machte eine Pause und sagte dann: «Wir wollen die Lage kurz zusammenfassen. Ein positiver Beweis dafür, daß Ihre Frau sich mit Selbstmordgedanken trug oder Vorbereitungen in dieser Richtung getroffen hatte, war nicht vorhanden. Alle Faktoren waren bloß negativ. Anderseits kann aber auch kein Material vorhanden gewesen sein, das auf Mord hindeutete, denn sonst hätte die Polizei, die ja ziemlich auf der Höhe ist, sich der Sache angenommen.»

«Der Gedanke an Mord wäre einfach phantastisch erschienen.»

«Aber ein halbes Jahr später erschien er Ihnen nicht mehr phantastisch?»

George sagte langsam: «Ich glaube, ich war die ganze Zeit über nicht so recht überzeugt. Ich muß mich wohl unbewußt nach und nach auf die Mordtheorie eingestellt haben, so daß ich sie mir schließlich widerspruchslos zu eigen gemacht habe, als ich sie schwarz auf weiß vor mir sah.»

«Ja.» Race nickte. «Nun, dann schießen Sie los. Wen haben Sie im Verdacht?»

George beugte sich vor. Sein Gesicht zuckte. «Das ist eben das Schreckliche. Falls Rosemarie wirklich umgebracht worden

ist, dann muß es jemand von unserer Tischrunde - jemand von unseren Freunden getan haben. Sonst ist niemand in die Nähe unseres Tisches gekommen.»

«Die Kellner? Wer hat den Wein eingeschenkt?»

«Charles, der Oberkellner. Sie kennen Charles?» Race bejahte. Jedermann kannte Charles. Sich vorzustellen, Charles hätte mit Vorbedacht einen Gast vergiften können, war unmöglich.

«Und unser Kellner am Tisch war Giuseppe. Ich kenne Giuseppe seit Jahren. Er bedient mich immer, wenn ich im Luxembourg esse. Netter, lustiger kleiner Kerl.»

«Jetzt kommen wir also zu der Tischgesellschaft. Wer war da?»

«Stephen Farraday, der Abgeordnete. Seine Frau, Lady Alexandra Farraday. Meine Sekretärin, Ruth Lessing. Ein Mann namens Anthony Browne. Rosemaries Schwester Iris. Ich selbst. Im ganzen sieben Personen. Wenn Sie nicht abgesagt hätten, wären wir unser acht gewesen. Es war zu spät, einen Ersatzmann für Sie zu finden.»

«Aha. Nun, Barton: Wer ist Ihrer Meinung nach der Schuldige?»

George rief aus: «Ich weiß es nicht - ich sage Ihnen, ich weiß es nicht! Wenn ich nur eine Ahnung hätte...»

«Gut, gut. Ich dachte nur, Sie hätten einen bestimmten Verdacht. Es kann eigentlich nicht schwierig sein... Wie saßen Sie? Fangen Sie bei sich selbst an.»

«Rechts neben mir saß Sandra Farraday. Dann Stephen Farraday, dann Iris. Schließlich Ruth Lessing, die zu meiner Linken saß.»

«Ich verstehe. Und Ihre Frau hatte im Laufe des Abends schon Champagner getrunken?»

«Jawohl. Die Gläser waren mehrmals nachgefüllt worden. Es

ist - während des Cabaretprogramms passiert. Es herrschte ein Riesenlärm - eine von diesen Negerdarbietungen. Wir haben alle zugeschaut. Plötzlich - kurz bevor die Lichter wieder angingen - ist sie über den Tisch zusammengesunken. Vielleicht hat sie einen Schrei ausgestoßen. - aber niemand hat etwas gehört. Der Arzt meinte, der Tod sei sofort eingetreten. Das war wenigstens ein Glück für sie.»

«Ja, wahrhaftig. Nun, Barton - auf den ersten Blick sieht die Sache ziemlich klar aus.»

«Was meinen Sie?»

«Natürlich Stephen Farraday. Er saß rechts von ihr. Ihr Glas stand in unmittelbarer Nähe seiner linken Hand. Kinderleicht für ihn, das Zeug hineinzuschütten, sobald die Lichter aus waren und die allgemeine Aufmerksamkeit sich auf die Bühne konzentrierte. Eine so gute Gelegenheit hatte sonst niemand. Ich kenne die Tische im Luxembourg. Sie stehen ziemlich frei, und um sie herum ist viel Platz. Ich möchte stark bezweifeln, daß sich zum Beispiel jemand unbemerkt über den Tisch hätte beugen können - sogar bei ausgeschalteten Lichtern. Das gleiche gilt für den Mann zur Linken Ihrer Frau. Um etwas in ihr Glas zu schütten, hätte er sich über sie hinwegbeugen müssen. Es besteht noch eine weitere Möglichkeit, aber wir wollen die nächstliegende Person zuerst vornehmen. Gab es irgendeinen Grund, weswegen der Herr Abgeordnete Stephen Farraday die Absicht gehabt haben könnte, ihre Frau umzubringen?» George sagte mit erstickter Stimme: «Er und meine Frau waren - ziemlich eng befreundet. Falls - falls Rosemarie ihn beispielsweise abgewiesen hat, könnte er es vielleicht aus Rache getan haben.»

«Klingt sehr dramatisch. Das ist der einzige Grund, der Ihnen einfällt?»

«Ja», sagte George. Er war rot im Gesicht. Race warf ihm einen flüchtigen Blick zu und fuhr fort: «Dann wollen wir die

Möglichkeit Nummer zwei prüfen. Eine von den Damen.»

«Warum die Damen?»

«Mein lieber George, es dürfte Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen sein, daß in einer Gesellschaft von sieben Personen - vier Damen und drei Herren - im Laufe eines Abends hin und wieder die Situation eintritt, daß drei Paare tanzen und eine Dame allein am Tisch sitzt. Sie haben alle getanzt?»

«Ja, gewiß.»

«Gut. Können Sie sich nun erinnern, welche von den Damen irgendwann einmal allein am Tisch saß, bevor das Cabaretprogramm begann?»

George dachte nun einen Augenblick nach. «Ich glaube - ja, Iris hat als letzte ausgesetzt, und vor ihr Ruth.»

«Können Sie sich erinnern, wann Ihre Frau zuletzt von ihrem Champagner getrunken hat?»

«Lassen Sie mich überlegen - sie hatte mit Browne getanzt. Ich erinnere mich, daß sie zurückkam und sagte, es sei ziemlich anstrengend gewesen - er tanzt gern komplizierte Schritte. Bei dieser Gelegenheit hat sie ihr Glas ausgetrunken. Kurz darauf wurde ein Walzer gespielt - den hat Rosemarie mit mir getanzt. Sie weiß, daß Walzer der einzige Tanz ist, den ich gut kann. Farraday tanzte mit Ruth und Lady Alexandra mit Browne. Iris blieb sitzen. Unmittelbar nach dem Walzer begann das Cabaret.»

«Dann wollen wir jetzt einmal die Schwester Ihrer Frau ins Auge fassen. Ist ihr beim Tode Ihrer Frau irgendeine Erbschaft zugefallen?» - George sprudelte heraus: «Mein lieber Race, seien Sie nicht albern! Iris ist noch ein halbes Kind!»

«Ich kenne zwei Fälle, in denen Schulmädchen Morde begangen haben.»

«Aber doch nicht Iris! Sie hatte Rosemarie sehr lieb.»

«Macht nichts, Barton. Die Gelegenheit zur Tat besaß sie

trotzdem. Ich will bloß wissen, ob möglicherweise auch ein Motiv vorhanden war. Ich glaube, Ihre Frau war vermögend. Wer hat ihr Vermögen geerbt - Sie, Barton?»

«Nein, Iris - das heißt: ich verwalte es für sie.» George erklärte dem aufmerksam zuhörenden Race die Bestimmungen des Testaments.

«Eine recht seltsame Lage», sagte Race schließlich. «Die reiche und die arme Schwester. Für manches Mädchen hätte das ein Anlaß zu bitteren Gefühlen sein können.»

«Aber sicher nicht für Iris.»

«Vielleicht nicht - aber das Motiv bleibt bestehen. Den Kurs müssen wir weiter verfolgen. Wer hat sonst noch ein Motiv gehabt?»

«Niemand - absolut niemand. Ich bin überzeugt, daß Rosemarie keinen einzigen Feind auf der Welt besaß. Ich habe das alles schon geprüft - Fragen gestellt - überall herumgebohrt. Ich habe sogar diesen Besitz neben den Farradays gekauft, um...»

Er brach ab. Race nahm seine Pfeife zur Hand und begann sie auszukratzen.

«Wollen Sie mir nicht lieber alles sagen, Barton?»

«Was meinen Sie damit?»

«Sie verbergen mir etwas - das sieht ein Blinder. Sie können sich natürlich darauf beschränken, das Andenken Ihrer Frau zu verteidigen. Aber wenn es Ihnen wirklich ernstlich darauf ankommt, zu ermitteln, ob Ihre Frau ermordet worden ist - dann müssen Sie mit der Sprache herausrücken.» Eine Weile herrschte Stillschweigen.

Dann sagte George mühsam: «Also gut. Sie sollen Ihren Willen haben.»

«Sie hatten Anlaß zu glauben, daß Ihre Frau Sie hinterging - ist es das?»

«Ja.»

«Stephen Farraday?»

«Ich weiß es nicht. Ich schwöre Ihnen, ich weiß es nicht! Es kann ebensogut der andere Mann gewesen sein - dieser Browne. Ich war in einer ewigen Ungewißheit. Es war eine Qual.»

«Erzählen Sie mir, was Sie von Anthony Browne wissen. Komisch - der Name kommt mir bekannt vor.»

«Ich weiß gar nichts über ihn. Niemand weiß etwas über ihn. Er ist ein gutaussehender, amüsanter Kerl - aber kein Mensch hat eine Ahnung, was hinter ihm steckt. Er soll Amerikaner sein, spricht aber so gut wie ohne Akzent.»

«Vielleicht weiß die amerikanische Gesandtschaft etwas über ihn. Sie haben keine Vermutung - welcher von beiden es war?»

«Nein - nein. Sie hat einmal einen Brief geschrieben - ich - habe mir hinterher das Löschblatt angesehen. Es war - ein richtiger Liebesbrief, aber ohne Namen.»

Race hielt den Blick sorgfältig abgewandt. «Nun, das gibt uns immerhin einen kleinen Fingerzeig. Lady Alexandra zum Beispiel wäre auch beteiligt, falls ihr Mann mit Ihrer Frau ein - eine Beziehung unterhalten hat. Lady Alexandra ist eine Frau mit starkem Gefühlsleben. Eines von den stillen, tiefen Wassern. Ein Typ, der in einem kritischen Augenblick sicher nicht vor einem Mord zurückschreckt. Wir kommen voran. Der geheimnisvolle Browne, Farraday und seine Frau, die kleine Iris Marle. Wie steht es mit der anderen Frau, dieser Ruth Lessing?»

«Ruth kann unmöglich etwas mit der Sache zu tun haben. Sie hätte nicht das geringste Motiv besessen.»

«Sie sagten, sie sei Ihre Sekretärin? Was für eine Frau ist sie?»

«Die netteste Frau, die man sich denken kann», erklärte George mit Begeisterung. «Sie gehört sozusagen mit zur Familie. Sie ist meine rechte Hand - ich kenne keinen

Menschen, den ich höher schätze und dem ich unbegrenztes Vertrauen schenke.»

«Sie haben eine Schwäche für sie», sagte Race. «Ich hänge sehr an ihr. Die Frau ist ein Haupttreffer, Race. Ich kann mich in jeder Beziehung auf sie verlassen. Sie ist das treueste, anständigste Geschöpf auf der Welt.» Race murmelte etwas, das wie «Hm - hm» klang, und wechselte das Thema. Nichts in seinem Verhalten deutete darauf hin, daß er innerlich der ihm unbekannten Ruth Lessing ein ganz bestimmtes Motiv angekreidet hatte. Er konnte sich vorstellen, daß dieses «anständigste, treueste Geschöpf auf der Welt» einen sehr greifbaren Grund gehabt haben mochte, die Gattin von Herrn George Barton in ein besseres Jenseits zu befördern. Es konnte bloße Gewinnsucht sein - vielleicht hatte sie beabsichtigt, Frau Bartons Nachfolgerin zu werden. Es konnte aber auch sein, daß sie ihren Chef wirklich liebte. Ein Motiv für sie war auf jeden Fall vorhanden.

Laut sagte er: «Es ist Ihnen vermutlich nicht entgangen, George, daß Sie selbst ebenfalls ein sehr starkes Motiv hatten.»

«Ich?» George machte ein verblüfftes Gesicht. «Natürlich - denken Sie doch an Othello und Desdemona.»

«Ah - ich verstehe. Aber - so standen die Dinge zwischen Rosemarie und mir nicht. Ich habe sie sehr geliebt, aber ich war mir immer darüber klar, daß ich gewisse Dinge - ertragen mußte. Dabei hat sie mich sehr gern gehabt. Sie hing an mir und war immer reizend zu mir. Aber ich bin natürlich ein langweiliger Kerl, das läßt sich nicht leugnen. Nicht romantisch genug, verstehen Sie? Als wir heirateten, wußte ich natürlich von Anfang an, daß es kein dauernder siebenter Himmel sein würde. Das hat sie mir auch angekündigt. Manchmal tat es weh - aber daraus zu schließen, daß ich ihr auch nur ein Haar gekrümmt haben würde...»

Er brach ab und fuhr mit veränderter Stimme fort: «Aber

angenommen, ich hätte es getan: wozu in aller Welt sollte ich jetzt die ganze Geschichte wieder aufrühren? Jetzt, nachdem der Spruch bei der Totenschau auf Selbstmord gelautet hat und alles vorbei und begraben ist. Das wäre doch Wahnsinn.»

«Sehr richtig. Und das ist auch der Grund, weshalb ich Sie nicht ernsthaft verdächtige, mein Lieber. Wenn Sie als erfolgreicher Gattenmörder ein paar Briefe wie diese hier bekommen, dann werfen Sie sie stillschweigend ins Feuer und verlieren kein Wort weiter darüber. Und das bringt mich an den Punkt, den ich für das einzig Interessante an der ganzen Angelegenheit halte: Wer hat die Briefe geschrieben?»

«Was?» George sah erschrocken aus. «Ich habe keine Ahnung.»

«Der Punkt scheint Sie gar nicht interessiert zu haben. Mich interessiert er. Gleich die erste Frage, die ich Ihnen gestellt habe, bezog sich darauf. Wir dürfen wohl annehmen, daß die Briefe nicht vom Mörder selbst stammen. Warum sollte er sich selbst das Leben schwer machen, nachdem - wie Sie sehr richtig sagen - alles vorbei und begraben und der auf Selbstmord lautende Spruch allgemein akzeptiert war? Wer hat also die Briefe geschrieben? Wer hat ein Interesse daran, die ganze Geschichte wieder aufzurütteln?»

«Das Personal?» meinte George auf gut Glück. «Möglich. Wenn ja: wer vom Personal? Und: was weiß der oder die Betreffende? Hatte Ihre Frau eine Kammerzofe?» George schüttelte den Kopf. «Nein. Wir hatten damals eine Köchin, Frau Pound, und zwei Stubenmädchen. Die Köchin ist noch da, die Mädchen sind, glaube ich, beide fort. Sie waren nur kurze Zeit bei uns.»

«Nun, Barton, wenn Sie - was ich annehme - meinen Rat hören wollen, dann würde ich mir an Ihrer Stelle die Sache sehr sorgfältig überlegen. Einerseits müssen Sie bedenken, daß Ihre Frau tot ist und daß nichts, was Sie unternehmen, sie wieder

lebendig machen kann. Die Anhaltspunkte, die auf Selbstmord deuten, sind ziemlich mager - aber ebenso auch diejenigen, die auf Mord deuten. Nehmen wir einmal die Hypothese an, Ihre Frau sei tatsächlich umgebracht worden. Wollen Sie nun die ganze Angelegenheit wieder ausgraben? Das würde bedeuten, daß unter Umständen großes Aufsehen entsteht, daß mancherlei schmutzige Wäsche vor fremden Leuten gewaschen wird, daß die Liebesaffären Ihrer Frau vor der Öffentlichkeit breitgetreten werden...»

George Barton zuckte zusammen und sagte heftig: «Sie geben mir also den Rat, den Mörder einfach laufenzulassen? Diesen widerlichen Farraday mit seinen aufgeblasenen Reden und seiner kostbaren Karriere? Und dabei nichts als ein feiger Mörder!»

«Ich will nur, daß Sie sich über die Kräfte klar sind, die Sie damit eventuell entfesseln.»

«Ich will die Wahrheit!»

«Sehr gut. In diesem Fall würde ich mit den beiden Briefen zur Polizei gehen. Die Polizei ist leicht imstande zu ermitteln, wer die Briefe geschrieben hat und ob der Absender etwas weiß. Nur denken Sie dabei an eines: Wenn Sie die Polizei einmal auf diese Spur gehetzt haben, dann können Sie sie nicht mehr zurückpfeifen.»

«Ich gehe nicht zur Polizei. Deshalb wollte ich ja mit Ihnen reden. Ich will dem Mörder eine Falle stellen.»

«Um Himmels willen - was meinen Sie damit?»

«Hören Sie zu, Race. Ich will ein Essen im Luxembourg veranstalten. Ich möchte, daß Sie auch kommen. Die gleichen Leute: Farradays, Anthony Browne, Ruth, Iris, ich. Mein Plan ist fix und fertig.»

«Und was soll bei diesem Essen geschehen?» George lachte leise. «Das ist mein Geheimnis. Ich würde alles verderben, wenn ich es jemandem vorher verraten würde - sogar Ihnen, Race. Ich

möchte, daß Sie unvoreingenommen zu dem Essen erscheinen und sich anschauen, was - passiert. Race lehnte sich vor. Seine Stimme klang plötzlich scharf. «Die Sache mißfällt mir, George. Solche dramatischen Sachen aus Büchern führen zu nichts. Gehen Sie zur Polizei - das sind Fachleute, die wissen, wie sie so etwas anzupacken haben. Dilettanten sollen sich nicht mit der Aufklärung von Verbrechen beschäftigen.»

«Das ist der Grund, weswegen ich Sie dabei haben möchte. Sie sind kein Dilettant.»

«Mein lieber Mann - bloß weil ich früher einmal für die Abteilung M. I. 5 gearbeitet habe? Und außerdem wollen Sie mir ja keinen reinen Wein einschenken.»

«Das ist nötig, um den Ausgang nicht zu gefährden.» Race schüttelte den Kopf. «Es tut mir leid. Ich lehne die Sache ab. Ihr Plan mißfällt mir, und ich will nicht daran beteiligt sein. Geben Sie es auf, George - seien Sie vernünftig.»

«Ich gebe meinen Plan nicht auf. Er ist fix und fertig ausgearbeitet.»

«Seien Sie nicht so verdammt eigensinnig. Ich verstehe von solchen Dingen ein bißchen mehr als Sie. Mir gefällt das Ganze nicht. Es führt nicht zum Ziel. Es kann sogar gefährlich werden - haben Sie daran gedacht?»

«Für irgend jemand wird es gefährlich werden - gewiß.»

Race seufzte. «Sie wissen nicht, was Sie tun. Jedenfalls können Sie nicht behaupten, ich hätte Sie nicht gewarnt. Ich bitte Sie zum letztenmal, Ihre verrückte Idee aufzugeben.» Aber George schüttelte nur den Kopf.

5

Der Morgen des 2. November dämmerte düster und feucht. Im Eßzimmer des Hauses am Elvaston Square war es so dunkel, daß zum Frühstück die Lichter angezündet werden mußten. Iris saß blaß und nervös am Tisch und spielte lustlos mit den Speisen auf ihrem Teller. George raschelte nervös mit der Morgenzeitung. Am anderen Ende des Tisches vergoß Lucilla Drake reichlich Tränen in ihr Taschentuch. «Ich bin überzeugt, der arme Junge wird sich etwas antun. Er ist so sensibel - und er würde sicher nicht davon sprechen, daß es um Leben und Tod geht, wenn es nicht wirklich so wäre.» George raschelte mit der Zeitung und sagte streng: «Bitte mach dir keine Sorgen, Lucilla. Ich habe schon gesagt, daß ich mich um die Sache kümmern werde.»

«Ich weiß, George, du bist immer so gut. Aber ich habe das Gefühl, daß jedes Zögern verhängnisvoll wäre. Alle diese Nachforschungen, die du erst anstellen willst - das nimmt doch sehr viel Zeit in Anspruch.»

«Nein, nein - wir werden das alles rasch erledigen.»

«Er telegrafiert: <Unbedingt bis zum 3. November>, und morgen ist schon der 3. November. Ich könnte mir nie verzeihen, wenn dem armen Jungen etwas zustieße.»

«Es wird ihm nichts zustoßen.» George trank einen langen Zug aus seiner Kaffeetasse.

«Und ich habe ja immer noch diese Konversionsanleihe...»

«Schau, Lucilla - überlaß das alles mir.»

«Mach dir keine Sorgen, Tante Lucilla», mischte sich Iris ein. «George wird alles arrangieren. Es ist schließlich nicht das erste Mal.»

«Es ist das erste Mal seit langer Zeit», sagte Lucilla. «Hm - seit drei Monaten», verbesserte George. «Ja, seitdem der arme

Junge von diesen gräßlichen Leuten auf der Farm betrogen worden ist. George wischte sich mit der Serviette den Schnurrbart ab, stand auf und klopfte beim Hinausgehen Lucilla gutmütig auf den Rücken.

«Na, beruhige dich nur, Lucilla. Ich lasse Ruth gleich ein Kabel abschicken.»

Iris folgte ihm hinaus in die Halle. «George, meinst du nicht, wir sollten das Essen heute abend absagen? Tante Lucilla ist so aufgeregt. Wir müßten eigentlich zu Hause bleiben und ihr Gesellschaft leisten.»

«Auf keinen Fall!» Georges rosiges Gesicht lief violett an. «Wir werden uns doch durch diesen verdammten jungen Schwindler nicht alles verderben lassen. Erpressung, glatte Erpressung! Wenn es nach mir ginge, würde er keinen Heller bekommen.»

«Damit wäre Tante Lucilla aber bestimmt nicht einverstanden.»

«Lucilla ist eine Gans - und ist es immer gewesen. Diese Frauen, die erst nach ihrem vierzigsten Jahr Kinder bekommen, werden nie vernünftig. Verwöhnen die Bälger von der Wiege an, indem sie ihnen jeden Wunsch erfüllen. Wenn man diesen Victor nur ein einziges Mal gezwungen hätte, sich selbst aus der Patsche zu ziehen, wäre vielleicht etwas aus ihm geworden. Widersprich mir nicht, Iris. Bis heute abend werde ich die Sache schon so weit in Ordnung bringen, daß Lucilla beruhigt schlafen kann. Wenn es nicht anders geht, nehmen wir sie ins Luxembourg mit.»

«Aber nein - sie haßt doch Restaurants, die Arme, und wird abends immer so schläfrig! Sie kann den Lärm und die Hitze nicht ertragen und bekommt Asthma von der rauchigen Luft.»

«Ich weiß. Es war nicht ernst gemeint. Geh hinein und rede ihr gut zu, Iris. Sag ihr, daß alles geregelt wird.» Er wandte sich ab und verließ das Haus. Iris ging langsam zum Eßzimmer

zurück, als plötzlich das Telefon läutete. «Hallo - wer?» Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich. Freudige Überraschung trat an die Stelle abgespannter Blässe. «Anthony!»

«Anthony persönlich. Ich habe dich gestern angerufen, konnte dich aber nicht erreichen. Hast du George irgendwie zu meinen Gunsten bearbeitet?»

«Wie meinst du das?»

«Nun, er hat mich so besonders dringend für heute abend ins Luxembourg eingeladen. Ganz das Gegenteil seiner gewöhnlichen Einstellung: <Hände weg von meinem schönen Mündel>.

Hat unbedingt darauf bestanden, daß ich komme. Ich dachte, das sei möglicherweise das Ergebnis eines sanften Druckes von deiner Seite.»

«Nein, nein - es hat nichts mit mir zu tun.»

«Eine spontane Sinnesänderung?»

«Nicht ganz. Es ist...»

«Hallo, bist du noch da?»

«Ja.»

«Du wolltest etwas sagen. Was ist los, Liebling? Ich höre dich durchs Telefon seufzen. Ist etwas geschehen?»

«Nein - nichts. Morgen bin ich wieder normal. Morgen ist alles wieder normal.»

«Was für ein rührender Kinderglaube. Heißt es nicht: <Das Morgen kommt nie>?»

«Nicht doch, Anthony.»

«Iris - etwas ist nicht in Ordnung mit dir.»

«Nein, mir fehlt nichts. Ich kann es dir jetzt nicht sagen. Verstehst du, ich habe es jemandem versprochen.»

«Sage es mir trotzdem, Liebling.»

«Nein - das geht nicht gut. Anthony, willst du statt dessen mir

etwas sagen?»

«Wenn ich kann, ja.»

«Hast du Rosemarie jemals - geliebt?»

Anthony antwortete ihr nicht gleich. Dann lachte er. «Das war es also! Ja, Iris, ich war ein bißchen verliebt in Rosemarie. Sie war sehr schön, verstehst du? Und dann, eines Tages - ich war gerade im Gespräch mit ihr - da bist du die Treppe heruntergekommen und alles war fort, wie weggeblasen. Nur du allein warst noch auf der Welt. Das ist die nackte, nüchterne Wahrheit. Über so etwas darfst du nicht nachgrübeln. Sogar Romeo hat seine Rosalinde gehabt, bevor er sich über beide Ohren in Julia verliebte.»

«Ich danke dir, Anthony. Ich bin froh.»

«Wir sehen uns also heute abend? Du hast heute Geburtstag, nicht wahr?»

«Nein, erst in einer Woche. Wir feiern nur heute schon.»

«Das sagst du nicht sehr begeistert.»

«Ich bin es auch nicht.»

«Ich nehme an, George weiß, was er tut - aber es scheint mir doch ein verrückter Gedanke, deinen Geburtstag in dem gleichen Restaurant zu feiern, wo...»

«Ach, ich bin seither schon mehrmals im Luxembourg gewesen - ich meine, man kann es gar nicht vermeiden...»

«Ja - lassen wir das. Ich habe ein Geburtstagsgeschenk für dich, Iris. Hoffentlich gefällt es dir. Au revoir!» Iris ging zu Lucilla Drake hinein und redete ihr gut zu, überzeugte und beruhigte sie.

George ließ bei seiner Ankunft im Büro sofort Ruth Lessing kommen.

Sein besorgtes Gesicht entspannte sich etwas, sobald sie lächelnd und ruhig mit ihrem adretten schwarzen Schneiderkleid eingetreten war. «Guten Morgen.»

«Guten Morgen, Ruth. Schon wieder Unannehmlichkeiten. Schauen Sie sich das an.» Sie nahm das Telegramm, das er ihr hinhielt. «Von Victor Drake!»

«Ja - der Teufel soll ihn holen.»

Sie schwieg ein paar Augenblicke, das Telegramm in der Hand. Ein schmales, braungebranntes Gesicht, das krause Falten um die Nase bekam, wenn es lachte. Eine spöttische Stimme sagte: «Eines von den Mädchen, die schließlich ihren Chef heiraten...» Wie lebhaft sie sich an alles erinnerte! Es hätte gestern sein können, dachte sie.

Georges Stimme rief sie in die Wirklichkeit zurück. «Ist das nicht gerade ein Jahr her, daß wir ihn nach Amerika expediert haben?»

Sie dachte nach. «Ich glaube, ja. Wenn ich mich nicht irre, war es am 27. Oktober.»

«Sie sind tatsächlich bewundernswert, Ruth. Was für ein Gedächtnis Sie haben!»

Ich weiß sehr wohl, warum ich mich so genau an das Datum erinnere, dachte sie. Sie hatte ganz frisch unter Victor Drakes Eindruck gestanden, als sie Rosemaries achtlose Stimme am Telefon hörte und sich bewußt wurde, daß sie die Frau ihres Chefs haßte.

«Vermutlich haben wir überhaupt Glück», sagte George, «daß er dort wenigstens dieses eine Jahr ausgehalten hat. Obzwar uns das vor drei Monaten noch einmal fünfzig Pfund kostete.»

«Diesmal verlangt er dreihundert - ein bißchen viel.»

«Oh - soviel kriegt er auf keinen Fall. Wir werden die üblichen Erkundigungen einziehen müssen.»

«Dann werde ich mich also mit Herrn Ogilvie in Verbindung setzen.» Alexander Ogilvie war der Agent der Firma in Buenos Aires, ein nüchterner, dickköpfiger Schotte. «Ja, kabeln Sie ihm sofort. Victors Mutter hat wieder einmal Zustände. Geradezu

hysterisch. Schwierig wegen unserer Feier heute abend.»

«Hätten Sie gern, daß ich ihr Gesellschaft leiste?»

«Nein.» Er lehnte diesen Gedanken nachdrücklich ab. «Nein, auf keinen Fall. Sie sind der einzige Mensch, der unbedingt dabeisein muß. Ich brauche Sie, Ruth.» Er ergriff ihre Hand. «Sie sind selbstlos...»

Sie lächelte: «Ich bin gar nicht selbstlos.» Dann fuhr sie in verändertem Ton fort: «Soll ich versuchen, Ogilvie telefonisch zu erreichen? Dann könnten wir die ganze Sache vielleicht bis zum Abend erledigt haben.»

«Ein sehr guter Gedanke. Das wäre die Kosten durchaus wert.»

«Ich werde das Gespräch sofort anmelden.» Sie entzog ihm sanft ihre Hand und ging hinaus. George nahm verschiedene Arbeiten vor, die ihn erwarteten. Um halb zwölf Uhr ging er aus dem Büro und nahm ein Taxi zum Luxembourg.

Charles, der allgemein bekannte und beliebte Oberkellner, kam auf ihn zu, neigte den würdigen Kopf und hieß George mit einem Lächeln willkommen. «Guten Tag, Herr Barton.»

«Guten Tag, Charles. Haben Sie alles für heute abend vorbereitet?»

«Ich glaube, Sie werden zufrieden sein, Herr Barton.»

«Der gleiche Tisch?»

«Der mittlere Tisch in der Nische, das war doch richtig?»

«Ja - und haben Sie auch für das überzählige Gedeck gesorgt?»

«Gewiß, Herr Barton.»

«Und den Rosmarin haben Sie auch?»

«Ja, Herr Barton. Ich fürchte, er wird nicht sehr dekorativ aussehen. Möchten Sie nicht ein paar rote Beeren dazwischen haben - oder, sagen wir, ein paar Chrysanthemen?»

«Nein, nein - nur Rosmarin.»

«Wie Sie wünschen, Herr Barton. Sie werden das Menü sehen wollen. Giuseppe!»

Mit einem Fingerschnalzen holte Charles einen kleinen italienischen Kellner heran, der sich lächelnd vor George verbeugte. «Das Menü für Herrn Barton.»

Das Menü wurde entfaltet. Austern, Klare Suppe, Seezunge Luxembourg, Schneehuhn, Birnen belle Hélène, Hühnerleber in Speck gebraten.

George überflog es gleichgültig. «Ja, ja, ganz gut.» Er gab das Menü zurück. Charles begleitete ihn zur Tür. Er murmelte mit gesenkter Stimme: «Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, Herr Barton: wir wissen es außerordentlich zu schätzen, daß Sie sich - äh - zu uns zurückgefunden haben.»

Ein Lächeln - ein fast geisterhaftes Lächeln - erschien auf Georges Zügen. Er antwortete: «Wir müssen trachten, die Vergangenheit zu vergessen. Das ist alles vorbei und begraben.»

«Sehr wahr, Herr Barton. Sie wissen, wie wir damals erschüttert und bewegt waren. Ich hoffe, daß Mademoiselle heute vergnügt ihren Geburtstag feiern kann und daß alles so verläuft, wie Sie es wünschen.»

Mit einer eleganten Verbeugung zog sich Charles zurück und schoß wie eine zornige Libelle auf einen untergeordneten Kellner los, der an einem Tisch neben dem Fenster etwas verkehrt machte.

George verließ mit einem bitteren Lächeln das Lokal. Er aß in seinem Klub zu Mittag und ging dann zu einer Verwaltungsratssitzung.

Auf dem Rückweg ins Büro führte er von einer öffentlichen Sprechstation ein Gespräch mit einer Nummer in Maida Vale. Er verließ die Kabine mit einem Seufzer der Erleichterung. Alles war planmäßig geordnet. Ruth kam in sein Zimmer, sobald

er das Büro betreten hatte. «Also - wegen Victor Drake...»

«Ja?»

«Die Sache sieht leider ziemlich böse aus. Es besteht die Möglichkeit einer Strafverfolgung. Er hat längere Zeit hindurch Geld seiner Firma unterschlagen.»

«Hat Ogilvie Ihnen das gesagt?»

«Ja. Ich habe die Verbindung noch am Vormittag bekommen, und jetzt vor zehn Minuten hat er uns seinerseits angerufen. Er sagt, Victor habe die Geschichte ganz frech zugegeben.»

«Das sieht ihm ähnlich!»

«Aber er behauptet steif und fest, daß die Firma ihn nicht anzeigen wird, wenn sie das Geld zurückbekommt. Der Betrag, um den es geht, sind hundertfünfundsechzig Pfund.»

«Das heißt also, daß unser kleiner Victor bare hundertfünfunddreißig Pfund an dem Geschäft verdienen wollte?»

«Anscheinend ja.»

«Nun, das haben wir auf jeden Fall verhindert», sagte George mit grimmiger Genugtuung.

«Ich habe Herrn Ogilvie gebeten, die Angelegenheit in Ordnung zu bringen. War das recht?»

«Mir persönlich wäre es eine Wonne, diesen kleiner Gauner ins Gefängnis gehen zu lassen - aber wir müssen an seine Mutter denken. Eine Närrin - aber eine brave Seele. Also hat Victor wieder einmal Glück.»

«Wie gut Sie sind», murmelte Ruth. «Ich? Wieso?»

«Ich finde, Sie sind der beste Mensch auf der Welt.» Er war gerührt. Er hatte ein frohes und zugleich verlegenes Gefühl. Impulsiv küßte er ihr die Hand. «Liebste Ruth. Sie sind meine liebste und beste Freundin. Was hätte ich ohne Sie angefangen?»

Sie standen ganz nahe beisammen.

Sie dachte: Ich hätte mit ihm glücklich werden können. Wenn nur...

Er dachte: Soll ich auf Race hören? Die ganze Sache aufgeben? Wäre das nicht das beste? - Die Unentschiedenheit, die einen Augenblick über ihm geschwebt hatte, verging wieder. Er sagte: «Also um halb zehn Uhr im Luxembourg.»

6

Alle waren gekommen. George stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Bis zur letzten Minute hatte er gefürchtet, es werde irgend etwas schiefgehen. Aber nun waren sie alle da. Stephen Farraday, hochgewachsen und steif, mit seiner wichtigtuerischen Art. Sandra Farraday in einem strengen schwarzen Samtkleid mit einer Halskette aus Smaragden. Keine Frage, die Frau hatte Rasse. Sie benahm sich vollkommen ungezwungen, vielleicht sogar etwas liebenswürdiger als sonst. Ruth, ebenfalls in Schwarz, trug außer einer mit Brillanten besetzten Agraffe keinen Schmuck. Ihr dunkles Haar lag glatt und gepflegt um das Köpfchen, Nacken und Arme leuchteten weiß - heller als bei den anderen Frauen. Ruth mußte sich ihren Lebensunterhalt verdienen: sie hatte nicht Zeit und Muße, ihre Haut in der Sonne zu bräunen. Ruths und Georges Blicke kreuzten sich. Sie lächelte ihm aufmunternd zu, als bemerke sie die Spannung in seinen Augen. Er spürte eine Wärme im Herzen. Die treue Ruth! Iris neben ihm war ungewöhnlich schweigsam. Ihr allein merkte man an, daß sie das Gefühl hatte, einer etwas sonderbaren Feier beizuwohnen. Sie war blaß; aber die Blässe stand ihr gut und verlieh ihr eine schwermütige Schönheit. Sie trug ein einfaches, glattes Kleid aus blattgrüner Seide. Als letzter erschien Anthony Browne. George hatte den Eindruck, als komme ein Geschöpf der Wildnis mit raschen, lautlosen Schritten herein - ein Panther, vielleicht auch ein - Leopard. Der Bursche war eigentlich ein ungezähmtes Tier. Sie waren alle da - saßen in Georges Falle. Jetzt konnte das Spiel beginnen... Man leerte die Cocktailgläser. Die ganze Gesellschaft stand auf und begab sich ins eigentliche Restaurant. Tanzende Paare, weiche Negermusik, flinke, gewandte Kellner. Charles kam ihnen entgegen und lotste sie mit einem höflichen Lächeln zu ihrem Tisch. Am anderen Ende des Raumes befand sich eine Nische, in der drei Tische standen: ein größerer in der

Mitte und zwei kleine für je zwei Personen zu beiden Seiten. An dem einen kleinen Tisch saß ein Mann, dem man den Ausländer ansah, mit einer blonden Schönheit, am anderen ein schmächtiger Jüngling mit einem jungen Mädchen. Der mittlere Tisch war für George Barton und seine Gäste reserviert.

George wies allen in fröhlichem Ton ihre Plätze an. «Sandra, bitte kommen Sie hierher, an meine rechte Seite. Daneben Browne, Iris, meine Liebe, du bist mein Ehrengast - dich muß ich neben mir haben. Farraday, bitte links von Iris. Dann Sie, Ruth.»

Er hielt inne. Zwischen Ruth und Anthony befand sich ein freier Stuhl; der Tisch war für sieben Personen gedeckt. «Mein Freund Race kommt vielleicht etwas später. Er hat gesagt, wir möchten nicht auf ihn warten. Er wird schon noch kommen. Ich wollte gern, daß ihr ihn kennenlernt - ein großartiger Kerl, hat sich in der ganzen Welt herumgetrieben und erzählt glänzende Geschichten.»

Iris empfand beim Niedersetzen ein zorniges Gefühl. George hatte es absichtlich so eingerichtet - sie von Anthony getrennt.

Auf ihrem Platz, neben dem Gastgeber, hätte eigentlich Ruth sitzen müssen. Das bedeutete also, daß George Anthony immer noch nicht leiden konnte und ihm mißtraute. Sie warf einen verstohlenen Blick über den Tisch. Anthony runzelte die Stirn, ohne sie anzusehen. Während des Essens schaute er seitwärts auf den leeren Stuhl neben sich und sagte: «Ich bin froh, daß Sie noch einen männlichen Gast erwarten, Barton. Es ist nämlich nicht ganz ausgeschlossen, daß ich früher weggehen muß. Eine dringende Sache. Ich habe hier im Restaurant einen Bekannten getroffen.»

George sagte lächelnd: «Arbeiten Sie auch in Ihrer Erholungszeit? Dazu sind Sie noch zu jung, Browne. Ich weiß zwar nicht, womit Sie sich beschäftigen.»

Zufällig war eine Gesprächspause entstanden. Anthonys

Antwort war klar und deutlich hörbar.

«Wenn man mich danach fragt, Barton, pflege ich immer zu sagen: Mit der systematischen Ausführung strafbarer Handlungen. Raubüberfälle auf Bestellung, Diebstähle zu kulanten Preisen. Bei größeren Aufträgen Rabatt.»

Sandra Farraday fragte lachend: «Haben Sie nicht etwas mit der Rüstungsindustrie zu tun, Herr Browne? Heutzutage steckt doch hinter allem ein Rüstungsfabrikant.»

Iris sah, wie Anthony in plötzlichem Erstaunen die Augen aufriß. Er sagte in leichtem Ton: «Sie dürfen mich aber nicht verraten, Lady Alexandra. Es ist alles streng geheim. Achtung, Feind hört mit! Wer nicht schweigen kann...» Er schüttelte mit gespieltem Ernst den Kopf. Der Kellner räumte die Austernteller ab. Stephen forderte Iris zum Tanzen auf. Bald tanzten alle. Die Stimmung besserte sich. Als Iris mit Anthony tanzte, sagte sie: «Gemein von George, daß er uns nicht nebeneinander hat sitzen lassen.»

«Ich finde es im Gegenteil sehr nett von ihm. Auf diese Weise kann ich dich die ganze Zeit über den Tisch weg anschauen.»

«Mußt du wirklich früher fortgehen?»

«Es könnte sein.»

Er sprach unmittelbar weiter: «Hast du gewußt, daß Oberst Race kommen sollte?»

«Nein, ich hatte keine Ahnung.»

«Ich finde das ziemlich sonderbar.»

«Kennst du ihn? Ach ja, du hast es mir neulich gesagt.» Sie fuhr fort: «Wer ist dieser Oberst Race eigentlich?»

«Das weiß niemand genau.»

Sie kehrten an den Tisch zurück. Der Abend ging weiter. Langsam schien die Spannung, die sich etwas gelöst hatte, wieder zuzunehmen. Es herrschte eine nervöse Atmosphäre am

Tisch. Nur der Gastgeber machte einen liebenswürdigen und unbekümmerten Eindruck. Iris bemerkte, daß er auf die Uhr sah. Auf einmal ertönte ein Trommelwirbel - die Lampen erloschen. Eine Bühne stieg mitten im Saal aus einer Versenkung auf. Stühle wurden gerückt. Drei Männer und drei Mädchen erschienen und führten Tänze vor. Auf sie folgte ein Geräuschimitator. Eisenbahnzüge, Dampfwalzen, Flugzeuge, Nähmaschinen, brüllende Kühe. Er hatte großen Erfolg. Lenny und Flo führten einen akrobatischen Tanz aus, der eher einem Trapezakt glich. Wieder großer Applaus. Dann eine weitere Vorführung der «Sechs Luxembourger». Es wurde hell. Alles blinzelte mit den Augen.

Zugleich schien eine Woge der Erleichterung über die Gesellschaft an Georges Tisch hinwegzugehen. Es war, als hätten sie alle im stillen auf ein Ereignis gewartet, das nicht eingetreten war. Jeder hatte daran gedacht, daß bei einer früheren Gelegenheit eine Tote über den Tisch hingestreckt lag, als die Lichter wieder angingen. Es schien, als sei die Vergangenheit jetzt erst endgültig vergangen, jetzt erst in Vergessenheit getaucht. Der Schatten des tragischen Vorgangs war zerstoben. Sandra begann lebhaft auf Anthony einzureden. Stephen sage etwas zu Iris, und Ruth beugte sich vor, um eine Bemerkung dazu zu machen. Nur George saß auf seinem Stuhl und starrte vor sich hin - starrte schweigend auf den leeren Stuhl ihm gegenüber. Auf dem Platz vor dem Stuhl lag ein Gedeck. Das Glas war mit Champagner gefüllt. Jeden Augenblick konnte jemand kommen und sich dort niedersetzen... Iris stieß ihn heimlich an. «Wach auf, George. Komm tanzen. Du hast mit mir noch gar nicht getanzt.»

Er raffte sich auf. Er lächelte Iris zu und hob sein Glas. «Aber erst wollen wir trinken - auf das Wohl der jungen Dame, deren Geburtstag wir heute feiern. Iris Marle soll leben!» Man trank Iris lachend zu. Dann standen alle auf, um zu tanzen, George mit Iris, Stephen mit Ruth und Anthony mit Sandra.

Die Kapelle spielte eine fröhliche Jazzmelodie. Lachend und schwatzend kamen sie alle zusammen zurück und setzten sich.

Dann beugte sich George plötzlich vor und sagte: «Ich möchte euch alle um etwas bitten. Vor einem Jahr verbrachten wir hier an dieser Stelle einen Abend, dem ein tragisches Ende beschieden war. Ich will an vergangenes Leid nicht erinnern, aber ich möchte das Gefühl haben, daß Rosemarie nicht gänzlich vergessen ist. Deswegen bitte ich euch, auf das Gedächtnis Rosemaries zu trinken.»

Er hob sein Glas. Die anderen folgten gehorsam seinem Beispiel. Ihre Gesichter waren höfliche Masken. «Zum Gedenken an Rosemarie», sagte George. Die Gläser berührten die Lippen. Man trank. Es herrschte einen Augenblick Stillschweigen. Plötzlich schwankte George und sank auf seinen Stuhl zurück. Er griff sich wie wahnsinnig mit beiden Händen an den Hals. Sein Gesicht lief violett an, während er nach Atem rang. Er brauchte anderthalb Minuten, um zu sterben.

Drittes Buch: Iris

1

Oberst Race betrat durch den Haupteingang das Londoner Polizeipräsidium New Scotland Yard. Er füllte ein Formular aus, das man ihm reichte, und konnte bereits wenige Minuten später Chefinspektor Kemp die Hand schütteln. Die beiden Männer waren gut miteinander bekannt. Kemp erinnerte etwas an den großen alten Polizeiveteran Battle. Da er lange Jahre unter Battle gearbeitet hatte, ahmte er vielleicht unwillkürlich eine ganze Menge Eigenheiten seines Vorgesetzten nach. Wie jener machte er den Eindruck, als sei er aus einem einzigen Stück geschnitzt. Aber während man bei Battle beispielsweise an Eichenholz gedacht hatte, legte Chefinspektor Kemp den Gedanken an eine feinere Sorte nahe: etwa Mahagoni oder gutes, altmodisches Rosenholz.

«Es war nett von Ihnen, uns anzurufen, Oberst», sagte Kemp. «Für diesen Fall brauchen wir alle Hilfe, deren wir habhaft werden können...».

«Mit diesem Fall beschäftigt sich anscheinend eine ziemlich hohe Stelle», meinte Race.

Kemp täuschte keine falsche Bescheidenheit vor. Daß er nur mit den allerheikelsten und wichtigsten Fällen betraut wurde, war eine unbestrittene Tatsache. Er antwortete ruhig: «Es betrifft die Kidderminster-Gruppe. Da heißt es vorsichtig sein.» Race nickte. Er war Lady Alexandra Farraday mehrmals begegnet. Eine von diesen stillen Frauen in unangreifbarer Stellung, die man auch unter Aufbietung aller Phantasie nicht mit einer öffentlichen Sensation in Verbindung bringen kann. Er hatte sie in Versammlungen sprechen gehört - ohne große Rednergabe,

aber klar und sachverständig, mit guter Beherrschung des Themas und ausgezeichnetem Vortrag. Sie gehörte zu den Frauen, über deren gesellschaftliches Leben alle Zeitungen berichteten, deren Privatleben aber hinter dem konventionellen Schleier ihrer Häuslichkeit gewissermaßen gar nicht vorhanden zu sein schien.

Und trotzdem, dachte er, besitzen auch solche Frauen ein Privatleben. Sie empfinden Verzweiflung, Liebe und die Qualen der Eifersucht. Sie können die Beherrschung verlieren und in einem Spiel der Leidenschaft ihr Leben riskieren.

Er fragte: «Angenommen, Kemp, die Frau wäre es gewesen?»

«Lady Alexandra? Glauben Sie das?»

«Ich habe keine Ahnung. Aber nehmen wir es einmal an. Oder ihr Mann - der ja schließlich auch zu der Clique gehört.» Chefinspektor Kemps seegrüne Augen blickten fest in die dunklen seines Gegenübers.

«Falls einer von den beiden den Mord begangen hat, dann werden wir unser Bestes tun, um ihn - oder sie - an den Galgen zu bringen. Das wissen Sie so gut wie ich. Für Mörder gibt es hierzulande keinen Pardon und keine Protektion. Aber dazu müssen wir unserer Sache absolut sicher sein - darauf wird die Staatsanwaltschaft bestehen.» Race nickte.

«Erzählen Sie mir einmal den Tatbestand.»

«George Barton ist an einer Zyankalivergiftung gestorben - genau wie vor einem Jahr seine Frau. Sie sagten am. Telefon, Sie seien selbst in dem Restaurant gewesen?»

«Ja. Barton hatte mich eingeladen, aber ich hatte abgelehnt. Mir gefiel die ganze Geschichte nicht. Ich riet ihm ab und redete ihm dringend zu, falls ihm ein Zweifel über den Tod seiner Frau gekommen sei, damit an die richtige Stelle zu gehen - nämlich zur Polizei.»

Kemp nickte: «Ja, das wäre das Richtige gewesen.»

«Statt dessen hat er sich in die fixe Idee verbohrt, den Mörder in eine Falle zu locken. Worin die Falle bestand, wollte er mir nicht sagen. Wie schon gesagt, hat mir die ganze Geschichte mißfallen - so sehr, daß ich mich gestern abend ins Luxembourg gesetzt habe, um die Dinge ein bißchen im Auge zu behalten. Natürlich habe ich in einiger Entfernung gesessen - wollte nicht bemerkt werden. Unglücklicherweise kann ich Ihnen gar nichts erzählen. Ich habe nichts gesehen, was auch nur im geringsten verdächtig war. Niemand außer Bartons Gästen und den Kellnern ist dem Tisch nahegekommen.»

«Ja», sagte Kemp, «das schränkt den Kreis der Möglichkeiten erheblich ein, nicht wahr? Entweder war es jemand von Bartons Gästen, oder es war der Kellner, ein gewisser Giuseppe Bolsano. Ich habe ihn heute morgen vorgeladen - dachte, Sie würden vielleicht gern einmal mit ihm reden - aber ich kann mir nicht denken, daß er etwas damit zu tun gehabt hat. Er ist schon seit zwölf Jahren im Luxembourg - guter Leumund, verheiratet, drei Kinder. Kommt sehr gut mit den Gästen aus.»

«Dann blieben also nur die Leute, die am Tisch waren.»

«Ja. Die gleichen, die dabei waren, als Frau Barton - äh - aus dem Leben schied.»

«Ja, und wie steht es damit - mit der damaligen Sache?»

«Ich habe mich damit beschäftigt, seitdem ziemlich sicher angenommen werden darf, daß die beiden Fälle in einem Zusammenhang stehen. Adams hat damals die Sache bearbeitet. Es war kein ganz einwandfreier Selbstmord, aber da jeder direkte Hinweis auf Mord fehlte, erschien Selbstmord als die wahrscheinlichste Lösung, und damit mußten wir uns abfinden. Etwas anderes war nicht zu machen. Sie wissen ja, daß wir eine ganze Menge solcher Fälle in unseren Akten haben: Selbstmord mit Fragezeichen. Von den Fragezeichen weiß das Publikum nichts - wir aber vergessen sie nicht. Manchmal kommen wir dann durch unauffällige Nachforschungen ein gutes Stück

weiter.»

«Ja - manchmal ergibt sich etwas, manchmal auch nicht. Im vorliegenden Fall hat sich nichts ergeben.»

«Bis gestern abend.»

«Bis gestern abend. Irgend jemand hat Barton einen Wink gegeben, daß seine Frau umgebracht worden ist. Er fängt an, die Sache auf eigene Faust zu untersuchen - verkündet laut und deutlich, daß er glaubt, auf der richtigen Spur zu sein. Ob das gestimmt hat, weiß ich nicht - jedenfalls muß es der Mörder angenommen haben, denn er bekommt es mit der Angst zu tun und bringt Barton um. So ungefähr muß sich die Sache abgespielt haben - sind Sie nicht auch der Meinung?»

«Doch, doch - das dürfte soweit schon richtig sein. Weiß Gott, was mit dieser <Falle> gemeint war! Einen leeren Stuhl habe ich an Bartons Tisch bemerkt - ob da auf einen überraschenden Zeugen gewartet worden ist? Jedenfalls hat Barton mit seinem Plan mehr erreicht, als er wollte. Er hat den Schuldigen so erschreckt, daß der - oder die - Betreffende nicht mehr abwarten konnte, bis die Falle zuschnappte.»

«Wir haben also», sagte Kemp, «fünf verdächtige Personen. Und außerdem haben wir als Material den früheren Fall - den Tod von Frau Barton.»

«Sie sind demnach jetzt endgültig überzeugt, daß das kein Selbstmord war?»

«Das dürfte durch den Mord von gestern abend erwiesen sein. Allerdings glaube ich nicht, daß man uns einen Vorwurf daraus machen kann, wenn wir seinerzeit die Selbstmordtheorie als die wahrscheinlichste angenommen haben. Es war sogar ein indirekter Beweis dafür vorhanden.»

«Ein seelischer Zusammenbruch nach der Grippe?» Ein Lächeln kräuselte Kemps bis dahin unbewegtes Gesicht. «Das war nur die Formulierung für die Totenschau. Hat mit dem ärztlichen Befund übereingestimmt und niemandem weh getan.

So etwas geschieht alle Tage. Außerdem besaßen wir einen halbfertigen Brief an die Schwester, in dem angegeben war, wer bestimmte Sachen aus dem Nachlaß bekommen sollte - ein Beweis, daß sie mit dem Gedanken gespielt hat, sich das Leben zu nehmen. Ja - das mit der seelischen Depression war schon richtig. Aber bei Frauen ist der Anlaß dazu in neun Fällen von zehn eine Liebesangelegenheit. Bei Männern sind es meistens Geldsorgen.»

«Sie haben also gewußt, daß Frau Barton eine Liebesaffäre gehabt hat?»

«Ja, das haben wir schnell herausgekriegt. Sie hat sich zwar sehr diskret abgespielt, war aber nicht sehr schwer zu ermitteln.»

«Stephen Farraday?»

«Ja. Die beiden trafen sich immer in einer kleinen Wohnung draußen beim Earls Court. Die Sache ging über ein halbes Jahr. Nehmen wir an, sie hätten sich gestritten - oder er hatte vielleicht genug von der Frau. Sie wäre nicht die erste Frau gewesen, die sich in einer solchen Situation das Leben nahm.»

«Mit Zyankali - in einem öffentlichen Restaurant?»

«Doch - falls sie die Sache recht dramatisch gestalten wollte. Vor seinen Augen, und so weiter. Es gibt Menschen, die das Auffallende lieben. Soweit ich feststellen konnte, hat Frau Barton nicht viel Sinn für Konvention gehabt - er war der vorsichtige Teil.»

«Deutet irgend etwas darauf hin, daß seine Frau gewußt hat, was los war?»

«Soweit wir unterrichtet sind, wußte sie nichts davon.»

«Trotzdem ist es nicht ausgeschlossen, Kemp. Sandra Farraday ist nicht die Frau, die ihr Herz auf der Zunge trägt.»

«Ja, da haben Sie recht. Beide sind als mögliche Täter zu betrachten. Sie aus Eifersucht, er seiner Karriere zuliebe, die durch eine Scheidung verpfuscht worden wäre. Eine Scheidung

bedeutet zwar heutzutage nicht mehr soviel wie früher, aber in diesem Fall hätte sie ihm die Feindschaft der Familie Kidderminster eingetragen.»

«Und die Sekretärin?»

«Gleichfalls eine Möglichkeit. War vielleicht in George Barton verliebt. Im Büro waren sie sehr viel zusammen, und dort ist man der Meinung, sie hätte es auf ihn abgesehen. Gestern nachmittag habe ich erfahren, daß die Lessing eine der Telefonistinnen in Bartons Büro Knall und Fall entlassen hat, nur weil das Mädchen herumerzählte, der Chef habe der Lessing die Hand geküßt. Dann ist auch noch die Schwester - hat ein schönes Stück Geld geerbt -, auch daran muß man denken. Macht einen netten und harmlosen Eindruck, aber man kann nie wissen. Und schließlich darf man Frau Bartons anderen Verehrer ebenfalls nicht vergessen.»

«Was wissen Sie von Browne?» fragte Race. «Auffallend wenig - aber was wir wissen, klingt nicht sehr günstig. Sein Paß ist in Ordnung. Er ist amerikanischer Staatsbürger, aber etwas Bestimmtes haben wir über ihn nicht herauskriegen können.»

«Ein Betrüger?»

«Möglich. Lord Dewsbury scheint auf ihn hereingefallen zu sein. Hat ihn zu sich eingeladen. Gerade in einem sehr kritischen Zeitpunkt.»

«Rüstung», sagte Race. «Gab es nicht damals Schwierigkeiten mit den neuen Tankversuchen in den Dewsbury-Werken?»

«Ja. Dieser Browne hatte behauptet, er interessiere sich für Rüstung. Kurz nach seinem Besuch in der Fabrik wurde die Sabotage entdeckt - im letzten Augenblick. Dieser Browne aber kam noch in verschiedene andere Betriebe und sah Dinge, die er meiner Meinung nach niemals hätte sehen dürfen. - Nach seinen Besuchen traten stets Störungen auf.»

«Ein interessanter Mann, dieser Anthony Browne.»

«Ja. Er besitzt anscheinend großen Charme und soll auch reichlich Gebrauch davon machen.»

«Und was hatte nun Frau Barton mit alledem zu tun? Barton selbst stand doch der Rüstungsindustrie fern?»

«Das allerdings. Aber Browne und Frau Barton scheinen sehr intim miteinander gewesen zu sein. Vielleicht hat er ihr einmal sein Geheimnis verraten. Niemand weiß besser als Sie, Oberst Race, was eine hübsche Frau einem Mann abschmeicheln kann.»

Race nickte. Er nahm die Worte des Chefinspektors so auf, wie sie gemeint waren: als Hinweis auf die Abteilung Gegenspionage, die er einmal geleitet hatte, und nicht etwa - wie ein Ahnungsloser hätte glauben können - auf Erfahrungen, die er durch eigene Unbesonnenheit machte. Nach einer Pause fragte er: «Haben Sie sich die Briefe angesehen, die Barton bekommen hatte?»

«Ja. Ich habe sie gestern abend an mich genommen. Fräulein Marle hat sie mir herausgesucht.»

«Wissen Sie, Kemp, die Briefe interessieren mich. Was sagen Ihre Fachleute darüber?»

«Billiges Papier, gewöhnliche Tinte, und die Fingerabdrücke zeigen, daß George Barton und Iris Marle sie in der Hand gehabt haben. Außerdem natürlich eine Masse Abdrücke auf dem Umschlag, die nicht zu ermitteln sind. Geschrieben sind die Briefe in Druckbuchstaben, und zwar - laut Aussage der Sachverständigen - von einer gebildeten Person mit normaler Gesundheit.»

«Gebildet- also niemand vom Hauspersonal?»

«Vermutlich nicht.»

«Das macht die Sache noch interessanter.»

«Zumindest bedeutet es, daß jemand einen Verdacht hegte...»

«Jemand, der nicht zur Polizei gehen wollte. Jemand, der

wohl Bartons Verdacht erwecken, aber nicht die Angelegenheit bis zum Ende verfolgen konnte. Darin liegt etwas Merkwürdiges, Kemp. Kann Barton die Briefe selbst geschrieben haben?»

«Das schon - aber wozu?»

«Um seinen Selbstmord vorzubereiten - einen Selbstmord, den er als Mord erscheinen lassen wollte.»

«Und um dadurch Stephen Farraday an den Galgen zu bringen? Eine Möglichkeit ist das wohl - aber hätte er dann nicht dafür gesorgt, daß sämtliche Verdachtsmomente gegen Farraday sprechen würden? Wie die Dinge jetzt liegen, haben wir gegen Farraday nicht einen einzigen Beweis.»

«Wie steht es mit dem Zyankali? Ist irgendein Behälter gefunden worden?»

«Ja, ein kleines weißes Papier unter dem Tisch, mit Spuren von Zyankalikristallen auf der Innenseite, aber ohne Fingerabdrücke. In einem Kriminalroman wäre es natürlich eine besondere Sorte Papier gewesen, oder ein auf besondere Weise gefaltetes Papier. Ich möchte diesen kriminalistischen Schreiberseelen gerne Unterricht in Polizeiarbeit geben! Dann würden sie bald lernen, daß die meisten Dinge keinerlei Spuren verraten und daß kein Mensch jemals irgendwo das geringste bemerkt!» Race lächelte. «Damit gehen Sie wohl ein bißchen weit», meinte er. «Hat gestern abend gar niemand das geringste bemerkt?»

«Damit will ich gerade heute beginnen. Gestern abend habe ich von jedermann eine kurze Aussage zu Protokoll genommen und bin dann mit Fräulein Marle zum Elvaston Square gefahren, um Bartons Schreibtisch und Papiere durchzugehen. Heute sollen alle ihre Aussagen vervollständigen - außerdem brauche ich Protokolle von den Leuten, die an den Nebentischen saßen.» Er suchte in seinen Papieren. «Hier sind sie. Gerald Tollington vom Garde-Grenadierregiment und Fräulein Patricia Brice-

Woodworth. Kürzlich verlobt - ich möchte wetten, daß die beiden für nichts anderes als sich selbst Augen gehabt haben. Ferner Herr Pedro Morales, ein ziemlich übler Mexikaner - sogar das Weiße im Auge ist bei ihm gelb -, und Fräulein Christine Shannon, eine geldgierige, blonde Schönheit. Ich bin überzeugt, daß die nichts gesehen hat - dümmer als man für möglich halten würde, außer wenn es sich um Geld dreht. Die Wahrscheinlichkeit, daß jemand von diesen Leuten etwas bemerkte, ist nicht größer als eins zu hundert; aber trotzdem habe ich mir auf jeden Fall die Namen und Adressen notiert. Wir wollen mit diesem Giuseppe anfangen, dem Kellner. Er wartet draußen. Ich lasse ihn hereinkommen.»

2

Giuseppe Bolsano war ein Mann in mittleren Jahren, klein gewachsen und mit einem intelligenten, affenähnlichen Gesicht. Er war nervös, aber nicht übermäßig. Englisch sprach er fließend, denn er lebte, wie er sagt, seit sechzehn Jahren im Lande und hatte eine englische Frau.

Kemp behandelte ihn wie einen alten Bekannten. «Also Giuseppe, lassen Sie einmal hören, ob Ihnen zu der Geschichte noch etwas Neues eingefallen ist.»

«Es ist für mich sehr peinlich. Ich bediene an diesem Tisch. Ich schenke den Wein ein. Die Gäste werden sagen, daß ich verrückt bin und Gift in die Weingläser tue. So ist es nicht, aber das werden die Leute sagen. Herr Goldstein hat schon gesagt, es ist besser, ich nehme eine Woche Urlaub - damit mir niemand im Restaurant Fragen stellt und mit Fingern auf mich zeigt.

Herr Goldstein ist anständig und gerecht, und er weiß, daß ich nichts dafür kann und daß ich schon viele Jahre im Dienst bin; deshalb entläßt er mich nicht, wie das viele Arbeitgeber tun würden. Herr Charles ist ebenfalls freundlich gewesen, aber es ist trotzdem ein großes Unglück für mich, und ich habe Angst. Ich frage mich: Habe ich Feinde?»

«Nun», fragte Kemp in seiner unbewegten Art, «haben Sie welche?»

Das traurige Affengesicht verzog sich zu einem Lachen. Giuseppe streckte die Arme aus. «Ich? Ich habe keinen einzigen Feind auf der Welt. Viele gute Freunde, aber keinen Feind.» Kemp stieß einen grunzenden Laut aus. «Also jetzt zum gestrigen Abend. Erzählen Sie mir alles über den Champagner.»

«Es war 1928er Cliquot - ein sehr guter, teurer Wein. So war Herr Barton - er hat gern gut gegessen und getrunken - nur das Beste.»

«Hat er den Wein vorher bestellt?»

«Ja. Er besprach alles mit Charles.»

«Und wie war das mit dem freien Platz am Tisch?»

«Auch das war mit Charles besprochen. Der Platz war für eine junge Dame bestimmt.»

«Eine junge Dame?» Race und Kemp sahen einander an. «Wissen Sie, wer das war?»

Giuseppe schüttelte den Kopf. «Nein, darüber weiß ich nichts. Ich habe nur gehört, daß sie später kommen sollte.»

«Weiter mit dem Wein. Wieviel Flaschen waren es?»

«Zwei Flaschen und eine dritte in Reserve. Die erste Flasche war schnell getrunken. Die zweite öffnete ich kurz vor dem Cabaret. Dann füllte ich die Gläser und stellte die Flasche in den Eiskübel.»

«Wann sahen Sie Herrn Barton zuletzt aus seinem Glas trinken?» - «Als das Cabaret vorbei war, tranken alle auf das Wohl der jungen Dame. Dann gingen sie tanzen. Nachher, als sie zurückkamen, trank Herr Barton, und auf einmal» - Giuseppe schnalzte mit zwei Fingern - «war er tot.»

«Hatten Sie während des letzten Tanzes die Gläser aufgefüllt?»

«Nein, Monsieur. Die Gläser waren voll, als auf das Wohl von Mademoiselle getrunken wurde, und jeder nahm nur ein oder zwei Schlucke. Es war also auch nachher noch genug in den Gläsern.»

«Ist jemand - irgend jemand - in die Nähe des Tisches gekommen, während die Gesellschaft beim Tanzen war?»

«Gar niemand - dessen bin ich ganz sicher.»

«Sind alle gleichzeitig zum Tanzen aufgestanden?»

«Ja.»

«Und auch gleichzeitig zurückgekommen?» Giuseppe kniff

die Augen zusammen und strengte sein Gedächtnis an.

«Herr Barton kam als erster zurück - mit der jungen Dame. Dann kam der blonde Herr, Herr Farraday, an den Tisch, mit der Dame in Schwarz. Lady Alexandra und der dunkle Herr waren die letzten.»

«Sie kennen Herrn Farraday und Lady Alexandra?»

«Ja, ich habe sie schon oft bei uns gesehen. Es sind sehr gute Gäste.»

«Nun, Giuseppe, Würden Sie bemerkt haben, wenn eine von diesen Personen Herrn Barton etwas in sein Glas geschüttet hätte?»

«Das kann ich nicht sagen. Mein Revier umfaßt auch noch die beiden anderen Tische in der Nische und zwei weitere im Hauptrestaurant. Es gab viel zu servieren. Ich habe Herrn Bartons Tisch nicht dauernd im Auge behalten.» Kemp nickte.

«Ich glaube aber», fuhr Giuseppe fort, «daß es sehr schwierig gewesen wäre, unbeobachtet etwas in Herrn Bartons Glas zu schütten. Mir scheint, daß nur Herr Barton selbst es getan haben kann.»

Er sah den Polizeibeamten gespannt an. «Aha - so denken Sie sich also die Geschichte?»

«Natürlich weiß ich nichts - aber es könnte doch sein. Genau vor einem Jahr hat sich Frau Barton, die schöne Dame, das Leben genommen. Wäre es nicht möglich, daß Herr Barton sich so sehr grämt, daß er beschließt, sich auf dieselbe Weise umzubringen? Das wäre poetisch. Natürlich schadet es dem Ruf des Lokals - aber daran würde ein Gast, der die Absicht hat, aus dem Leben zu scheiden, nicht denken.» Er schaute eifrig vom einen zum anderen.

Kemp schüttelte den Kopf. «Ich fürchte, so einfach ist es nicht», sagte er. Er stellte noch einige Fragen; dann wurde Giuseppe entlassen.

Eisblock. Hat in eurer britischen Art einfach durch mich durchgeguckt.»

Weiter konnte Herrn Morales nichts Brauchbares entlockt werden. Er gab zu, daß seine Alkoholisierung bei Beginn des Cabaretprogramms schon ziemlich fortgeschritten war. Kemp dankte ihm und traf Anstalten, sich zu verabschieden. «Ich soll morgen nach New York abreisen», sagte Morales. «Sie legen wohl keinen Wert darauf», fügte er erwartungsvoll hinzu, «daß ich meinen Aufenthalt noch etwas verlängere?»

«Nein, danke - ich glaube nicht, daß Ihre Aussage für die Totenschau benötigt wird.»

«Verstehen Sie, es gefällt mir in London - und wenn die Polizei mich braucht, dann könnte meine Firma nichts dagegen einwenden. Vielleicht würde mir noch etwas einfallen, wenn ich mich sehr anstrenge?»

Aber Kemp biß auf den sehnsüchtig ausgeworfenen Köder nicht an. Er und Race fuhren in die Brooke Street, wo sie von einem cholerischen Herrn begrüßt wurden, dem Vater von Fräulein Patricia Brice-Woodworth.

General Lord Woodworth empfing sie mit einem beträchtlichen Aufwand von offenherzigen Meinungsäußerungen. Wie zum Teufel konnte jemand annehmen, daß seine Tochter - seine Tochter! - mit einer solchen Sache etwas zu tun hatte? Wenn ein junges Mädchen nicht mehr mit ihrem Verlobten in einem Restaurant essen konnte, ohne von der Polizei belästigt zu werden - wie weit war es dann mit England gekommen? Sie kannte diese Leute ja nicht einmal, diese Hubbards - wie? - Bartons? Ein Geschäftsmann! Da konnte man wieder sehen, wie vorsichtig man in der Wahl von Lokalen sein mußte! Das Luxembourg galt immer als einwandfrei - aber nun war dort schon zum zweiten Mal ein derartiger Vorfall passiert. Gerald mußte ein kompletter Narr sein, daß er Pat dorthin geführt hatte - diese jungen Leute

bildeten sich ein, alles zu wissen. Aber jedenfalls würde er es keinesfalls zulassen, daß seine Tochter gequält und eingeschüchtert und ins Kreuzverhör genommen würde - außer wenn ein Anwalt dabei wäre. Er würde den alten Anderson in Lincolns Inn anrufen und ihn bitten...

Hier brach der Wortschwall des Generals plötzlich ab. Er starrte Race an und sagte: «Habe Sie schon irgendwo gesehen. Wo kann das nur...»

Race unterbrach ihn lächelnd. «In Badderpore, 1923.»

«Bei Gott», sagte der General. «Wenn das nicht Johnnie Race ist! Wieso sind Sie in diese Sache hier verwickelt?»

«Ich war gerade bei Chef Inspektor Kemp, als beschlossen wurde, Ihre Tochter zu verhören. Ich habe gemeint, daß es für Sie viel angenehmer wäre, wenn Inspektor Kemp hier vorbeikäme, als wenn Ihre Tochter nach Scotland Yard kommen müßte - und da bin ich eben mitgegangen.»

«Oh - äh - sehr kameradschaftlich von Ihnen, Race...»

«Wir wollten die junge Dame natürlich sowenig wie möglich beunruhigen», warf Kemp ein.

Aber in diesem Augenblick ging die Tür auf, Fräulein Patricia Brice-Woodworth trat ein und machte sich mit der ganzen Unverfrorenheit der Jugend zur Herrin der Situation. «Hallo», sagte sie. «Sie kommen von Scotland Yard, nicht wahr? Wegen gestern abend? Ich habe Sie erwartet. Ist Vater wieder ärgerlich? Also nein, Papa - du weißt doch, was der Arzt über deinen Blutdruck gesagt hat. Warum du dich über alles so aufregst, verstehe ich nicht. Ich nehme die Herren in mein Zimmer mit und schicke dir Walters mit einem Whisky-Soda.»

Der General schien verschiedenes sagen zu wollen, brachte aber nur heraus: «Oberst Race, ein alter Freund von mir» - worauf Patricia jedes Interesse an Race verlor und Chefinspektor Kemp glückverheißend zulächelte. Mit der Sicherheit eines alten Heerführers geleitete sie die beiden in ihr

eigenes Wohnzimmer und schlug ihrem Vater die Türe vor der Nase zu. «Der arme Papa», meinte sie. «Er macht immer so ein Getue. Aber eigentlich ist er ziemlich lenkbar.»

Das Gespräch verlief in höchst freundschaftlichen Bahnen, aber ergebnislos.

«Es ist zum Verrücktwerden», sagte Patricia. «Wahrscheinlich meine einzige Chance im Leben, Augenzeugin eines Mordes zu sein - denn es war doch ein Mord, nicht wahr? Die Zeitungen haben sehr vorsichtig und unbestimmt geschrieben, aber ich habe Gerry schon am Telefon gesagt, daß es ein Mord gewesen sein muß. Denken Sie nur: ein Mord dicht vor meiner Nase, und ich habe nicht einmal hingeschaut!» Das Bedauern in ihrer Stimme war unverkennbar.

Die düstere Prophezeiung des Chefinspektors traf in vollem Umfang ein: die beiden jungen Leute, die seit einer Woche verlobt waren, hatten für nichts Augen gehabt außer füreinander. Patricia konnte beim besten Willen nur noch ein paar persönliche Bemerkungen beisteuern.

«Sandra Farraday hat sehr elegant ausgesehen - aber das tut sie immer. Gestern hatte sie ein Schiaparelli-Modell an.»

«Kennen Sie sie?» fragte Kemp.

Patricia schüttelte den Kopf. «Nur vom Sehen. Er, finde ich, macht einen ziemlich langweiligen Eindruck. So ein Wichtigtuer wie die meisten Politiker!»

«Kannten Sie jemand von den andern Gästen?»

«Nein, die anderen hatte ich alle noch nie gesehen - wenigstens glaube ich das. Ich hätte vermutlich sogar Sandra Farraday nicht bemerkt, wenn sie nicht das Schiaparelli-Kleid getragen hätte.»

«Und Sie werden feststellen», sagte Chefinspektor Kemp beim Verlassen des Hauses grimmig zu Oberst Race, «daß der junge Herr Tollington genauso wenig gesehen hat. Bei dem gab

es nicht einmal ein Skippa - nun, Sie wissen schon, ein Abendkleid, das seine Aufmerksamkeit erregen könnte.»

«Ich nehme nicht an», stimmte Race zu, «daß der Schnitt von Stephen Farradays Frack ihm einen Stich ins Herz verursacht hat.»

«Dann wollen wir es also mit dieser Christine Shannon versuchen», meinte Kemp. «Dann sind wenigstens die Außenseiter erledigt.»

Fräulein Shannon war, wie Kemp angekündigt hatte, eine blonde Schönheit. Ihr gebleichtes Haar umrahmte, sorgfältig frisiert, ein weiches, leeres Kindergesicht. Fräulein Shannon mochte wohl, wie Kemp behauptet hatte, dumm sein - aber sie war außerordentlich hübsch anzusehen, und ein bestimmter Ausdruck in ihren großen blauen Augen deutete darauf hin, daß ihre Dummheit sich nur auf geistige Dinge erstreckte, wogegen in allen Lebenslagen, die gesunden Menschenverstand und finanziellen Instinkt erforderten, Christine Shannon durchaus auf der Höhe war. Sie empfing die beiden Männer mit größter Liebenswürdigkeit und bot ihnen Getränke und Zigaretten an. Ihre kleine Wohnung war auf billige Weise modern eingerichtet. «Ich möchte Ihnen furchtbar gern behilflich sein, Herr Chefinspektor. Bitte fragen Sie mich, was Sie wollen.»

Kemp begann mit ein paar konventionellen Fragen über Stimmung und Verhalten der Gesellschaft am Mitteltisch, und sofort erwies sich Christine als ungewöhnlich scharfe und gescheite Beobachterin.

«Die Stimmung am Tisch war nicht gut - das konnte man sehen. Alles so steif, wie sich nur denken läßt. Mir hat der Dicke direkt leid getan - der Gastgeber, meine ich. Er hat alles versucht, um die Sache ein bißchen in Gang zu bringen - war nervös wie eine Katze auf Drähten - aber es hat nichts genützt. Die Frau rechts neben ihm saß da, als ob sie ein Lineal verschluckt hätte, und das Mädchen an seiner linken Seite war

offensichtlich wütend, weil sie nicht neben dem hübschen dunklen Jungen ihr gegenüber sitzen durfte. Und der große Blonde neben ihr sah aus, als ob er Magenweh hätte und an jedem einzelnen Bissen ersticken würde. Die Frau in Schwarz tat ihr Bestes und redete dauernd auf ihn ein, aber ich hatte den Eindruck, als fühle sie sich selbst unbehaglich.»

«Sie haben anscheinend eine ganze Menge beobachtet, Fräulein Shannon», meinte Oberst Race.

«Ich werde Ihnen etwas verraten: Ich habe mich gleichfalls nicht sehr gut unterhalten. Ich war drei Abende hintereinander mit diesem Freund ausgegangen und bekam ihn allmählich satt. Er wollte absolut London sehen - besonders die <Klasse-Lokale>, wie er sich ausdrückte. Und ich muß zugeben, daß er nicht geizig war. Jedesmal Champagner. Wir waren im Comprador und in Mille Fleurs und schließlich im Luxembourg - er hat sich großartig amüsiert. In gewissem Sinne war es rührend. Aber seine Konversation war nicht gerade interessant. Nichts als lange Geschichten über irgendwelche geschäftliche Transaktionen, die er in Mexiko durchgeführt hatte - und die meisten habe ich dreimal gehört. Da hört man dann schließlich gar nicht mehr zu, und zum Ansehen ist an Pedro auch nicht viel - das werden Sie schon bemerkt haben. Deshalb habe ich mich mit meinem Essen beschäftigt und im übrigen meine Augen ein bißchen spazieren lassen.»

«Nun, das ist von unserem Standpunkt aus sehr günstig, Fräulein Shannon», meinte der Chefinspektor. «Ich hoffe sehr, daß Sie etwas gesehen haben, das uns hilft, dieses Problem zu lösen.»

Christine schüttelte den blonden Kopf. «Ich habe keine Ahnung, wer den Dicken vergiftet hat - keine blasse Ahnung. Er nahm einfach einen Schluck, wurde blau im Gesicht und brach zusammen.»

«Können Sie sich erinnern, wann er das letztemal vorher aus

seinem Glas getrunken hatte?»

Christine überlegte. «Doch - ja, das war unmittelbar nach dem Cabaret. Die Lichter gingen an, er nahm sein Glas in die Hand, sagte etwas, und die ändern griffen ebenfalls zu den Gläsern.»

Der Chefinspektor nickte. «Und dann?»

«Dann begann die Musik zu spielen, alle rückten mit den Stühlen, lachten, standen auf und gingen tanzen. Es war, als wären sie jetzt erst in Stimmung gekommen. Großartig, wie Champagner auch auf die langweiligste Gesellschaft wirkt!»

«Gingen alle tanzen? Blieb niemand am Tisch sitzen?»

«Ja.»

«Und niemand berührte Herrn Bartons Glas?»

«Kein Mensch.» Ihre Antwort kam ohne Zögern. «Da bin ich ganz sicher.»

«Und niemand - kein Mensch - ist in die Nähe des Tisches gekommen, während die Gesellschaft abwesend war?»

«Niemand - außer dem Kellner, natürlich.»

«Dem Kellner? Was für ein Kellner?»

«Einer von den Piccolos - etwa sechzehn Jahre alt, mit einer weißen Schürze. Nicht der richtige Kellner - der war ein gefälliger kleiner Kerl mit einem Affengesicht - ein Italiener, glaube ich.»

Chefinspektor Kemp bestätigte diese Beschreibung Giuseppe Bolsanos mit einem Kopfnicken.

«Und was hat er gemacht, dieser Piccolo? Champagner eingeschenkt?»

Christine schüttelte den Kopf. «Nein, nein. Auf dem Tisch hat er nichts angerührt. Er hob bloß eine Abendtasche auf, die eine von den Frauen fallen lassen hatte.»

«Wessen Abendtasche war das?»

«Es war die von der Kleinen - eine grün-goldene

Angelegenheit. Die beiden anderen Frauen hatten schwarze Taschen.»

«Und was tat der Kellner mit der Tasche?» Christine sah erstaunt aus. «Er legte sie auf den Tisch - sonst nichts.»

«Sind Sie ganz sicher, daß er keins von den Gläsern berührt hat?»

«Ganz sicher. Er legte nur sehr schnell die Tasche hin, rannte dann irgendwo anders hin, weil einer von den älteren Kellnern ihm einen Befehl zugezischt hatte.»

«Und das war das einzige Mal, daß jemand an den Tisch kam?»

«Ja.»

«Aber natürlich kann jemand an den Tisch gekommen sein, ohne daß Sie es bemerkt haben?»

Aber Christine schüttelte sehr entschieden den Kopf. «Nein, das war bestimmt nicht der Fall. Sehen Sie: Pedro war ans Telefon gerufen worden und noch nicht zurückgekommen. Deshalb hatte ich keine andere Beschäftigung, als mich umzuschauen. Ich beobachte ziemlich gut, und von meinem Platz aus gab es nicht viel anderes zu sehen als den Tisch nebenan.» Race fragte: «Wer kam zuerst zum Tisch zurück?»

«Das junge Mädchen im grünen Kleid und der dicke Mann. Dann der Blonde und die Frau in Schwarz, und zum Schluß die Hochmütige, mit dem gutaussehenden dunklen Jungen - übrigens ein glänzender Tänzer. Als alle wieder auf ihren Plätzen saßen und der Kellner beschäftigt war, eine Schüssel auf dem Spiritusbrenner zu wärmen, neigte sich der Dicke vor und hielt eine kleine Rede; dann hoben alle die Gläser. Und dann ist es passiert.» Christine machte eine kleine Pause und fuhr aufgeweckt fort: «Gräßlich, was? Ich habe natürlich gedacht, es ist ein Schlaganfall. Eine Tante von mir hat auch einen Schlaganfall gehabt und ist genauso zusammengeklappt. Petro ist im selben Augenblick zurückgekommen, und ich habe zu

ihm gesagt: <Schau, Pedro, den Mann hat der Schlag getroffen! Aber Pedro antwortete nur: <Der Mann ist betrunken - bloß betrunken - sonst gar nichts.> Und das war gerade das, was Pedro selbst war - ich habe scharf auf ihn aufpassen müssen. In einem Lokal wie dem Luxembourg sind Betrunkene nicht sehr beliebt. Deswegen kann ich auch diese Südamerikaner nicht ausstehen. Wenn sie zuviel getrunken haben, verlieren sie jeden Anstand - eine Dame weiß dann überhaupt nicht mehr, was für unangenehme Sachen sie erleben kann.» Sie versank einen Augenblick in düstere Gedanken und fügte mit einem Blick auf ihr funkelndes Armband hinzu: «Obwohl ich sagen muß, daß sie nobel sind.»

Kemp brachte Fräulein Shannon vorsichtig wieder auf das eigentliche Thema zurück und ging die ganze Geschichte nochmals mit ihr durch.

«Damit ist unsere letzte Chance auf Hilfe von außen verflogen», sagte er zu Race, als sie die kleine Wohnung verlassen hatten. «Und es wäre eine gute Chance gewesen, wenn es geklappt hätte. Das Mädel ist eine glänzende Zeugin. Sieht alles und behält alles genau im Kopf. Wenn etwas zu sehen gewesen wäre, hätte sie es gesehen. Die Schlußfolgerung lautet also, daß es nichts zu sehen gegeben hat. Es ist unglaublich! *Ein* Zauberkunststück! George Barton trinkt aus seinem Champagnerglas und verläßt den Tisch, um zu tanzen. Er kommt zurück, trinkt aus dem gleichen Glas, das von niemandem berührt wurde - und fällt tot um: Zyankalivergiftung. Eine verrückte Geschichte: kann nicht passiert sein und ist doch passiert.» Er blieb stehen. «Dieser Piccolo, Giuseppe hat kein Wort von ihm gesagt. Darum könnte ich mich einmal kümmern. Das muß der einzige Mensch gewesen sein, der an den Tisch gekommen ist, während die Gesellschaft beim Tanz war. Vielleicht steckt doch etwas dahinter.»

Race schüttelte den Kopf. «Wenn er Barton etwas ins Glas

geschüttet hätte, müßte das Mädchen es bemerkt haben. Die Shannon ist eine geborene Beobachterin für Kleinigkeiten. Denkt an nichts Gescheites, versteht aber ihre Augen zu gebrauchen. Nein, Kemp, es muß eine ganz einfache Erklärung geben - wenn wir sie nur finden könnten.»

«Ja, es gibt eine Erklärung: Er hat sich das Gift selbst ins Glas geschüttet.»

«Ich fange an zu glauben, daß es sich wirklich so abgespielt hat - gar nicht anders abgespielt haben kann. Aber wenn das stimmt, Kemp, dann bin ich überzeugt, er hat nicht gewußt, daß es Zyankali war.»

«Sie meinen», fuhr Kemp fort, »jemand hat Barton das Zeug

gegeben? Hat ihm eingeredet, es ist ein Mittel für die Verdauung oder für den Blutdruck- so etwas Ähnliches?»

«Könnte sein», meinte Race.

«Wer war dann dieser Jemand? Doch nicht jemand von den Farradays?»

«Das wäre in der Tat unwahrscheinlich. Dann bleiben zwei Menschen übrig: eine liebevolle Schwägerin...»

«Und eine aufopfernde Sekretärin.»

«Ja - die könnte ihm so etwas zugesteckt haben. Ich muß jetzt zu den Kidderminsters - und was machen Sie? Gehen Sie zu Fräulein Marle?»

«Ich glaube, ich werde einmal die andere aufsuchen - im Büro. Ein Kondolenzbesuch eines alten Freundes. Vielleicht lade ich sie zum Mittagessen ein.»

«Sie meinen also wirklich, es war die Lessing?»

«Ich meine noch gar nichts - ich suche nach einer Spur.»

«Trotzdem sollten Sie mit Iris Marle sprechen.»

«Ich will sie auch sprechen - aber ich ziehe es vor, dort erst einmal hinzugehen, wenn sie nicht zu Hause ist. Wissen Sie

warum?»

«Keine Ahnung.»

«Weil in dem Haus jemand wohnt, der wie ein Vögelchen zwitschert. <Ein Vögelchen hat mir erzählt - pflegte man in meiner Jugend zu sagen. Daran ist etwas sehr Wahres, Kemp: solche Zwitscherer können einem viel erzählen - wenn man sie nur zwitschern läßt!»

4

Die beiden Männer trennten sich. Race hielt ein Taxi an und ließ sich zu George Bartons Büro in der City fahren. Chefinspektor Kemp, der an seine Spesenrechnung dachte, nahm einen Autobus, der ihn in nächster Nähe des Hauses Kidderminster absetzte.

Kemps Gesicht lag in grimmigen Falten, als er die Stufen zur Haustür hinaufstieg und auf den Klingelknopf drückte. Er wußte, daß er sich jetzt auf schwierigem Terrain bewegte. Die Kidderminsterpartei besaß einen ungeheuren politischen Einfluß, und ihre Verästelungen spannten sich wie ein großes Netz über das ganze Land. Chefinspektor Kemp glaubte fest an die Unparteilichkeit der britischen Justiz. Falls Stephen oder Alexandra Farraday am Tode Rosemarie Bartons oder George Bartons beteiligt waren, gab es keine «Verbindungen» und keine Protektion, mit deren Hilfe sie sich den Folgen entziehen konnten. Aber wenn sie unschuldig waren, oder auch nur wenn das Beweismaterial zu einer Verurteilung nicht ausreichte - dann mußte der verantwortliche Polizeibeamte äußerst vorsichtig auftreten, weil er sonst Gefahr lief, von seinen Vorgesetzten schwer getadelt zu werden. Unter diesen Umständen läßt sich verstehen, daß der Chefinspektor an der vor ihm liegenden Aufgabe nicht viel Gefallen fand. Er hielt es für sehr wahrscheinlich, daß die Kidderminsters, wie er sich im stillen ausdrückte, «ganz aus dem Häuschen» sein würden. Kemp konnte jedoch bald feststellen, daß seine Annahme etwas naiv gewesen war. Lord Kidderminster war ein viel zu erfahrener Diplomat, als daß er sich zu Grobheiten hätte hinreißen lassen.

Als Kemp sein Anliegen vorgebracht hatte, wurde er von einem hohepriesterlich wirkenden Diener in ein düsteres, mit hohen Bücherregalen ausgekleidetes Zimmer an der Rückseite des Hauses geführt, wo Lord Kidderminster mit seiner Tochter

und seinem Schwiegersohn ihn empfing.

Lord Kidderminster kam auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand und sagte höflich: «Sie kommen pünktlich, Chef Inspektor. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie uns aufsuchen, anstatt meine Tochter und ihren Mann nach Scotland Yard kommen zu lassen - obwohl die beiden selbstverständlich auch dazu bereit gewesen wären. Jedenfalls rechnen wir Ihnen Ihre Freundlichkeit hoch an.»

Sandra sagte ruhig: «Ja, wirklich, Herr Inspektor.» Sie trug ein Kleid aus weichem rotem Stoff und erinnerte Kemp, als sie in der Öffnung eines hohen, schmalen Fensters so dasaß, an eine Glasmalerei, die er einmal in einer Kirche des Auslandes gesehen hatte. Das lange Oval ihres Gesichtes und die etwas eckigen Schultern verstärkten diesen Eindruck. Irgendeine Heilige, deren Namen er vergessen hatte. Aber Lady Alexandra war keine Heilige - nicht im entferntesten. Allerdings waren auch manche von diesen alten Heiligen nach seiner Auffassung sonderbare Leute gewesen: eine einfachen, gütigen Christenmenschen, sondern unduldsame Fanatiker, voller Grausamkeit gegen sich und andere.

Stephen Farraday stand dicht neben seiner Frau. Sein Gesicht war völlig ausdruckslos. Korrekt und formell, ein gewählter Vertreter des Volkes. Seine wahre Natur war begraben. Und doch war sie vorhanden - davon war Kemp überzeugt. Lord Kidderminster begann zu sprechen und lenkte geschickt die Unterhaltung gleich in die gewünschte Bahn. «Ich will Ihnen nicht verhehlen, Chefinspektor, daß die ganze Sache für uns alle höchst peinlich und unangenehm ist. Es ist das zweite Mal, daß meine Tochter und ihr Mann mit einem gewaltsamen Todesfall in der Öffentlichkeit zu tun haben - beide Male hat es sich um dasselbe Restaurant und um Mitglieder derselben Familie gehandelt. Eine derartige Publizität ist für einen Mann, der in der Öffentlichkeit steht, immer schädlich. Sie läßt sich aber natürlich nicht vermeiden. Das ist uns allen klar, und sowohl

meine Tochter wie auch Herr Farraday werden sich bemühen, Ihnen jede mögliche Unterstützung zu gewähren - schon damit die Angelegenheit rasch aufgeklärt wird und das Interesse des Publikums erlischt.»

«Vielen Dank, Lord Kidderminster - Ihre Haltung ist sehr anerkennenswert. Sie erleichtern uns unsere Aufgabe erheblich.» Sandra Farraday sagte: «Bitte, stellen Sie uns alle Fragen, die Sie wollen, Herr Chefinspektor.»

«Vielen Dank, Lady Alexandra.»

«Noch eines, Chefinspektor», meinte Lord Kidderminster. «Sie haben natürlich Ihre eigenen Informationsquellen, und ich höre vom Polizeipräsidenten, mit dem ich gut bekannt bin, daß Bartons Tod eher für Mord als für Selbstmord gehalten wird - aber sieht die Sache auf den ersten Blick nicht weit mehr wie Selbstmord aus?»- Er wandte sich zu seiner Tochter: «Du glaubst doch auch an Selbstmord, Sandra?» Die gotische Figur neigte den Kopf und murmelte nachdenklich: «Es schien mir gestern abend so selbstverständlich. Wir saßen im selben Restaurant und sogar am selben Tisch, wo die arme Rosemarie sich letztes Jahr vergiftet hatte. Wir hatten Herrn Barton während des Sommers auf dem Lande öfters gesehen, und er war ganz sonderbar, völlig anders als sonst - wir dachten alle, der Tod seiner Frau berühre ihn so stark. Er hat sie sehr geliebt, wissen Sie, und er ist, glaube ich, nie darüber hinweggekommen. Deshalb fand ich den Gedanken an Selbstmord - nun, vielleicht nicht natürlich, aber immerhin möglich. Dagegen kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, aus welchem Grunde irgend jemand George Barton hätte umbringen sollen.»

Stephen Farraday sagte rasch: «Ich kann es mir auch nicht vorstellen. Barton war ein riesig netter Kerl. Ich bin überzeugt, er hat keinen einzigen Feind gehabt.»

Chefinspektor Kemp betrachtete die drei Gesichter, die ihn

fragend ansahen, und überlegte einen Augenblick, ehe er antwortete. Besser, ich sage es ihnen, dachte er sich. «Was Sie sagen, klingt durchaus überzeugend, Lady Alexandra. Aber sehen Sie: es sind noch einige Momente vorhanden, von denen Sie wahrscheinlich nichts wissen.»

Lord Kidderminster warf schnell ein. «Wir dürfen Herrn Kemp nicht zwingen, uns Geheimnisse preiszugeben. Es muß ihm vollständig überlassen bleiben, was er uns anvertrauen will.»

«Vielen Dank, Lord Kidderminster, aber es besteht kein Grund, die Sache nicht etwas näher zu erklären. Ich will mich denn auf folgendes beschränken: Vor seinem Tod hat George Barton zwei Personen gegenüber die Überzeugung geäußert, seine Frau habe nicht, wie allgemein angenommen, Selbstmord begangen, sondern sei von dritter Seite umgebracht worden. Er glaubte, dieser dritten Person auf der Spur zu sein, und die gestrige Feier, die angeblich zu Ehren von Fräulein Maries Geburtstag veranstaltet wurde, bildete in Wirklichkeit einen Teil des Planes, den er ausgearbeitet hatte, um den Mörder seiner Frau ins Netz zu locken.»

Es herrschte einen Augenblick lang Stille - und in dieser Stille spürte Chefinspektor Kemp, der trotz seines Aussehens ein empfindlicher Mensch war, das Vorhandensein eines Gefühls, das er als Bestürzung erkannte. Keines der drei Gesichter verriet dieses Gefühl; aber er hätte schwören können, daß alle davon ergriffen waren.

Lord Kidderminster war der erste, der sich wieder faßte. Er sagte: «Aber deutete das nicht darauf hin, daß der arme Barton nicht ganz - äh - bei Sinnen war? Das dauernde Grübeln über den Tod seiner Frau hat ihn geistig vielleicht etwas aus dem Gleichgewicht gebracht.»

«Ganz richtig, Lord Kidderminster - aber es zeigt jedenfalls, daß sein Zustand nichts von Lebensüberdruß an sich hatte.»

«Ja, ja - ich kann Ihrem Gedankengang folgen.» Von neuem entstand Stillschweigen. Dann fragte Stephen Farraday gespannt: «Wieso ist Barton überhaupt auf diese Idee gekommen? Schließlich hat Frau Barton doch tatsächlich Selbstmord begangen.»

Chefinspektor Kemp richtete einen sanften Blick auf ihn. «Herr Barton war anderer Meinung.» Lord Kidderminster mischte sich ein:

«Aber es war doch wohl auch die Auffassung der Polizei? Nichts hat seinerzeit darauf hingewiesen, es könne sich um etwas anderes als Selbstmord handeln?»

Kemp erklärte ruhig: «Der Tatbestand ließ sich mit der Selbstmordtheorie vereinbaren. Es war kein Beweis vorhanden, daß der Tod der Frau Barton einer anderen Ursache zugeschrieben werden mußte.»

Er wußte, daß ein Mann wie Lord Kidderminster die genaue Bedeutung dieser Worte erfassen würde.

Fast unmerklich hatte Kemp eine etwas mehr amtliche Miene aufgesetzt, als er sagte: «Ich möchte Ihnen jetzt ein paar Fragen stellen, Lady Alexandra. Darf ich...?»

«Gewiß.» Sie wandte ihm ein wenig den Kopf zu. «Zur Zeit des Todes von Frau Barton hatten Sie keinerlei Verdacht, es könne sich um einen Mord handeln und nicht um einen Selbstmord?»

«Ganz sicher nicht. Ich war völlig überzeugt, daß es Selbstmord war. Ich bin es noch.»

Kemp überging ihre Antwort. Er fragte: «Haben Sie im Lauf des Jahres irgendwelche anonyme Briefe bekommen, Lady Alexandra?»

«Anonyme Briefe?» gab sie erstaunt zurück. «Nein, keineswegs.»

«Sind Sie ganz sicher? Solche Briefe sind sehr unerfreulich,

und die meisten Menschen ziehen es vor, sie zu ignorieren. Aber in diesem Fall könnten sie von besonderer Wichtigkeit sein, und deshalb betone ich, daß ich unbedingt darüber informiert werden sollte, falls sie welche bekommen haben.»

«Ich verstehe. Aber ich kann Ihnen versichern, daß nichts Derartiges in meine Hände gelangt ist.»

«Waren Sie mit der verstorbenen Frau Barton sehr eng befreundet, Lady Alexandra?»

«Nein, wir waren nicht sehr intim.» Sie ließ ein leichtes Lachen hören. «Rosemarie war eigentlich mehr mit Stephen befreundet. Sie interessierte sich für Politik, und er war ihr behilflich, sich - nun, politisch zu bilden. Ich bin überzeugt, es machte ihm großen Spaß. Rosemarie war eine entzückend hübsche Frau, müssen Sie wissen.» Und du bist eine sehr geschickte Frau, dachte Chefinspektor Kemp anerkennend. Ich wüßte gern, was du über die beiden weißt - sicher eine ganze Menge. Laut fuhr er fort: «Ihnen gegenüber hat Herr Barton nie die Meinung geäußert, seine Frau habe sich nicht selbst umgebracht?»

«Nein, nie. Deswegen war ich auch jetzt so erstaunt.»

«Und Fräulein Marle? Die hat ebenfalls nie über den Tod ihrer Schwester gesprochen?»

«Nein.»

«Haben Sie eine Ahnung, was George Barton veranlaßt hat, ein Landhaus zu kaufen? Haben Sie oder Ihr Mann ihm den Gedanken nahegelegt?»

«Nein. Es war für uns eine totale Überraschung.»

«Und sein Verhalten Ihnen gegenüber war immer freundschaftlich?»

«Sogar sehr.»

«Und was wissen Sie nun über Herrn Anthony Browne, Lady Alexandra?»

«Eigentlich gar nichts. Ich bin gelegentlich mit ihm zusammengetroffen - das ist alles.»

«Und Sie, Herr Farraday?»

«Ich glaube, ich weiß noch weniger über Browne als meine Frau. Sie hat wenigstens schon mit ihm getanzt. Er scheint mir ein umgänglicher Bursche zu sein - Amerikaner, glaube ich.»

«Würden Sie auf Grund Ihrer damaligen Beobachtungen sagen, daß er mit Frau Barton auf besonders vertrautem Fuß gestanden hat?»

«Darüber weiß ich nicht das geringste, Herr Chefinspektor.»

«Ich frage Sie lediglich nach Ihrem Eindruck, Herr Farraday.» Stephen runzelte die Stirn. «Sie waren befreundet - mehr kann ich nicht sagen.»

«Und Sie, Lady Alexandra?»

«Nur mein persönlicher Eindruck?»

«Nur Ihr persönlicher Eindruck.»

«Dann also: ich habe den Eindruck gehabt, daß die beiden sich sehr gut gekannt und auf sehr vertrautem Fuß miteinander gestanden haben. Nur nach der Art und Weise, wie sie sich angesehen haben, verstehen Sie - ich habe keinen greifbaren Beweis.»

«Damen haben in solchen Fällen oft ein sehr gesundes Urteil», sagte Kemp. Das etwas einfältige Lächeln, mit dem. er diese Bemerkung begleitete, hätte Oberst Race amüsiert, falls er anwesend gewesen wäre. «Und nun zu Fräulein Lessing, Lady Alexandra.»

«Fräulein Lessing war, soweit ich weiß, Herrn Bartons Sekretärin. Ich habe sie am Abend von Frau Bartons Tod kennengelernt und sie dann noch zweimal getroffen: einmal draußen auf Herrn Bartons Besitzung und dann gestern abend.»

«Vielleicht darf ich Ihnen eine weitere nichtamtliche Frage stellen: Hatten Sie den Eindruck, daß Fräulein Lessing Herrn

Barton liebte?»

«Darüber habe ich mir gar keine Meinung gebildet.»

«Dann kommen wir zu den Vorgängen von gestern abend.» Er fragte Stephen und Sandra genau aus, wie der tragische Abend verlaufen war. Große Hoffnungen hatte er nicht darauf gesetzt, und was er erreichte, war tatsächlich nur eine Bestätigung dessen, was ihm von anderer Seite schon erzählt worden war. Alle Berichte stimmten in den wichtigen Punkten überein: Barton hatte einen Trinkspruch auf Iris ausgebracht, hatte getrunken und war unmittelbar darauf tanzen gegangen. Alle Gäste hatten den Tisch gleichzeitig verlassen, und George und Iris waren das erste Paar gewesen, das aus dem Saal zurückkam. Niemand wußte für den leeren Stuhl eine andere Erklärung, als daß George ausdrücklich gesagt hatte, er erwarte später noch einen Freund, einen gewissen Oberst Race - eine Behauptung, von der Kemp wußte, daß sie nicht stimmen konnte. Sandra Farraday sagte - und ihr Mann bestätigte es - daß beim Hellwerden nach dem Cabaret George mit einem sonderbaren Ausdruck auf den leeren Stuhl gestarrt hatte und eine Zeitlang so geistesabwesend gewesen war, daß er gar nicht hörte, wie man zu ihm sprach. Dann riß er sich zusammen und brachte den Trinkspruch auf Iris aus. Der einzige Punkt, der für den Chefinspektor eine Ergänzung seines Materials bedeutete, war Sandras Bericht über ihre Unterhaltung mit George in Fairhaven und dessen beschwörende Bitte, sie und Stephen sollten Iris zuliebe an der Geburtstagsgesellschaft teilnehmen.

Es war ein ganz glaubwürdig klingender Vorwand, dachte Kemp, aber nicht der wahre Grund. Er schloß das Notizbuch, in das er ein paar hieroglyphische Eintragungen gemacht hatte und stand auf. «Ich bin Ihnen allen für Ihre Hilfe und Unterstützung sehr dankbar.»

«Wird meine Tochter bei der Totenschau anwesend sein müssen?»

«Die Verhandlungen werden diesmal zunächst eine reine Formsache sein: Identifizieren der Leiche, ärztlicher Befund und so weiter. Dann wird eine Woche vertagt. Bis dahin» - Kemps Ton klang leicht verändert - «werden wir hoffentlich schon ein Stück weiter sein.»

Er wandte sich zu Stephen: «Herr Farraday, da sind übrigens noch ein paar kleine Einzelheiten, bei denen Sie mir, glaube ich, behilflich sein könnten. Lady Alexandra brauchen wir dazu nicht zu bemühen. Vielleicht rufen Sie mich im Präsidium an - dann können wir eine Zeit vereinbaren, die Ihnen paßt.» Er hatte in liebenswürdigem, nachlässigem Ton gesprochen, aber in drei Ohrenpaaren klangen seine Worte wie Donnerrollen.

Stephen brachte es fertig, heiter und hilfsbereit zu antworten: «Gern, Herr Chefinspektor.» Dann sah er auf seine Uhr und murmelte: «Ich muß sofort *in* die Sitzung.» Als Stephen fortgeeilt war und auch Kemp sich verabschiedet hatte, wandte sich Lord Kidderminster an seine Tochter und stellte ihr ohne Umschweife eine Frage. «Hatte Stephen mit der Frau ein Verhältnis?» Der Bruchteil einer Sekunde verging, ehe Sandra antwortete. «Unsinn - davon hätte ich doch etwas geahnt. Und überhaupt gehört Stephen nicht zu dieser Art von Männern.»

«Also, schau her, liebes Kind, es hat keinen Sinn, daß du die Ohren zurücklegst und bockst. Solche Dinge kommen immer ans Licht. Wir müssen doch wissen, wie wir in dieser Angelegenheit stehen.»

«Rosemarie Barton war die Freundin des anderen Mannes, Anthony Browne. Sie waren überall zusammen.»

«Gut», meinte Lord Kidderminster langsam. «Du mußt es ja wissen.» Er glaubte seiner Tochter nicht. Als er aus dem Zimmer ging, war sein Gesicht grau und bestürzt. Er ging hinauf in das Wohnzimmer seiner Frau. Ihre Anwesenheit in der Bibliothek hatte er verhindert, weil er nur allzu gut wußte, daß ihre hochmütige Art Widerspruch erweckte - und im Augenblick

hielt er harmonische Beziehungen zur Polizei für das Wichtigste.

«Nun...«» fragte Lady Kidderminster. «Wie ist es verlaufen?»

«Äußerlich betrachtet, ganz gut», erklärte Lord Kidderminster bedächtig. «Kemp ist ein anständiger Kerl, besitzt sehr gute Manieren und hat die ganze Sache taktvoll angepackt - ein bißchen zu taktvoll, für mein Gefühl.»

«Es sieht also ernst aus?»

«Ja, sehr ernst. Wir hätten Sandra diesen Burschen nie heiraten lassen dürfen.»

«Das habe ich damals ja gesagt.»

«Ja - ja...» Er seufzte. «Du hast recht gehabt - und ich unrecht. Aber glaube mir: sie hätte ihn auf jeden Fall bekommen. Sandra läßt sich nicht ablenken, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat. Das Unglück war einfach, daß sie Farraday kennengelernt hat - einen Mann, dessen Vorleben und Abkunft uns vollständig unbekannt war. Wie soll man wissen, wie ein solcher Mensch sich in einer Krise verhält?»

«Aha», sagte Lady Kidderminster. «Du meinst, wir haben einen Mörder in die Familie aufgenommen«»

«Ich weiß nicht. Ich möchte den Burschen nicht so ohne weiteres verdammen - aber die Polizei scheint es jedenfalls zu glauben, und die ist nicht auf den Kopf gefallen. Er hat ein Verhältnis mit der Barton gehabt - das ist klar. Entweder hat sie sich seinetwegen das Leben genommen, oder - nun, wie dem auch sei: Barton hat Wind davon bekommen und hat es auf Bloßstellung und Skandal abgesehen gehabt. Ich nehme an, Stephen hat das einfach nicht zulassen wollen - und -»

«Und hat ihn vergiftet?»

«Ja.»

Lady Kidderminster schüttelte den Kopf. «Ich bin nicht deiner Meinung.»

«Hoffentlich hast du recht. Aber jemand hat ihn vergiftet.»

«Wenn du mich fragst», sagte Lady Kidderminster, «so hat Stephen einfach nicht genügend Entschlußkraft, um das zu tun.»

«Er nimmt seine Karriere tödlich ernst. Er ist sehr begabt, weißt du, und hat das Talent zu einem echten Staatsmann. Man kann bei keinem Menschen sagen, wessen er fähig ist, wenn er sich in die Enge getrieben fühlt.»

Seine Frau schüttelte von neuem den Kopf. «Ich behaupte immer noch, daß er nicht die Kraft dazu hat. Für so etwas muß man eine Spielernatur sein und bis zur Tollkühnheit gehen können. Ich habe Angst, William - schreckliche Angst.»

Er starrte sie an. «Willst du damit etwa sagen, daß Sandra - Sandra...?»

«Es ist mir entsetzlich, auch nur daran zu denken - aber es hat keinen Zweck, feige zu sein und den Möglichkeiten nicht ins Auge zu schauen. Sandra ist vollkommen vernarrt in den Mann - ist es immer schon gewesen - und sie hat einen sonderbaren Einschlag im Blut. Ich habe sie nie ganz begreifen können - aber mir war stets bange um sie. Für Stephen würde sie alles aufs Spiel setzen - alles. Ohne Rücksicht auf die Folgen. Und wenn sie so verrückt und gottlos gewesen ist, diese Tat zu begehen - dann muß sie geschützt werden!»

«Geschützt? Wie meinst du das - geschützt?»

«Durch dich geschützt. Wir müssen etwas für unsere Tochter unternehmen, verstehst du? Zum Glück hast du ja genug Verbindungen.»

Lord Kidderminster starrte seine Frau mit großen Augen an. Obwohl er geglaubt hatte, ihren Charakter gut zu kennen, war er doch erschrocken über die Kraft und den Mut ihres Wirklichkeitssinnes, über ihre Weigerung, den Dingen ins Auge zu sehen, und über ihre - Skrupellosigkeit. «Du meinst also, wenn meine Tochter eine Mörderin ist, soll ich meine Stellung in der Öffentlichkeit dazu mißbrauchen, sie vor den Folgen der

Tat zu schützen?»

«Natürlich», sagte Lady Kidderminster.

«Meine liebe Vicky! Das verstehst du nicht! So etwas kann man nicht machen. Das wäre ja - ehrlos.»

«Blödsinn!» sagte Lady Kidderminster.

Sie sahen einander an - zwei Menschen auf verschiedenen Planeten. «Du könntest bewirken, daß die Regierung einen Druck auf die Polizei ausübt, damit sie die ganze Geschichte fallenläßt und einen Spruch auf Selbstmord fällt. Es wäre nicht das erstemal, daß so etwas geschieht - mach mir nichts vor.»

«Derartige Dinge sind tatsächlich vorgekommen - aber nur, wenn es sich um das Interesse und die Sicherheit des Staates gehandelt hat. Das hier ist eine rein persönliche und private Angelegenheit. - Ich zweifle sehr, daß es mir gelingen würde.»

«Es muß gelingen, wenn du den Willen dazu hast.» Lord Kidderminster errötete zornig. «Es wäre ein Mißbrauch meiner öffentlichen Stellung!»

«Wenn man Sandra verhaften und ihr den Prozeß machen würde - würdest du dann nicht den besten Verteidiger engagieren und alles tun, was in deiner Macht steht, um sie freizubekommen - ganz gleich, ob sie schuldig ist oder nicht?»

«Selbstverständlich. Das ist doch etwas vollkommen anderes. Ihr Frauen könnt diese Dinge nie unterscheiden.» Lady Kidderminster schwieg, ohne den letzten Hieb zu beantworten. Sandra war dasjenige von ihren Kindern, das ihrem Herzen am wenigsten nahestand. Dennoch war sie in diesem Augenblick eine Mutter, und nur eine Mutter - bereit, ihr Junges mit allen Mitteln, ob ehrlich oder unehrlich, zu verteidigen. Sie war entschlossen, mit Klauen und Zähnen für Sandra zu kämpfen.

«Jedenfalls», erklärte Lord Kidderminster, «wird Sandra nicht unter Anklage gestellt, ohne daß absolut überzeugende Beweise gegen sie vorliegen. Und ich für meine Person weigere mich zu

glauben, daß eine meiner Töchter eine Mörderin ist. Ich bin erstaunt, Vicky, daß du das auch nur einen Augenblick lang in Erwägung ziehst.»

Seine Frau erwiderte nichts, und Lord Kidderminster ging mit einem unbehaglichen Gefühl aus dem Zimmer. War es zu glauben, daß Vicky - Vicky, die er seit so vielen Jahren aufs Genaueste kannte - derartige unerwartete und tatsächlich äußerst beunruhigende Tiefen in sich trug!

5

Race fand Ruth Lessing, eifrig mit Papieren beschäftigt, an einem großen Schreibtisch. Sie trug ein schwarzes Jackenkleid und eine weiße Bluse, und ihre ruhige, unübereilte Tüchtigkeit machte ihm Eindruck. Er bemerkte die dunklen Schatten unter ihren Augen und den kummervollen Zug um den Mund. Aber ihr Schmerz - falls es sich wirklich um Schmerz handelte - war ebenso beherrscht wie ihre anderen Gefühle. Race erklärte den Zweck seines Besuches, und sie ging sofort darauf ein.

«Es ist sehr freundlich, daß Sie gekommen sind. Natürlich weiß ich, wer Sie sind. Herr Barton hatte erwartet, daß Sie sich uns gestern abend anschließen würden, nicht wahr? Mir ist so, als hätte er es erwähnt.»

«War das vor dem eigentlichen Abend?»

Sie dachte einen Augenblick nach. «Nein. Er hat es gesagt, wie wir uns gerade zu Tische setzten. Ich erinnere mich, daß ich etwas überrascht war.» Sie unterbrach sich und errötete leicht. «Natürlich nicht, weil er Sie eingeladen hatte. Ich weiß, Sie sind ein alter Freund von ihm. Und Sie sollten auch an der Gesellschaft vor einem Jahr teilnehmen. Ich meine nur, ich war überrascht, daß Herr Barton nicht noch eine weitere Dame eingeladen hatte, nachdem er Sie erwartete. Aber Sie sollten ja später kommen - vielleicht überhaupt nicht kommen -» Sie brach ab. «Ich bin so dumm. Wozu erwähne ich alle diese nebensächlichen Dinge? Ich bin heute wirklich dumm.»

«Aber Sie sind wie gewöhnlich zur Arbeit gekommen?»

«Natürlich.» Sie machte ein erstauntes, fast entsetztes Gesicht. «Das ist doch meine Pflicht. Es gibt soviel zu ordnen und aufzuräumen.»

«George hat mir oft gesagt, wie sehr er auf Sie angewiesen war», sagte Race gütig.

Sie wandte sich ab. Er sah, wie sie schluckte und kurz die Augen schloß. Daß sie ihr Gefühl in keiner Weise zur Schau stellte, überzeugte ihn fast von ihrer völligen Unschuld. Fast, aber nicht ganz. Er war in seinem Leben schon oft guten Schauspielerinnen begegnet - Frauen, deren gerötete Lider und dunkle Schatten unter den Augen nicht der Natur zu verdanken waren.

Ohne ein endgültiges Urteil zu fällen, sagte er sich: «Auf jeden Fall hat sich die Frau gut in der Hand.» Sie wandte sich ihm wieder zu und gab auf seine letzte Bemerkung ruhig zur Antwort: «Ich war lange bei ihm - im April wären es acht Jahre gewesen. Ich habe seine Eigenheiten gekannt, und er hat mir, glaube ich - Vertrauen geschenkt.»

«Davon bin ich überzeugt.»

Er fuhr fort: «Es ist jetzt Mittag. Würden Sie mich nicht begleiten und irgendwo an einem stillen Ort mit mir essen? Ich möchte eine ganze Menge mit Ihnen besprechen.»

«Vielen Dank. Ich komme gern mit.»

Er führte sie in ein kleines Restaurant, wo die Tische weit auseinander standen und ein ungestörtes Gespräch möglich war. Nachdem sie bestellt hatten, schaute er seine Begleiterin an. Sie war eine gutaussehende Frau, fand er, mit ihrem glatten dunklen Haar und dem festen Zug um Mund und Kinn. Bis das Essen kam, plauderte er von gleichgültigen Dingen, und sie ging mit gescheiten und vernünftigen Antworten darauf ein. Schließlich sagte sie, nachdem eine Pause entstanden war: «Wollten Sie mit mir über gestern abend sprechen? Bitte, tun Sie das ohne Scheu. Die ganze Geschichte ist so unglaublich, daß ich gern darüber reden möchte. Wenn es nicht passiert wäre und ich nicht dabei zugesehen hätte, würde ich es nicht für möglich halten.»

«Sie haben natürlich mit Chefinspektor Kemp schon gesprochen?»

«Ja, gestern abend. Er macht einen intelligenten und

erfahrenen Eindruck.» Sie hielt inne. «War es wirklich Mord, Oberst Race?»

«Hat Kemp Ihnen das gesagt?»

«Er hat mir keine Auskünfte gegeben, aber aus seinen Fragen war klar zu ersehen, woran er dachte.»

«Ihre Meinung, Fräulein Lessing, ist so gut wie jede andere, wenn ermittelt werden soll, ob es Selbstmord war oder nicht. Sie haben Barton gut gekannt und waren, nehme ich an, den größten Teil des gestrigen Tages mit ihm zusammen. Was für einen Eindruck hat er Ihnen gemacht? War er wie immer? Oder war er verändert - nervös - aufgeregt?»

Ihre Antwort kam zögernd. «Es ist schwer zu sagen. Unruhig und aufgeregt war er schon - aber das hatte seinen Grund.» Sie schilderte die Schwierigkeiten, die bezüglich Victor Drakes entstanden waren, und gab einen kurzen Überblick seiner Laufbahn.

«Hm», machte Race. «Das unvermeidliche schwarze Schaf. Und Barton war darüber beunruhigt?»

«Es läßt sich nicht leicht erklären. Verstehen Sie, ich habe Herrn Barton so gut gekannt. Er hat sich über die Sache geärgert und Sorgen gemacht. Frau Drake soll, wie immer in derartigen Fällen, ganz aus dem Häuschen gewesen sein. Deshalb hatte er natürlich den Wunsch, alles in Ordnung zu bringen. Aber ich habe den Eindruck gehabt...»

«Ja, Fräulein Lessing? Ich bin überzeugt, daß Ihr Eindruck der richtige war.»

«Also - ich habe mir eingebildet, daß er anders ärgerlich war als sonst - wenn ich mich so ausdrücken darf. Denn wir hatten ja die gleiche Situation in anderer Form schon früher erlebt. Letztes Jahr war Victor Drake hier in England in Schwierigkeiten geraten, und wir mußten ihn nach Südamerika expedieren. Und im Juni hat er um Geld nach Hause telegrafiert. Sie sehen also, es war mir schon bekannt, wie Herr Barton in

solchen Fällen zu reagieren pflegte. Diesmal schien es mir, als ärgerte er sich hauptsächlich darüber, daß das Telegramm gerade in dem Augenblick kam, als er ganz von den Vorbereitungen zu seiner geplanten Feier in Anspruch genommen war.»

«Ist Ihnen aufgefallen, Fräulein Lessing, daß die beabsichtigte Feier etwas Sonderbares an sich hatte?»

«Ja - Herr Barton hat sich sehr seltsam benommen. Er war aufgeregt über die Feier - wie ein Kind.»

«Haben Sie nie gedacht, daß die Feier einen bestimmten Zweck haben könnte?»

«Sie meinen, weil sie das genaue Gegenstück zu der Feier war, bei der sich Frau Barton das Leben genommen hat?»

«Ja.»

«Offen gesagt, ich fand das Ganze höchst ausgefallen.»

«Aber George hat Ihnen keine Erklärung geboten - oder sich Ihnen irgendwie anvertraut?» Sie schüttelte den Kopf.

«Sagen Sie mir, Fräulein Lessing - haben Sie jemals daran gezweifelt, daß Frau Barton Selbstmord begangen hat?» Sie machte ein erstauntes Gesicht. «Nein, nie.»

«George Barton hat Ihnen nie gesagt, daß er der Meinung war, seine Frau sei umgebracht worden?» Sie starrte ihn an. «Das hat George geglaubt?»

«Ich sehe, daß es Ihnen neu ist. Ja, Fräulein Lessing. George hatte ein paar anonyme Briefe bekommen, in denen behauptet wurde, seine Frau habe sich nicht selbst das Leben genommen, sondern sei ermordet worden.»

«Das war also der Grund, weshalb er im vergangenen Sommer so sonderbar geworden ist? Ich konnte mir gar nicht denken, was mit ihm los war.»

«Sie wußten nichts von den anonymen Briefen?»

«Nicht das geringste. Waren es viele?»

«Er hat mir zwei gezeigt.»

«Und ich habe nichts davon gewußt!» Ihre Stimme klang bitter verletzt. Er beobachtete sie eine kleine Weile. Dann sagte er: «Nun, Fräulein Lessing, was meinen Sie? Halten Sie es für möglich, daß George Selbstmord begangen hat?»

Sie schüttelte den Kopf. «Nein-nein.»

«Aber Sie sagen selbst, daß er aufgeregt war - nervös?»

«Ja, aber das war er schon seit einiger Zeit gewesen. Jetzt verstehe ich auch, warum. Und ich verstehe, warum er so nervös wegen des gestrigen Abends war. Er muß irgendeine besondere Absicht gehabt - muß gehofft haben, daß er durch die genaue Reproduktion der Gesellschaft vom vorigen Jahr etwas Neues erfahren würde. Der arme George - sicher *war* er ganz verwirrt!»

«Und wie steht es mit Rosemarie Barton? Glauben Sie immer noch, daß sie sich das Leben genommen hat?» Ruth runzelte die Stirn.

«An etwas anderes habe ich nie im entferntesten gedacht. Es schien mir so natürlich.»

«Eine seelische Depression nach der Grippe?»

«Nun, vielleicht mehr als das. Rosemarie war bestimmt unglücklich, jedermann konnte das sehen.»

«Und die Ursache erraten?»

«Also, wenn Sie wollen: ja. Ich wenigstens habe sie erraten. Natürlich kann ich mich getäuscht haben. Aber Frauen wie Frau Barton sind sehr leicht zu durchschauen - sie geben sich gar keine Mühe, ihre Gefühle zu verbergen. Zum Glück, glaube ich, hat Herr Barton nichts geahnt. - O ja, sie war sehr unglücklich. Und außerdem war sie an dem betreffenden Abend noch geschwächt von der Grippe und hatte starke Kopfschmerzen.»

«Woher wissen Sie, daß sie Kopfschmerzen hatte?»

«Ich habe gehört, wie sie es Lady Alexandra gesagt hat - in

der Garderobe, während wir unsere Sachen ablegten. Sie fragte nach einem Cachet Faivre, und zufällig hatte Lady Alexandra eines bei sich und gab es ihr.»

Oberst Race, der gerade sein Glas zum Munde führen wollte, hielt mitten in der Bewegung inne. «Und sie hat es genommen?»

«Ja.»

Er setzte sein Glas unberührt nieder und schaute sein Gegenüber an. Ruth saß still da und schien sich nicht bewußt zu sein, daß sie etwas Wichtiges gesagt hatte. Und doch war es von höchster Wichtigkeit. Es bedeutete, daß Sandra - für die es von ihrem Platz am Tische aus am schwierigsten gewesen wäre, etwas ungesehen in Rosemaries Glas zu schütten - eine andere, weit bessere Gelegenheit gehabt hatte, ihr das Gift beizubringen. In diesem «Cachet Faivre» hätte das Gift sehr gut enthalten sein können. Normalerweise löste sich eine solche Tablette in wenigen Augenblicken auf - aber es konnte ja eine besonders präparierte Tablette gewesen sein, vielleicht mit einer Außenschicht aus Gelatine oder ähnlicher Substanz. Oder Rosemarie hatte möglicherweise die Tablette nicht gleich genommen, sondern erst später. Er fragte: «Geschluckt?»

«Wie bitte?»

Ihrem verständnislosen Gesicht war anzusehen, daß sie inzwischen an etwas anderes gedacht hatte.

«Haben Sie gesehen, wie Rosemarie Barton dieses Cachet eingenommen hat?»

Ruth sah ein bißchen erschrocken aus.

«Ich - nein, gesehen habe ich es nicht. Ich habe nur gehört, wie sie sich bei Lady Alexandra bedankt hat.» Rosemarie konnte, also die Tablette in ihre Handtasche gesteckt und sie später während des Cabarets in ihr Champagnerglas geworfen haben. Annahme - pure Annahme - aber eine Möglichkeit. Ruth fuhr fort:

«Warum fragen Sie mich danach?»

Ihre Augen waren auf einmal wach und standen voller Fragen. Ihm war, als sehe er dabei zu, wie ihr Verstand arbeitete. Dann sagte sie:

«Ach, ich verstehe. Ich verstehe auch, warum George die Besitzung draußen neben den Farradays gekauft hatte. Und ich verstehe, warum er mir nichts von den Briefen gesagt hat. Gerade das war mir so merkwürdig vorgekommen. Aber wenn er natürlich geglaubt hat, daß die Briefe die Wahrheit enthielten, dann hieß das: eine von den fünf Personen am Tisch mußte seine Frau ermordet haben. Vielleicht - vielleicht sogar ich!» Race fragte leise und gütig:

«Hatten Sie einen Grund, Rosemarie Barton aus dem Wege zu schaffen?»

Zuerst dachte er, sie habe die Frage nicht gehört. Sie saß ganz still und hatte die Augen niedergeschlagen. Aber plötzlich hob sie den Kopf und sah ihm in die Augen.

«Es ist nicht etwas, worüber man gerne spricht», sagte sie. «Aber ich glaube, es ist besser, wenn Sie es wissen. Ich habe George geliebt. Ich habe ihn geliebt, lange bevor er Rosemarie kennengelernt hat. Ich glaube nicht, daß er es jemals wußte - jedenfalls war es ihm gleichgültig. Er hatte mich gern - sehr gern sogar -, aber nicht in dieser Weise. Und doch habe ich immer gedacht, daß ich ihm eine gute Gattin gewesen wäre und daß ich ihn hätte glücklich machen können. Er hat Rosemarie geliebt, aber glücklich war er mit ihr nicht.» Race fragte:

«Und Rosemarie hatten Sie nicht gern?»

«Nein, gar nicht. Oh - sie war sehr schön und anziehend und konnte auf ihre Art reizend sein. Zu mir reizend zu sein hat sie sich nie bemüht. Nein, ich habe sie nicht gemocht. Ich war erschüttert über ihren plötzlichen Tod - und über die Todesart. Aber leid hat es mir nicht getan. Ich fürchte, ich war sogar froh.»

Sie schwieg still.

«Bitte - wollen wir nicht von etwas anderem sprechen?» Race griff das rasch auf.

«Ich möchte, daß Sie mir genau und mit allen Einzelheiten alles von gestern erzählen, woran Sie sich noch erinnern - vom frühen Morgen an - besonders alles, was George getan oder gesagt hat.»

Ruth antwortete, ohne zu zögern, und ging zunächst die Ereignisse des Vormittags durch: Georges Ärger über die neue Belästigung durch Victor, ihre beiden Telefongespräche mit Südamerika, die getroffenen Vereinbarungen, Georges Befriedigung, nachdem die Sache erledigt war. Sie schilderte dann ihre Ankunft im Luxembourg und Georges unruhiges, aufgeregtes Verhalten als Gastgeber. Ihre Erzählung endete bei der letzten Szene der Tragödie. Sie stimmte in allen Punkten mit den Berichten überein, die Race bereits gehört hatte. «Haben Sie gar keine Ahnung - nicht einmal den leisesten Verdacht - wer das Zyankali in das Glas geschüttet haben könnte? Denken Sie einmal angestrengt an gestern abend! Hat es nichts gegeben, nicht den kleinsten Vorgang, der auch nur im geringsten Ihren Verdacht erweckt?»

Er sah, wie ihr Gesicht sich veränderte, wie einen Augenblick lang ein Ausdruck von Unsicherheit in ihre Augen trat. Eine fast unmerkliche Pause entstand, ehe sie erwiderte: «Nichts.»

Aber etwas hatte es gegeben. Dessen war er sicher. Etwas, das sie gesehen oder gehört oder gemerkt hatte, aber aus irgendeinem Grunde nicht sagen wollte.

Er drängte sie nicht. Bei einer Frau wie Ruth, wußte er, hatte das keinen Zweck. Wenn sie sich aus irgendeinem Grund entschlossen hatte zu schweigen, dann würde sie für den Augenblick diesen Entschluß bestimmt nicht umstoßen. Aber etwas war gewesen. Dieses Bewußtsein munterte ihn auf und gab ihm neue Zuversicht. Es war das erste Anzeichen eines

Risses in der glatten Mauer, der er sich gegenübersah. Nach dem Essen verabschiedete er sich von Ruth, dachte aber auf seinem ganzen Wege zum Elvaston Square über sie nach. Konnte Ruth Lessing die Täterin sein? Im großen und ganzen war er eher zu ihren Gunsten eingenommen. Sie hatte ihm einen vollkommen offenen und ehrlichen Eindruck gemacht. War sie zu einem Mord fähig? Das waren die meisten Menschen, wenn es darauf ankam. Nicht fähig zu irgendeinem beliebigen Mord, sondern zu einem bestimmten, auf die Person zugeschnittenen Mord. Das machte es ja gerade so schwierig, die Unschuldigen auszuscheiden. In Ruths Charakter lag eine gewisse Verwegenheit. Und sie hatte auch ein Motiv gehabt - oder vielmehr verschiedene Motive. Nach der Beseitigung Rosemaries hatte sie gute Aussicht, die Frau von George Barton zu werden. Ob es sich darum handelte, einen reichen Mann oder den Mann ihres Herzens zu heiraten - die erste Voraussetzung war jedenfalls, daß Rosemarie verschwinden mußte. Race neigte zu der Auffassung, daß die reiche Heirat allein zur Erklärung nicht genügte. Ruth Lessing war zu kaltblütig und vorsichtig, um ihren Kopf bloß einer guten Partie zuliebe zu riskieren. Liebe? Vielleicht. Bei all ihrer kühlen und zurückhaltenden Art hielt er sie im stillen für eine von denjenigen Frauen, die durch einen bestimmten Mann zu einer unwahrscheinlichen Leidenschaft aufgepeitscht werden könnte. Bei einem entsprechenden Grad der Liebe zu George und des Hasses gegen Rosemarie konnte sie durchaus einen Mord an Rosemarie geplant und durchgeführt haben. Daß er ohne Zwischenfall verlaufen und daß die Selbstmordtheorie allgemein und ohne Widerspruch akzeptiert worden war, sprach nur für ihre angeborene Tüchtigkeit.

Und dann hatte George die anonymen Briefe bekommen. (Von wem? Zu welchem Zweck? Das war das quälende, beunruhigende Problem, das dauernd an Race nagte.) George war mißtrauisch geworden. Er hatte Ruth eine Falle stellen

wollen. Und Ruth brachte ihn zum Schweigen.

Nein, das stimmte nicht. Das klang nicht echt. Es deutete auf plötzliche Angst - und Ruth war nicht der Mensch, der plötzlich Angst bekam. Sie hatte einen besseren Kopf als George und hätte jeder von ihm gestellten Falle mit Leichtigkeit ausweichen können.

Es sah so aus, als sei er bei Ruth schließlich doch nicht auf der richtigen Spur.

6

Lucilla Drake war entzückt, Oberst Race zu empfangen. Alle Jalousien waren heruntergelassen. Lucilla kam herein, in Schwarz gehüllt und ein Taschentuch in der Hand, mit dem sie sich dauernd die Augen tupfte. Während sie ihm eine zitternde Hand reichte, erklärte sie mit tränenerstickter Stimme, daß sie natürlich niemanden empfange, überhaupt niemanden - außer einen so guten alten Freund des lieben, lieben George - und ob es nicht gräßlich sei, so gar keinen Mann im Hause zu haben! Tatsächlich: ohne einen Mann im Haus war man ganz außerstande, mit irgendwelchen Dingen fertig zu werden. Sie selbst, eine arme, einsame Witwe, und Iris, ein hilfloses junges Mädchen - George hatte sich immer um alles gekümmert. Es war so freundlich vom lieben Oberst Race, und sie war ihm auch wirklich riesig dankbar - sie wußte nicht mehr aus und ein. Hier versagte Lucillas Redeschwall, und für Race ergab sich eine Gelegenheit, seinerseits ein paar Worte zu sprechen. Er äußerte sein tiefes Mitgefühl und bat Lucilla, in jeder Beziehung auf ihn zu zählen.

Worauf Lucilla von neuem loslegte und versicherte, das sei wirklich reizend von ihm, und es sei ein so schwerer Schlag gewesen, heute rot, morgen tot, wie es schon in der Bibel heißt, wächst wie Gras und ist am Abend gemäht - nein, das stimmte nicht ganz genau, aber Oberst Race wisse schon, was sie meine, und - o wie schön, man weiß jemand, auf den man sich verlassen kann. Natürlich meine es Fräulein Lessing gut, und sie sei auch sehr tüchtig, aber ein bißchen merkwürdig in ihrer kühlen Art und manchmal viel zu selbständig, und nach Lucillas Auffassung hatte George sich viel zu sehr auf sie gestützt, und eine Zeitlang habe sie richtig Angst gehabt, George könnte vielleicht etwas Törichtes tun, wo Fräulein Lessing ihn doch sicher unbarmherzig tyrannisiert hätte, sobald sie mit ihm verheiratet gewesen wäre. Natürlich hatte sie, Lucilla, gemerkt,

aus welcher Ecke der Wind blies. Die liebe Iris hatte so gar keine Welterfahrung, und es war auch hübsch, wenn junge Mädchen unverdorben und einfach waren, nicht wahr? Iris war für ihr Alter immer so kindlich gewesen und so still. Hier unterbrach sie Oberst Race und sagte, er habe davon gehört, daß ihr Sohn im Ausland lebe.

Die nächste Viertelstunde lang wurde ihm ein ausführlicher Bericht über Victors zahlreiche Wirksamkeiten aufgetischt. So ein lebhafter Junge, der überall Hand anlegte - hier folgte eine Liste der verschiedenen Berufe, die Victor ausgeübt hatte. Niemals unfreundlich oder nachtragend. «Aber er hat immer Unglück gehabt, Oberst Race: Schon auf der Universität hat ihn sein Hausältester verkannt, und ich bin der Meinung, daß sich seine Vorgesetzten in Oxford schandbar benommen haben. Sie haben einfach nicht verstanden, daß ein geschickter junger Mann mit Zeichentalent zum Spaß eine fremde Unterschrift nachmachen konnte. Er hat es zum bloßen Vergnügen getan und nicht aus Geldgründen.» Aber seiner Mutter war er immer ein guter Sohn gewesen, und er hatte nie versäumt, ihr seine Schwierigkeiten mitzuteilen - das zeigt doch, nicht wahr, daß er ihr Vertrauen schenkte? Merkwürdig schien es ihr nur, daß die Stellen, die er sich verschaffte, so oft im Ausland waren. Sie hatte unbedingt das Gefühl, daß er viel besser dran sein würde, wenn man ihm irgendeine nette Stellung zu Hause besorgen könnte, zum Beispiel bei der Bank von England. Dann könnte er vielleicht ein Stück außerhalb von London wohnen und einen kleinen Wagen haben, um in die Stadt zu fahren. Es dauerte fast zwanzig Minuten, bis Oberst Race Victors sämtliche Vortrefflichkeiten und Mißgeschicke vernommen hatte und imstande war, Lucilla von ihrem Sohn auf das Thema Hauspersonal zu bringen.

Ja, was er sagte, stimmte wirklich - das Personal vom alten Schlag gab es nicht mehr. Was man heutzutage für Sorgen mit den Leuten hatte! Erst vor kurzem hatte das Stubenmädchen

gekündigt, so ein freches, unverschämtes Ding. Es war so frech zu sagen, daß sie hoffentlich nicht wieder in ein Haus kommen würde, in dem man die Leute «um die Ecke bringe». Diesen ordinären Ausdruck hat sie wahrscheinlich im Kino aufgeschnappt, und außerdem paßt er gar nicht, nachdem sich die arme Rosemarie selbst das Leben genommen hat - obwohl sie damals für ihre Handlungen, wie bei der Totenschau sehr richtig betont wurde, nicht voll verantwortlich war. Oberst Race benützte die Pause, die Frau Drake zum Atemholen brauchte, um schnell die Frage einzuwerfen, ob das Mädchen jetzt bei Frau Richard Rees-Talbot arbeite? Die kenne er nämlich aus Indien.

«Das weiß ich wirklich nicht. Sie wohnt am Cadogan Square.»

«Ja, dann sind das meine Bekannten.»

Wie klein doch die Welt sei - nicht wahr?, meinte Lucilla. Und es gehe eben nichts über alte Freunde. Freundschaft sei etwas Wundervolles. Auch die Freundschaft zwischen Viola und Paul habe sie immer so romantisch gefunden. Die gute Viola - sie sei ein so schönes Mädchen gewesen, und die vielen Männer, die ihr den Hof gemacht hätten! - Du lieber Himmel - Oberst Race konnte ja gar nicht verstehen, wovon sie redete! Man lebe zu stark in der Vergangenheit. Oberst Race bat sie fortzufahren und vernahm zum Dank für seine Höflichkeit die Lebensgeschichte Hector Maries: seine Erziehung durch die Schwester, seine Eigenheiten und Schwächen und zum Schluß (als Race den Ausgangspunkt fast vergessen hatte) seine Heirat mit der schönen Viola. «Sie war eine Waise, verstehen Sie, und in den dürftigsten Verhältnissen.» Er hörte, wie Paul Bennet seine Enttäuschung über Violas Absage bezwungen und sich aus ihrem Anbeter in den Freund der Familie verwandelt hatte, er hörte von Pauls väterlicher Liebe zu seiner Patin Rosemarie, von seinem Tod und den Bestimmungen seines Testaments. «Und das habe ich immer höchst romantisch gefunden! So ein riesiges

Vermögen! Natürlich bedeutet Geld nicht alles - oh, bei weitem nicht. Man braucht nur an Rosemaries tragisches Ende zu denken. Und auch um Iris mache ich mir Sorgen.» Race sah Frau Drake fragend an.

«Ich finde, man hat so eine furchtbar große Verantwortung. Natürlich wissen die Leute sehr gut, daß sie jetzt eine reiche Erbin ist. Ich habe ein wachsames Auge auf alle verdächtigen jungen Männer, die ihr in die Nähe kommen; aber nützt das etwas, lieber Oberst Race? Heutzutage kann man auf die jungen Mädchen nicht mehr aufpassen wie früher. Iris hat Freunde, über die ich so gut wie nichts weiß. Auch der arme George hat sich darüber Sorge gemacht. Es handelt sich um einen jungen Mann namens Browne. Ich habe ihn selbst nie gesehen, aber Iris scheint häufig mit ihm zusammen gewesen zu sein. Und man hat das Gefühl, es gäbe einen besseren Umgang für sie. George hat ihn nicht gemocht - davon bin ich überzeugt. Und ich finde immer, Oberst Race, daß Männer andere Männer soviel sicherer beurteilen können.» Ein schwaches Geräusch ließ Race über Lucillas Kopf hinweg zur offenen Tür blicken. Er hatte Iris schon früher gesehen - in Little Priors. Dennoch hatte er das Gefühl, sie jetzt zum erstenmal zu sehen. Ihm fiel die starke Spannung auf, die sich hinter ihrer ruhigen Miene verbarg. Ihre großen Augen begegneten seinem Blick mit einem Ausdruck, der ihn an etwas erinnerte - er wußte nur nicht woran.

Nun wandte auch Lucilla Drake den Kopf. «Iris, Liebste - ich habe dich nicht hereinkommen hören. Du kennst doch Oberst Race? So freundlich von ihm, uns zu besuchen!» Iris kam heran und gab Race ernst die Hand. Das schwarze Kleid ließ sie schmaler und blasser erscheinen, als er sie im Gedächtnis hatte.

«Ich bin gekommen, um Ihnen meine Hilfe anzubieten», sagte er. «Vielen Dank. Das ist sehr lieb von Ihnen.» Sie sah ihre Tante an, und Race stellte fest, daß ihr Blick wachsam war. Sie fragte: «Worüber habt ihr gesprochen, als ich hereinkam?»

Lucilla errötete verwirrt. Race erriet, daß sie von Anthony

Browne nichts erwähnen wollte. Sie rief aus: «Laß mich nachdenken - o ja, über Allerheiligen, und daß gestern Allerseelen war. Allerseelen - das kommt mir so merkwürdig vor - einer von den Zufällen, die man im Leben immer für unmöglich hält.»

«Willst du damit sagen», fragte Iris, «daß Rosemarie gestern zurückgekommen ist und George geholt hat?» Lucilla stieß einen kleinen Schrei aus. «Um Gottes willen, Iris - was für ein Gedanke! So unchristlich!»

«Wieso unchristlich? Allerseelen ist der Tag der Toten. In Paris sind die Leute immer auf den Friedhof gegangen und haben Blumen auf die Gräber gelegt.»

«Oh, das weiß ich, Liebling - aber dort sind sie auch katholisch, nicht wahr?»

Ein schwaches Lächeln umspielte Iris' Lippen. Dann sagte sie ohne Umschweife: «Ich dachte, ihr hättet vielleicht von Anthony gesprochen - Anthony Browne.»

«Also» - hier wurde Lucillas Zwitschern ganz hoch und vogelartig - «erwähnt haben wir ihn tatsächlich. Weißt du, ich habe gerade gesagt, daß wir so gar nichts von ihm wissen...»

«Warum mußt du denn etwas von ihm wissen?»

«Nein, ich muß natürlich nicht, Kind. Aber ich finde, es wäre doch netter, wenn wir Näheres von ihm wüßten, nicht?»

«Dazu wirst du künftig genügend Gelegenheit haben», sagte Iris. «Ich bin nämlich drauf und dran, Anthony zu heiraten.»

«Iris!» Es klang wie ein klagendes Blöken. «Du darfst nichts überstürzen - im Augenblick können keine Entscheidungen getroffen werden.» - «Es ist bereits entschieden, Tante Lucilla.»

«Nein, Kind - bevor das Begräbnis stattgefunden hat, läßt sich über so etwas wie eine Hochzeit überhaupt nicht reden. Das gehört sich nicht. Diese gräßliche Totenschau! Und ich glaube wirklich, Iris, George wäre nicht damit einverstanden gewesen.

Er hat diesen Herrn Browne nicht gemocht.»

«Richtig», antwortete Iris, «George hat Anthony nicht gemocht und wäre nicht damit einverstanden gewesen, aber das ist jetzt gleichgültig. Es geht um mein Leben, nicht um Georges - und George ist auf jeden Fall tot...» Frau Drake stieß einen neuen Klagelaut aus. «Iris - Iris! Was- ist nur über dich gekommen! Wie kannst du nur so gefühllos sein!»

«Es tut mir leid, Tante Lucilla», sagte Iris mit müder Stimme. «Ich weiß, es muß gefühllos geklungen haben, aber ich habe es nicht so gemeint. Ich habe bloß gemeint, daß George jetzt seinen Frieden hat und sich nicht mehr um mich und meine Zukunft zu sorgen braucht. Ich muß meine Entscheidungen jetzt selbst treffen.»

«Unsinn, Liebes - in einem Augenblick wie diesem kann nichts entschieden werden; das wäre höchst unpassend. Die Frage tritt vorläufig gar nicht an uns heran.»

Iris lachte kurz. «Aber an mich ist sie schon herangetreten. Anthony hat mich bereits in Little Priors gebeten, ihn zu heiraten. Er wollte, daß ich sofort mit ihm nach London kommen und ihn am nächsten Tag heiraten sollte. Ich wünschte jetzt, ich hätte es getan!»

«Das war aber ein recht merkwürdiger Wunsch», mischte sich Oberst Race ein.

Sie sah ihn herausfordernd an. «Nein, das war es nicht. Es hätte eine Menge Hin und Her erspart. Warum habe ich ihm nicht gleich zugesagt? Er hat mich gebeten. Zutrauen zu ihm zu haben, aber ich wollte nicht. Aber jetzt heirate ich ihn auf jeden Fall, sobald ich will.»

Lucilla brach in einen protestierenden, zusammenhanglosen Redeschwall aus. Ihre Hängebäckchen zitterten, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Oberst Race machte sich rasch zum Herrn der Situation. Er fragte Iris: «Fräulein Marle, könnte ich noch mit Ihnen sprechen,

bevor ich gehe? Es handelt sich um eine rein geschäftliche Frage.»

«Ja, gewiß», murmelte Iris, etwas erstaunt, und war schon auf dem Wege zur Tür. Während sie hinausging, trat Race auf Lucilla zu.

«Regen Sie sich nicht auf, Frau Drake. Je weniger gesagt wird, desto leichter läßt sich alles wieder in Ordnung bringen. Wir werden sehen, was wir tun können.»

Lucilla blieb etwas beruhigter zurück, Race folgte Iris durch die Halle in ein kleineres, zum Garten gelegenes Zimmer, vor dessen Fenster eine melancholische Platane ihre letzten Blätter abwarf. Er sagte in sachlichem Ton: «Ich wollte Ihnen nur sagen, Fräulein Marle, daß Chefinspektor Kemp ein persönlicher Freund von mir ist und daß Sie ihn sicher sehr hilfsbereit und verständnisvoll finden werden. Er hat eine unerfreuliche Pflicht zu erfüllen, aber ich bin überzeugt, daß er das so rücksichtsvoll wie möglich tun wird.»

Sie sah ihn ein paar Augenblicke schweigend an, dann fragte sie plötzlich: «Warum sind Sie gestern abend nicht ins Luxembourg gekommen, wie George erwartet hatte?» Er schüttelte den Kopf.

«George hat nicht erwartet, daß ich kommen würde.»

«Aber er hat es gesagt.»

«Gesagt hat er es vielleicht, aber gestimmt hat es nicht. George hat es sehr wohl gewußt, daß ich nicht kommen würde.» Iris fragte: «Aber der leere Platz - für wen war der bestimmt?»

«Jedenfalls nicht für mich.»

Sie schloß die Augen halb und wurde ganz blaß. Sie flüsterte: «Ich verstehe... für Rosemarie - der Platz war für Rosemarie!»

Er dachte, sie würde umsinken, trat rasch auf sie zu und bot ihr einen Halt. Dann zwang er sie sanft in einen Sessel. «Regen Sie sich nicht auf -»

Sie sagte leise und atemlos: «Es ist schon wieder vorbei... aber was soll ich tun? Ich weiß nicht, was ich tun soll!»

«Kann ich Ihnen irgendwie helfen?»

Sie hob die Augen und sah ihn an. Ihr Blick war nachdenklich und traurig. Sie sagte: «Ich muß anfangen, klar zu denken. Ich muß» - sie machte eine suchende Handbewegung - «mir alles in der richtigen Reihenfolge ordnen. Das erste ist: George war der Meinung, daß Rosemarie sich nicht das Leben genommen hat, sondern - umgebracht worden ist. Das hat er auf Grund der Briefe angenommen. Oberst Race: wer hat diese Briefe geschrieben?»

«Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Haben Sie nicht selbst einen Verdacht?»

«Ich habe keine blasse Ahnung. Jedenfalls hat George geglaubt, was in den Briefen stand, hat gestern abend diese Gesellschaft gegeben und hat einen Platz freigelassen. Es war Allerseelen - der Tag der Toten -, der Tag, an dem Rosemaries Geist erscheinen und ihm... die Wahrheit sagen konnte.»

«Sie dürfen Ihrer Phantasie nicht allzusehr die Zügel schießen lassen.»

«Aber ich habe es selbst gefühlt - habe Rosemarie manchmal ganz in meiner Nähe gespürt. Ich bin doch ihre Schwester, und da habe ich das Gefühl, sie will mir etwas mitteilen.»

«Iris, Sie sind überreizt - beruhigen Sie sich.»

«Nein, ich muß darüber sprechen. George trank auf Rosemarie und - starb. Vielleicht ist sie gekommen und - hat ihn geholt?»

«Die Geister der Toten schütten kein Zyankali in Champagnergläser, meine Liebe.»

Das schien sie wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Sie sagte mit ruhiger Stimme: «Das Ganze ist so unverständlich. George ist ermordet worden - ja: ermordet. Das glaubt die Polizei, und

es ist sicher auch richtig. Denn eine andere Lösung gibt es nicht. Aber es widerspricht aller Logik.»

«Finden Sie wirklich? Wenn Rosemarie ermordet worden war und George Verdacht zu schöpfen begann, wer der Mörder sein konnte...»

Sie unterbrach ihn. «Ja - aber Rosemarie ist nicht ermordet worden. Deshalb ist es so unlogisch. George hat diesen dummen anonymen Briefen hauptsächlich deswegen Glauben geschenkt, weil eine seelische Depression nach einer Grippe kein sehr überzeugendes Motiv zum Selbstmord ist. Aber Rosemarie hat ein anderes, viel stärkeres Motiv gehabt. Warten Sie, ich will Ihnen etwas zeigen.» Sie lief aus dem Zimmer und kam ein paar Minuten später zurück, einen zusammengefalteten Brief in der Hand. Sie hielt ihm den Brief entgegen. «Lesen Sie das!» Er entfaltete das leicht zerknitterte Blatt. «Leopard, Liebling...»

Race las den Brief zweimal, ehe er ihn ihr zurückgab. Iris fragte gespannt:

«Verstehen Sie jetzt? Sie war unglücklich - todunglücklich. Sie wollte nicht mehr weiterleben.»

«Wissen Sie, an wen der Brief gerichtet war?» Iris nickte. «An Stephen Farraday. Nicht an Anthony. Sie liebte Stephen, und er hat sie grausam behandelt. Deshalb hat sie das Gift mit ins Restaurant genommen und es sich dort in ihr Glas geschüttet, damit er sie sterben sehen sollte. Vielleicht hat sie gedacht, es würde ihm dann leid tun.» Race nickte nachdenklich, sagte aber nichts. Nach kurzem fragte er: «Wann haben Sie den Brief gefunden?»

«Etwa vor einem halben Jahr. Er steckte in einem alten Schlafrock.»

«Sie haben ihn George nicht gezeigt?»

Iris rief aus: «Wie hätte ich das tun können? Rosemarie war meine Schwester. Ich konnte sie doch nicht an George verraten! Er war so überzeugt, daß sie ihn liebte. Ich konnte ihm doch den

Brief nach Rosemaries Tod nicht zeigen! Er hatte etwas ganz Verkehrtes gedacht, aber ich durfte es ihm nicht sagen. Und was ich wissen möchte, ist: was soll ich jetzt tun? Ich habe Ihnen den Brief gezeigt, weil Sie mit George befreundet waren. Muß ich ihn auch Inspektor Kemp zeigen...?»

«Ja. Kemp muß den Brief bekommen. Er ist ein wichtiges Beweisstück, verstehen Sie.»

«Aber - dann wird der Brief am Ende bei der Verhandlung vorgelesen?»

«Nicht unbedingt. Das ist nicht gesagt. Die Untersuchung betrifft George und nicht Rosemaries Tod. Die Öffentlichkeit erfährt nichts, was nicht wesentlich ist. Es wäre besser, ich nähme den Brief jetzt an mich.»

«Ja, tun Sie das.»

Sie begleitete ihn bis zur Eingangstür. Beim Öffnen sagte sie plötzlich: «Nicht wahr, das ist doch ein Beweis dafür, daß Rosemarie sich tatsächlich selbst das Leben genommen hat?» Race antwortete: «Es zeigt wenigstens, daß sie einen Grund gehabt hätte, sich das Leben zu nehmen.»

Iris seufzte tief. Race ging die Stufen hinunter. Beim Zurückblicken sah er, wie sie im offenen Türrahmen stand und ihm nachschaute, während er den Platz überquerte.

7

Mary Rees-Talbot begrüßte den Obersten mit einem förmlichen Schrei der Überraschung.

«Mein Lieber, ich habe Sie nicht gesehen, seitdem Sie damals auf so geheimnisvolle Weise aus Allahabad verschwunden sind! Und was führt Sie jetzt hierher? Bestimmt nicht das Verlangen, mich zu besuchen - davon bin ich überzeugt. Kommen Sie, legen Sie ein Geständnis ab - keine diplomatischen Ausflüchte!»

«Diplomatische Methoden wären bei Ihnen Zeitverschwendung, meine liebe Mary. Ich habe immer die größte Hochachtung für Ihren Röntgenverstand gehabt, das wissen Sie.»

«Lassen Sie die höflichen Redensarten und kommen Sie zur Sache, mein Bester.»

Race lächelte. «Heißt das Stubenmädchen, das mir aufgemacht hat, Betty Archdale?» fragte er.

«Das ist es also! Jetzt erzählen Sie mir bloß nicht, daß dieses Mädchen, ein Londoner Kind vom reinsten Wasser, in Wirklichkeit eine bekannte europäische Spionin ist - denn ich würde es Ihnen einfach nicht glauben!»

«Nein, nein, keineswegs.»

«Und erzählen Sie mir auch nicht, daß sie zu unserer Gegenspionage gehört, denn das glaube ich Ihnen ebensowenig.»

«Ganz richtig. Das Mädchen ist nichts anderes als ein Stubenmädchen.»

«Und seit wann interessieren Sie sich für einfche Stubenmädchen? Nicht etwa, daß Betty einfach wäre - eine höchst raffinierte Person!»

«Ich glaube», antwortete Oberst Race, «daß sie vielleicht in der Lage ist, mir etwas zu erzählen.»

«Wenn Sie sie schön darum bitten - warum nicht? Sie besitzt eine sehr hoch entwickelte Technik, immer in der Nähe zu sein, wenn etwas Interessantes vorgeht. Und was hat nun M. zu tun?»

«M. bietet mir liebenswürdigerweise etwas zu trinken an, klingelt nach Betty und gibt ihr einen entsprechenden Auftrag.»

«Und wenn Betty das Getränk bringt?»

«Dann ist M. liebenswürdigerweise aus dem Zimmer gegangen.»

«Um draußen ein bißchen an der Tür zu horchen?»

«Wenn ihr das Spaß macht.»

«Und werde ich hinterher voll von vertraulichen Informationen über die jüngste europäische Krise sein?»

«Ich fürchte, nein. Diese Sache hat nichts mit Politik zu tun.»

«Wie schade! Gut - ich mache trotzdem mit.» Frau Rees-Talbot, eine lebhafte Brünette von ungefähr neunundvierzig Jahren, klingelte und beauftragte ihr hübsches Stubenmädchen, Herrn Oberst Race einen Whisky-Soda zu bringen.

Als Betty Archdale mit dem Gewünschten zurückkam, stand Frau Rees-Talbot neben der anderen Tür, die in ihren kleinen Privatsalon führte.

«Oberst Race will Ihnen ein paar Fragen stellen», sagte sie und ging hinaus.

Bettys freche Augen bekamen einen ängstlichen Ausdruck, als sie sie jetzt auf den großen, grauhaarigen, militärisch aussehenden Mann richtete. Race nahm das Glas vom Tablett und fragte lächelnd: «Haben Sie heute die Zeitung gelesen?»

«Ja, Herr Oberst.» Betty war auf ihrer Hut. «Haben Sie gelesen, daß Herr George Barton gestern abend im Luxembourg-Restaurant plötzlich tot zusammengebrochen ist?»

«O ja, Herr Oberst.» Bettys Augen sprühten plötzlich vor freudiger Erregung über das sensationelle Ereignis. «Schrecklich, nicht wahr?»

«Sie waren früher bei Barton in Stellung, nicht wahr?»

«Ja, Herr Oberst. Letzten Winter bin ich fort, kurz nach dem Tod von Frau Barton.»

«Frau Barton ist ebenfalls im Luxembourg ums Leben gekommen.»

Betty nickte. «Eigentlich komisch, nicht wahr?» Race fand es nicht komisch, wußte aber, was sie mit dem Wort ausdrücken wollte. Er sagte ernst: «Ich sehe, daß Sie nicht dumm sind. Daß Sie logische Schlüsse ziehen können.» Betty verschränkte die Hände und gab ihre Zurückhaltung auf. «Ist Herr Barton auch umgebracht worden? In der Zeitung stand nichts Genaues darüber.»

«Warum sagen Sie <auch>? Frau Bartons Tod war doch auf Selbstmord zurückzuführen?»

Sie warf ihm rasch einen schrägen Blick zu. Alter Herr, dachte sie, sieht aber nett aus. Von der ruhigen Sorte. Ein richtiger Herr - einer, der einem in frühen Jahren ein Goldstück in die Hand gedrückt hätte. Komisch - ich weiß nicht einmal, wie ein Goldstück aussieht! Worauf will er eigentlich hinaus? Sie sagte zögernd: «Jawohl, Herr Oberst.»

«Aber Sie haben vielleicht nicht geglaubt, daß es Selbstmord war?»

«Eigentlich nicht, Herr Oberst. Nein.»

«Interessant - sehr interessant. Warum nicht?» Sie zögerte; ihre Finger spielten mit der Schürze. «Bitte, sagen Sie es mir. Es kann sehr wichtig sein.» Nett hatte er das gesagt, so ernst. Man kam sich geradezu wie jemand vor, dessen Hilfe er brauchte. Und sie, Betty, hatte sich ja auch wirklich nie die Augen auswischen lassen über Rosemarie Barton. Sie konnte man nicht täuschen! «Ist sie umgebracht worden, Herr Oberst?»

«Das wäre nicht ganz ausgeschlossen. Aber wie sind Sie darauf gekommen?»

Betty sagte zögernd: «Ich habe einmal etwas gehört.»

«Ja?» Seine Stimme klang ruhig und ermunternd. «Die Tür war nicht etwa geschlossen. Ich meine - ich würde nie an einer Tür horchen. Solche Sachen liebe ich nicht», sagte Betty tugendhaft. «Aber ich war gerade dabei, das Silber ins Speisezimmer zu bringen, und es wurde ziemlich laut gesprochen. Sie hat etwas gesagt - Frau Barton, meine ich - darüber, daß er in Wirklichkeit nicht Anthony Browne hieß. Und dann ist er sehr unangenehm geworden - Herr Browne nämlich. Ich hätte nie geglaubt, daß er solche Sachen sagen könnte - so ein netter, ruhiger Herr, wie er gewöhnlich war. Hat davon gesprochen, daß ihr hübsches Gesicht entstellt werden würde und - oh, und daß er sie umbringen würde, wenn sie ihm nicht gehorchte. Mehr habe ich nicht gehört, weil Fräulein Iris die Treppe heruntergekommen ist, und natürlich habe ich damals nicht weiter darüber nachgedacht, aber später, wie immerzu davon geredet worden ist, daß sie sich das Leben genommen hat, und wie ich gehört habe, daß Herr Browne an dem Abend dabei war - also da ist es mir kalt den Rücken hinuntergelaufen, weiß Gott!»

«Aber Sie haben niemand etwas davon gesagt?» Das Mädchen schüttelte den Kopf. «Ich wollte nichts mit der Polizei zu tun bekommen - und ich wußte ja eigentlich auch nichts - wenigstens nichts Bestimmtes. Und wenn ich etwas gesagt hätte, wäre ich vielleicht selbst auch umgebracht worden.»

«Ich verstehe.» Race machte eine kleine Pause und sagte dann mit seiner sanftesten Stimme: «Deshalb haben Sie also Herrn Barton einen anonymen Brief geschrieben?» Sie starrte ihn an. Er konnte in ihrem Blick kein Schuldbewußtsein entdecken - nur ehrliches Erstaunen. «Ich? An Herrn Barton geschrieben? Niemals.»

«Sie brauchen keine Angst zu haben, es mir zu erzählen. Es war wirklich eine sehr gute Idee. Sie haben ihm damit eine Warnung erteilt, ohne sich selbst bloßzustellen. Tatsächlich

ausgezeichnet.»

«Aber das habe ich nicht getan, Herr Oberst. Es ist mir nie eingefallen. Sie meinen, ich hätte an Herrn Barton geschrieben und in dem Brief mitgeteilt, seine Frau sei umgebracht worden? Nicht einmal der Gedanke ist mir gekommen!» Sie leugnete so standhaft, daß Race gegen seinen Willen schwankend wurde. Aber es fügte sich so gut zusammen - alles ließ sich auf ganz natürliche Weise erklären, wenn nur das Mädchen die Briefe geschrieben hätte! Trotzdem setzte sie ihre Beteuerungen fort - nicht in heftiger oder verlegener Weise, sondern ruhig und fest. Schließlich schenkte er ihr widerstrebend Glauben und wechselte seine Angriffstechnik. «Wem haben Sie von der Sache erzählt?»

Sie schüttelte den Kopf. «Niemandem. Ich sage Ihnen ehrlich, Herr Oberst, ich habe mich gefürchtet. Ich habe gedacht, es ist besser, ich halte den Mund. Ich habe versucht, die ganze Geschichte zu vergessen. Nur einmal habe ich davon gesprochen - das war, wie ich gekündigt habe. Frau Drake hatte immerzu etwas an mir auszusetzen, es war nicht zu ertragen, und dann hat sie noch verlangt, ich sollte den Sommer über mit aufs Land kommen, wo sich die Füchse gute Nacht sagen - nicht einmal eine gute Autobusverbindung hat es dort gegeben! Da ist sie eklig geworden wegen meines Zeugnisses und hat behauptet, ich hätte soviel zerbrochen, und ich habe ihr spöttisch geantwortet, daß ich mir auf jeden Fall eine Stelle suchen würde, wo die Leute nicht abgemurkst werden. Ich habe furchtbare Angst bekommen, wie ich es gesagt hatte, aber sie hat gar nicht richtig aufgepaßt. Vielleicht hätte ich es damals melden sollen - aber ich konnte nicht. Ich hatte plötzlich die Idee: vielleicht war alles nur ein Scherz. Man sagt manchmal alles Mögliche, und Herr Browne war eigentlich immer so ein netter Herr und hat gern Spaße gemacht - also hatte ich mich vielleicht geirrt, nicht wahr?»

Race gab zu, daß man es auch von dieser Seite betrachten

konnte. Dann sagte er: «Frau Barton hat davon gesprochen, daß Browne nicht sein richtiger Name war. Hat sie seinen richtigen Namen genannt?»

«Ja, das hat sie getan. Denn er hat gesagt: «Denk nicht mehr an Tony - ja, was war es nun? Tony Soundso... Ich habe dabei an die Kirschenkonfitüre denken müssen, die die Köchin ein paar Tage zuvor gemacht hatte. Mit einem <M> hat es begonnen. Ausländisch klang es.»

«Zerbrechen Sie sich nicht weiter den Kopf darüber. Der Name wird Ihnen schon wieder einfallen. Hier ist meine Visitenkarte mit meiner Adresse. Wenn Ihnen der Name einfällt, schreiben Sie mir dorthin.» - Er gab ihr die Karte und dazu eine Pfundnote.

«Das will ich gern tun - danke vielmals, Herr Oberst.» Ein richtiger Herr, dachte sie, während sie die Treppe hinunterlief. Eine Pfundnote - nicht etwa nur zehn Schilling! Hübsch muß es damals gewesen sein, wie es noch Goldstücke gab... Mary Rees-Talbot kam ins Zimmer zurück. «Nun: erfolgreich verlaufen?»

«Ja, aber es muß noch ein Hindernis überwunden werden. Können Sie mit ihrem Scharfsinn mir helfen? Können Sie sich einen Namen vorstellen, der an Kirschenkonfitüre erinnert?»

«Das ist allerdings eine schwierige Aufgabe.»

«Denken Sie nach, Mary. Ich verstehe nichts von der Hauswirtschaft. Konzentrieren Sie sich auf das Einkochen von Konfitüre, speziell von Kirschenkonfitüre.»

«Diese Konfitüre macht man gar nicht oft.»

«Warum nicht?»

«Nun, weil sie häufig so unangenehm süß wird - außer man verwendet eigentliche Kochkirschen - Morellen.»

«Das ist es», rief Race aus. «Ich möchte wetten, daß es das ist! Darf ich klingeln, damit das Mädchen kommt und mir die Haustür aufmacht?»

Frau Rees-Talbot rief ihm nach, während er aus dem Zimmer eilte: «Sie undankbarer Kerl! Wollen Sie mir denn gar nicht erzählen, um was die ganze Sache geht?»

Er rief zurück: «Ich komme Sie wieder besuchen und erzähle Ihnen haarklein die ganze Geschichte!»

«Ja, so sieht er aus», murmelte Frau Rees-Talbot. Unten wartete Betty mit Races Stock und Hut. Er nahm seine Sachen und ging hinaus. Auf der Schwelle blieb er stehen und fragte: «Übrigens - war der Name vielleicht Morelli?» Über Bettys Gesicht kam es wie eine Erleuchtung. «Richtig, Herr Oberst - das war der Name! Tony Morelli war der Name, den Frau Barton vergessen sollte. Und er hat auch gesagt, er sei im Gefängnis gewesen.»

Race ging lächelnd die Stufen hinunter. Von der nächsten Telefonzelle aus rief er Kemp an. Ihr Gespräch war kurz, aber befriedigend. Schließlich sagte Kemp: «Ich werde sofort ein Kabel abschicken, dann wissen wir bald Bescheid. Ich muß sagen, ich wäre sehr erleichtert, wenn Sie recht hätten.»

«Ich glaube, ich habe recht. Was sich daraus ergibt, ist ziemlich klar.»

8

Chefinspektor Kemp war nicht in bester Laune. Die letzte halbe Stunde lang hatte er ein verängstigtes weißes Kaninchen von sechzehn Jahren verhört, das auf Grund der großen Stellung seines Onkels Charles danach strebte, ein Kellner von der Art zu werden, wie sie das Luxembourg verlangt. Vorläufig war der junge Mann aber nur einer der sechs untergeordneten Sklaven, die weiße Schürzen um die Taille gebunden trugen, um sie von den höheren Chargen zu unterscheiden, und deren Pflichten darin bestanden, an allem schuld zu sein, Brötchen und Butterkügelchen heranzuschaffen und sich dauernd auf französisch, italienisch oder manchmal sogar auch englisch anzischen zu lassen. Wie es einem großen Mann wohl ansteht, ließ Charles seinem Neffen nicht nur keine bevorzugte Behandlung angedeihen, sondern zischte, schnauzte und fluchte ihn noch mehr an, als er es bei den anderen tat. Dennoch ließ Pierre im Herzen nicht ab von dem Traum, eines Tages in ferner Zukunft selbst nichts Geringeres als der Oberkellner eines piekfeinen Restaurants zu sein.

Im Augenblick hatte seine Karriere freilich einen schweren Stoß erhalten: Soweit er begriff, stand er regelrecht unter Mordverdacht.

Kemp drehte den Jungen um wie einen Handschuh, mußte sich aber schließlich zu seinem Leidwesen davon überzeugen, daß Pierre wirklich nur das getan hatte, was er selbst zugab - nämlich eine Damentasche vom Fußboden aufgehoben und neben den dazugehörigen Teller auf den Tisch gelegt. «Es war, wie ich mit der Sauce zu Monsieur Robert gelaufen bin - er war schon ungeduldig -, da hat die junge Dame ihre Handtasche vom Tisch gefegt, wie sie zum Tanzen aufgestanden ist. Ich hebe also die Handtasche auf und lege sie auf den Tisch, und dann laufe ich mit der Sauce weiter, denn Monsieur Robert ist schon

wütend und macht mir Zeichen. Das ist alles, Monsieur.»

Und es war auch tatsächlich alles. Kemp entließ ihn widerwillig und unterdrückte dabei den lebhaften Wunsch, ihm die Mahnung: «Aber lassen Sie sich nicht ein zweites Mal bei so etwas erwischen! » auf den Weg mitzugeben.

Sergeant Pollock brachte eine neue Ablenkung, indem er verkündete, vom Empfangsraum sei heraufte1efoniert worden, eine junge Dame verlange den Beamten zu sprechen, der den Fall Luxembourg bearbeite. «Wer ist die Dame?»

«Sie heißt Chloe West.»

«Führen Sie sie herauf», sagte Kemp resigniert. «Ich habe zehn Minuten Zeit für sie. Dann kommt Herr Farraday. Nun, der kann ruhig ein paar Minuten warten. Man muß die Leute ein bißchen zappeln lassen.»

Als Fräulein Chloe West ins Zimmer trat, hatte Kemp schlagartig den Eindruck, er kenne sie. Aber beim näheren Hinsehen besann er sich eines Besseren. Nein, die Frau hatte er nie gesehen, dessen war er sicher. Trotzdem hörte das unbestimmte Gefühl, ein bekanntes Gesicht vor sich zu haben, nicht auf, ihn zu quälen. Fräulein West war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, groß, braunhaarig und sehr hübsch. Sie hatte eine gesucht deutliche Aussprache und schien entschieden nervös. Kemp sagte rasch und geschäftsmäßig: «Nun, Fräulein West, was kann ich für Sie tun?»

«Ich habe in der Zeitung über das Luxembourg-Restaurant gelesen - über den Todesfall, der sich gestern abend dort zugetragen hat.»

«Herr George Barton, ja? Haben Sie ihn gekannt?»

«Nicht eigentlich gekannt - ich meine nicht gut gekannt.» Kemp sah sie aufmerksam an und kam zu dem Schluß, daß er sich geirrt hatte. Chloe West machte einen äußerst seriösen und tugendhaften Eindruck - ganz entschieden. Er sagte liebenswürdig: «Wollen Sie mir erst einmal Ihren vollen Namen

und Ihre Adresse angeben, damit wir wissen, wie wir stehen?»

«Chloe Elisabeth West, Merryvale Court 15, in Maida Vale. Ich bin Schauspielerin.»

Kemp sah sie nochmals von der Seite her an und stellte fest, daß ihre Berufsangabe wahrscheinlich stimmte. Trotz ihres Aussehens schien sie eine ernste Künstlerin zu sein. «Ja, Fräulein West?»

«Als ich über Herrn Bartons plötzlichen Tod las, und daß die Polizei eine Untersuchung eingeleitet hat, ist mir der Gedanke gekommen, daß ich Ihnen vielleicht etwas erzählen müßte. Ich habe mich mit meiner Freundin darüber beraten, und sie war auch dieser Meinung. Ich nehme nicht an, daß es irgend etwas mit der Sache zu tun hat, aber-» Fräulein West hielt inne. «Das können wir selbst am besten beurteilen», sagte Kemp freundlich. «Erzählen Sie es mir nur ruhig.»

«Ich habe augenblicklich kein Engagement», erklärte Fräulein West, «aber mein Name ist bei den Agenten bekannt, und ein Foto von mir ist unlängst in einer Theaterzeitschrift erschienen - dort hat es Herr Barton, wenn ich nicht irre, gesehen. Er hat sich mit mir in Verbindung gesetzt und wollte mir einen Auftrag geben.»

«Ja?»

«Er hat mir gesagt, daß er ein Essen im Luxembourg geben und dabei seinen Gästen eine Überraschung bereiten wollte. Er hat mir eine Fotografie gezeigt, und ich sollte mich möglichst ähnlich wie das Original herrichten. Meine Farben seien ungefähr die gleichen, sagte er.»

Eine Erleuchtung schoß Kemp durch den Kopf. Die Fotografie von Rosemarie, die er auf Bartons Schreibtisch am Elvaston Square gesehen hatte! Daran hatte ihn die Frau erinnert! Sie sah Rosemarie Barton tatsächlich ähnlich - nicht gerade in verblüffender Weise, aber immerhin: im Typus und in der Erscheinung.

«Er brachte mir auch ein Kleid, das ich anziehen sollte - ich habe es bei mir. Grünlichgraue Seide. Ich sollte mich genauso frisieren wie das Bild - es war ein Farbenfoto - und die Ähnlichkeit durch Schminke möglichst unterstreichen. Dann sollte ich ins Luxembourg kommen, während der ersten Cabaretvorstellung ins Restaurant gehen und mich auf einen freien Platz an Herrn Bartons Tisch setzen. Er hat mich zum Mittagessen hingeführt und mir gezeigt, wo sein Tisch sein würde.»

«Und warum haben Sie die Verabredung nicht eingehalten, Fräulein West?»

«Weil mich gestern abend um acht jemand - Herr Barton - angerufen und mir gesagt hat, die ganze Sache sei verschoben, und er würde mich wissen lassen, an welchem Tag das Essen stattfinden sollte.»

«Es war sehr vernünftig von Ihnen, Fräulein West, zu uns zu kommen», sagte Kemp liebenswürdig. «Ich danke Ihnen jedenfalls sehr - Sie haben wenigstens eines von den vielen Geheimnissen aufgeklärt, das Geheimnis des leeren Stuhls. Übrigens haben Sie eben zuerst <jemand> und dann <Herr Barton» gesagt - warum...?»

«Weil ich zuerst nicht erkannt hatte, daß mich Herr Barton anrief. Seine Stimme klang ganz anders als sonst.»

«Es war aber eine Männerstimme?»

«O ja, ich glaube schon - das heißt - die Stimme klang ziemlich heiser, als sei der Betreffende erkältet.»

«Und sonst hat er am Telefon nichts gesagt?»

«Sonst nichts.»

Kemp stellte ihr noch einige Fragen, kam aber nicht viel weiter. Als Chloe West gegangen war, sagte er zu dem Sergeanten: «Das war also Bartons berühmter Plan. Ich verstehe jetzt, warum alle sagen, er hätte nach dem Cabaret auf den

leeren Stuhl gestarrt und einen nachdenklichen, verwunderten Eindruck gemacht. Sein kostbarer Plan war geplatzt.»

«Sie glauben nicht, daß Barton selbst ihr abgesagt hat?»

«Keine Spur. Und ich bin auch nicht einmal überzeugt, daß ein Mann am Telefon war. Heiserkeit ist in solchen Fällen ein gutes Mittel, um die Stimme zu verstellen - wenigstens kommen wir ein bißchen vorwärts. Schicken Sie Herrn Farraday herein, wenn er da ist.»

9

Äußerlich kühl und ruhig, hatte Stephen Farraday das Polizeipräsidium mit großen inneren Hemmungen betreten. Eine unerträgliche Last lag auf ihm. Am Morgen hatte es so ausgesehen, als ginge alles aufs Beste. Warum hatte Inspektor Kemp mit so bedeutungsvoller Betonung seine Anwesenheit in Scotland Yard gewünscht? Was wußte er, oder welchen Verdacht hatte er? Es konnte nur ein ganz unbestimmter Verdacht sein. Man durfte den Kopf nicht verlieren und nichts zugeben. Ohne Sandra kam er sich sonderbar einsam und verlassen vor. Es war, als verliere eine Gefahr die Hälfte ihrer Schrecken, wenn sie ihr beide zusammen gegenüberstanden. Allein war er nichts, weniger als nichts. Und Sandra - hatte sie das gleiche Gefühl? Saß sie jetzt schweigend im Haus Kidderminster, stolz, unnahbar und doch innerlich mit dem Empfinden furchtbarer Verwundbarkeit?

Inspektor Kemp empfing ihn freundlich, aber ernst. Es war ein uniformierter Beamter da, der mit Bleistift und Papier an einem Tischchen saß. Kemp bat Stephen, sich zu setzen, und begann dann in streng amtlichem Ton zu sprechen. «Ich habe die Absicht, Herr Farraday, ein Protokoll Ihrer Aussage aufzunehmen. Hinterher werde ich Sie bitten, das Protokoll durchzulesen und zu unterschreiben, ehe Sie fortgehen. Zugleich ist es meine Pflicht, Ihnen zu eröffnen, daß Sie eine Aussage verweigern können und daß Sie das Recht haben, Ihren Anwalt beizuziehen, falls Sie das wünschen.» Stephen erschrak, zeigte es aber nicht. Er zwang sich zu einem matten Lächeln.

«Das klingt ja furchtbar, Herr Chefinspektor.»

«Ich möchte, daß es kein Mißverständnis gibt, Herr Farraday.»

«Alles, was ich sage, kann gegen mich verwendet werden - das ist doch wohl die Formel, nicht wahr?»

«Das Wort <gegen> gebrauchen wir nicht. Alles, was Sie sagen, kann als Beweismittel verwendet werden.» Stephen antwortete ruhig: «Ich verstehe, Herr Inspektor, aber ich kann mir nicht denken, wozu Sie eine nochmalige Aussage von mir brauchen? Was ich zu sagen hatte, haben Sie schon alles gehört.»

«Das war eine ganz formlose Zusammenkunft - nützlich als vorläufiger Ausgangspunkt. Außerdem, Herr Farraday, gibt es verschiedene Dinge, von denen ich mir vorstelle, daß Sie sie lieber hier allein mit mir besprechen. Über allem, was nicht unmittelbar für den konkreten Fall wesentlich ist, lassen wir so viel Diskretion walten, wie im Interesse der Justiz nur möglich ist. Ich nehme an, Sie verstehen, worauf ich hinaus will.»

«Ich fürchte, nein.»

Chefinspektor Kemp seufzte. «Auf folgendes: Sie haben mit der verstorbenen Frau Barton auf sehr intimem Fuß gestanden.»

Stephen unterbrach ihn. «Wer behauptet das?» Kemp lehnte sich vor und nahm ein maschinengeschriebenes Dokument zur Hand. «Dies ist eine Abschrift eines Briefes, der unter den Sachen der verstorbenen Frau Barton gefunden worden ist. Das Original befindet sich bei unseren Akten und ist uns von Fräulein Iris Marle übergeben worden, die ausgesagt hat, daß es sich um die Handschrift ihrer Schwester handelt.»

Stephen las: «Leopard, Liebling...»

Eine Welle des Überdrusses ging über ihn hinweg. Er hörte Rosemaries Stimme sprechen - bitten. Starb denn die Vergangenheit niemals? Ließ sie sich niemals begraben? Er riß sich zusammen und schaute Kemp an. «Es kann vielleicht stimmen, daß Frau Barton diesen Brief geschrieben hat - aber nichts deutet darauf hin, daß er an mich gerichtet ist.»

«Bestreiten Sie, daß Sie die Miete der Wohnung Mallard Mansions 15 in Earls Court bezahlt haben?»

Sie wußten es also! Er fragte sich im stillen, ob sie es schon

die ganze Zeit gewußt hatten. Er zuckte die Achseln. «Sie scheinen sehr gut informiert zu sein. Darf ich fragen, warum meine Privatangelegenheiten dermaßen an die Öffentlichkeit gezerrt werden?»

«Ihre Privatangelegenheiten werden nicht an die Öffentlichkeit gezerrt, falls sie sich als unerheblich für den Tod von George Barton erweisen.»

«Ich verstehe. Sie behaupten, daß ich erst mit seiner Frau ein Verhältnis gehabt und dann ihn umgebracht habe.»

«Kommen Sie, Herr Farraday, ich will offen mit Ihnen sein. Sie und Frau Barton waren sehr eng befreundet, und Sie haben sich auf Ihren Wunsch, nicht auf den Frau Bartons, getrennt. Wie dieser Brief zeigt, wollte sie Ihnen Schwierigkeiten machen. Frau Bartons Tod kam Ihnen sehr gelegen.»

«Sie hat sich das Leben genommen. Das mag teilweise meine Schuld gewesen sein. Ich habe mir vielleicht Vorwürfe zu machen, aber die Justiz geht die Sache nichts an.»

«Möglicherweise war es Selbstmord - möglicherweise nicht. Herr Barton war der Meinung, daß es kein Selbstmord war. Er begann Nachforschungen anzustellen - und kam dabei selbst um. Daraus lassen sich gewisse Schlüsse ziehen.»

«Ich sehe nicht ein, warum Sie es ausgerechnet auf mich abgesehen haben.»

«Nun, Sie müssen doch zugeben, daß Frau Bartons Tod in einem für Sie sehr günstigen Augenblick eingetreten ist. Ein offener Skandal, Herr Farraday, hätte Ihrer Karriere außerordentlich geschadet.»

«Es hätte keinen Skandal gegeben. Frau Barton hätte Vernunft angenommen.»

«Wer weiß? War Ihre Frau über die Sache informiert, Herr Farraday?»

«Natürlich nicht.»

«Sind Sie dessen ganz sicher?»

«Ja, das bin ich. Meine Frau hat keine Ahnung, daß zwischen Frau Barton und mir etwas anderes als Freundschaft war. Ich hoffe auch, daß sie es nie erfährt.»

«Neigt Ihre Frau zur Eifersucht?»

«Ganz und gar nicht. Was mich anbetrifft, hat sie nie die geringste Eifersucht gezeigt. Dazu ist sie viel zu vernünftig.» Der Inspektor gab darauf keine Antwort. Statt dessen sagte er: «Haben Sie zu irgendeiner Zeit im vergangenen Jahr Zyankali in Ihrem Besitz gehabt, Herr Farraday?»

«Nein.»

«Aber Sie haben einen Vorrat davon auf Ihrem Landsitz?»

«Vielleicht der Gärtner. Ich weiß davon nichts.»

«Und Sie haben nie welches in der Apotheke oder für fotografische Zwecke gekauft?»

«Ich verstehe nichts vom Fotografieren und wiederhole, daß ich nie Zyankali in meinem Besitz gehabt habe.» Kemp befragte Stephen noch eine Weile weiter, entließ ihn dann aber schließlich.

Zu seinem Untergebenen sagte er nachdenklich: «Mit der Versicherung, daß seine Frau nichts über sein Verhältnis mit der Barton gewußt hat, war er sehr schnell bei der Hand. Warum wohl?»

«Wahrscheinlich hat er Angst, sie könnte etwas davon erfahren, Herr Chefinspektor.»

«Das ist möglich, aber ich hätte gedacht, daß er gescheit genug ist, um folgendes zu sehen: Wenn seine Frau nichts gewußt hat und damit zu rechnen war, daß sie Krach schlagen würde, falls sie es erfuhr - dann hat er erst recht einen Grund gehabt, Rosemarie Barton zum Schweigen zu bringen. Um sich zu schützen, hätte er weit eher durchblicken lassen müssen, daß seine Frau mehr oder weniger im Bilde war, aber so getan hat,

als wisse sie von nichts.»

«So genau hat er sich das wohl nicht überlegt.» Kemp schüttelte den Kopf. Stephen Farraday war nicht dumm. Er besaß einen klaren, scharfen Verstand. Und er hatte sich sichtlich die größte Mühe gegeben, bei Kemp den Eindruck zu erwecken, daß Sandra von nichts wußte.

«Nun», sagte Kemp, «Oberst Race scheint sehr zufrieden mit dem, was er ausgetüftelt hat, und wenn er recht hat, scheiden die Farradays aus - alle beide. Mich würde das nur freuen. Ich habe den Mann gern. Und persönlich halte ich ihn nicht für einen Mörder.»

*

Stephen öffnete die Tür zum Wohnzimmer und fragte: «Sandra?»

Sie kam aus der Dunkelheit auf ihn zu und legte ihm die Hände auf die Schultern. «Stephen?»

«Warum sitzest du hier im Dunkeln?»

«Ich konnte das Licht nicht ertragen. Erzähle.»

Er sagte: «Die Polizei weiß Bescheid.»

«Über Rosemarie?»

«Ja.»

«Und was denkt die Polizei?»

«Sie denkt natürlich, daß ich ein Motiv gehabt habe. Ach, Liebling, schau, in was ich dich da hineingezogen habe! Es ist alles meine Schuld. Wenn ich nur nach Rosemaries Tod alle Brücken abgebrochen - dich freigegeben hätte! Dann wärst du jetzt nicht in diese scheußliche Geschichte verwickelt.»

«Nein - das darfst du nicht - du darfst mich nicht verlassen - niemals, hörst du?»

Sie klammerte sich an ihn, sie weinte - die Tränen liefen ihr die Wangen herunter. Er fühlte, wie ein Zittern sie

durchschauerte.

«Du bist mein Leben, Stephen, mein ganzes Leben - verlaß mich nicht!»

«Liebst du mich so sehr, Sandra? Ich habe es nicht gewußt...»

«Ich wollte nicht, daß du es weißt. Aber jetzt...»

«Ja, jetzt - wir gehören zusammen, Sandra. Wir wollen den Dingen gemeinsam ins Auge sehen - gemeinsam, was auch kommen mag!»

Sie fühlten sich beide plötzlich stark, während sie eng umschlungen in der Dunkelheit standen.

Sandra murmelte: «Wir lassen uns unser Leben nicht zerstören! Niemals!»

10

Anthony Browne betrachtete die Visitenkarte, die ihm der kleine Hotelpage entgegenhielt. Er runzelte die Stirn und zuckte schließlich die Achseln. «Schön - führen Sie den Herrn herauf.»

Als Oberst Race ins Zimmer trat, stand Anthony am Fenster, und die helle Sonne schien ihm schräg über die Schulter. Er sah sich einem großen, soldatisch aussehenden Mann mit faltigem, bronzefarbigem Gesicht und eisgrauem Haar gegenüber - einem Mann, den er schon einmal - vor langen Jahren - gesehen hatte und von dem er eine ganze Menge wußte. Race sah eine dunkle, sehnige Gestalt und den Umriß eines gutgeformten Kopfes vor sich. Eine liebenswürdige, nachlässig klingende Stimme sagte: «Oberst Race? Ich weiß. Sie waren ein Freund von George Barton. Er hat noch am letzten Abend von Ihnen gesprochen. Nehmen Sie eine Zigarette?»

«Danke, sehr gern.»

Anthony sagte, als er ihm ein Streichholz reichte: «Sie waren der Gast, der noch erwartet wurde, aber nicht erschienen ist - eigentlich haben Sie Glück gehabt.»

«Sie irren sich - der leere Platz war nicht für mich bestimmt.» Anthony machte ein überraschtes Gesicht. «Tatsächlich? Barton hat gesagt...»

Race fiel ihm ins Wort. «Barton mag das wohl gesagt haben, aber er hatte ganz andere Pläne. Auf den leeren Platz, Herr Browne, sollte sich beim Ausgehen der Lichter eine Schauspielerin namens Chloe West setzen.»

Anthony sah ihn an. «Chloe West? Nie gehört. Wer ist das?»

«Eine junge, ziemlich unbekannte Schauspielerin, die eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit mit Rosemarie Barton besitzt.» Anthony stieß einen Pfiff aus. «Ich fange an zu verstehen.»

«Man gab ihr eine Fotografie von Rosemarie, damit sie sich

entsprechend frisieren sollte, und sie bekam auch das Kleid, das Rosemarie am Abend ihres Todes getragen hatte.»

«Das war also Georges Plan! Die Lichter gehen wieder an - Hokuspokus: übernatürliche Kräfte - alles schnappt nach Luft - Rosemarie ist aus dem Grabe auferstanden! Die schuldige Person stößt einen Schrei aus und legt ein Geständnis ab!» Nach einer kleinen Weile fügte er hinzu: «Miserabel - selbst für einen Esel wie den guten George.»

«Ich verstehe nicht ganz...»

Anthony grinste. «Aber mein lieber Herr Oberst - ein hartgesottener Verbrecher benimmt sich doch nicht wie ein hysterisches Schulmädchen! Wenn jemand Rosemarie Barton kaltblütig vergiftet hatte und gerade damit beschäftigt war, George Barton ebenfalls eine tödliche Dosis Zyankali beizubringen - dann muß das ein Mensch mit verhältnismäßig guten Nerven gewesen sein. Um einen solchen Menschen aus der Fassung zu bringen, braucht man etwas mehr als eine Schauspielerin, die sich als Rosemarie verkleidet hat.»

«Denken Sie daran, daß Macbeth - entschieden ein hartgesottener Verbrecher - vollkommen den Kopf verliert, wenn er Banquos Geist auf dem Fest sieht.»

«Ja - aber was Macbeth sieht, ist tatsächlich ein Geist! Nicht ein Schmierenschauspieler in Banquos Kostüm! Ich bin bereit, zuzugeben, daß ein wirkliches Gespenst seine eigene Atmosphäre aus der Geisterwelt mitbringt. Ich bin sogar bereit zuzugeben, daß ich an Gespenster glaube, und zwar seit einem halben Jahr - vor allem an ein bestimmtes Gespenst.»

«So - und wessen Gespenst ist das?»

«Rosemarie Bartons Gespenst. Lachen Sie, wenn Sie wollen. Ich habe Rosemaries Geist nicht gesehen - aber ich habe seine Anwesenheit gespürt. Aus irgendeinem unerfindlichen Grunde kann die arme Seele Rosemarie nicht zur Ruhe kommen.»

«Dafür könnte ich Ihnen eine Erklärung geben.»

«Meinen Sie, weil sie ermordet worden ist?»

«Ja, oder mit anderen Worten: um die Ecke gebracht. Was halten Sie davon, Herr Tony Morelli?»

Einen Augenblick herrschte lautlose Stille. Anthony setzte sich, warf seine Zigarette in den Kamin und zündete sich eine neue an. Dann fragte er: «Wie haben Sie das herausgebracht?»

«Sie geben also zu, daß Sie Tony Morelli sind?»

«Es würde mir nicht im Traum einfallen, mit Leugnen Zeit zu verschwenden. Offenbar haben Sie nach Amerika gekabelt und sich die nötigen Informationen besorgt.»

«Und Sie geben auch folgendes zu: Als Rosemarie Barton Ihren richtigen Namen entdeckte, drohten Sie ihr, sie um die Ecke zu bringen, falls sie den Mund nicht halten würde?»

«Ich habe alles versucht, ihr Angst einzujagen und sie dadurch zum Schweigen zu bringen», bestätigte Tony. Ein sonderbares Gefühl überkam Race. Diese Unterredung verlief nicht so, wie sie verlaufen sollte. Er sah den Mann an, der sich ihm gegenüber im Sessel räkelte - und ihn beschlich ein eigenartiges Empfinden.

«Soll ich einmal aufzählen, was ich über Sie weiß, Morelli?»

«Das wäre vielleicht ganz lustig.»

«Sie sind in den Vereinigten Staaten wegen versuchter Sabotage in den Ericsen-Flugzeugwerken zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden. Nach Ablauf der Strafzeit wurden Sie entlassen, und die Behörden haben Sie aus den Augen verloren. Dann sind Sie in London aufgetaucht und haben unter dem Namen Anthony Browne im <Claridge> gewohnt. Dort haben Sie eine Bekanntschaft mit Lord Dewsbury angeknüpft und durch ihn eine Anzahl weitere prominente Rüstungsindustrielle kennengelernt. Sie haben bei dieser Gelegenheit gewisse Dinge gesehen, die man Ihnen nie hätte zeigen dürfen. Es ist ein merkwürdiger Zufall, Morelli, daß sich

unmittelbar nach Ihren Besuchen in verschiedenen wichtigen Werken und Fabriken dort unerklärliche Unfälle zugetragen haben, von denen ein Teil zu schweren Katastrophen hätte führen können.»

«Der Zufall», sagte Anthony, «spielt manchmal höchst eigenartig.»

«Schließlich sind Sie nach einiger Zeit wieder in London erschienen und haben Ihre Bekanntschaft mit Iris Marle erneuert. Dabei haben Sie es durch allerlei Ausreden vermieden, Herrn Bartons Haus zu besuchen, damit die Familie nicht erfuhr, wie eng Ihre Freundschaft mit Iris zu werden begann. Endlich haben Sie versucht, Iris zu einer geheimen Trauung zu überreden.»

«Wissen Sie», sagte Anthony, «es ist wirklich erstaunlich, wie Sie alle diese Sachen herausgekriegt haben. Ich meine jetzt nicht das mit der Rüstungsindustrie, sondern meine Drohung gegen Rosemarie und die süßen Liebesworte, die ich Iris ins Ohr geflüstert habe. Die fallen doch eigentlich nicht unter die Kompetenz der Abteilung M.I.5?»

Race warf ihm einen scharfen Blick zu. «Sie haben eine Menge Dinge aufzuklären, Morelli.»

«Ganz und gar nicht. Angenommen, es stimmt alles, was Sie sagen: was dann? Ich habe eine Gefängnisstrafe abgesessen. Ich habe ein paar interessante Bekanntschaften angeknüpft. Ich habe mich in ein entzückendes Mädchen verliebt und bin natürlich begierig, sie zu heiraten.»

«So begierig, daß es Ihnen lieber wäre, wenn die Trauung stattfinden würde, bevor die Familie des Mädchens Näheres über Ihre Vergangenheit erfährt. Iris Marle ist ein sehr reiches junges Mädchen.» Anthony nickte freundlich.

«Ich weiß. Wenn irgendwo Geld steckt, neigen die Familien dazu, furchtbar neugierig zu sein. Und Iris, verstehen Sie, weiß nichts von meiner dunklen Vergangenheit. Offen gesagt, möchte

ich auch nicht, daß sie davon erfährt.»

«Ich fürchte, sie wird alles darüber erfahren.»

«Jammerschade», meinte Anthony. «Anscheinend ist Ihnen nicht klar...» Anthony fiel ihm lachend ins Wort.

«Doch, doch! Sie brauchen für mich nicht den Punkt auf das i zu setzen! Rosemarie Barton hat von meiner verbrecherischen Vergangenheit gewußt: also habe ich sie umgebracht. George Barton begann Verdacht gegen mich zu schöpfen: also habe ich ihn umgebracht. Und jetzt bin ich hinter Iris' Moneten her! Es ist alles wunderschön und logisch zusammenhängend - aber Sie haben nicht den Schatten eines Beweises gegen mich.» Race sah ihn eine Weile aufmerksam an. Dann stand er auf. «Alles, was ich gesagt habe, stimmt», sagte er. «Und doch ist alles verkehrt.»

Anthony beobachtete ihn scharf. «Was ist verkehrt?»

«Sie sind verkehrt.» Race ging langsam im Zimmer auf und ab. «Alles hat sehr schön zusammengepaßt, bis zu dem Augenblick, da ich Sie gesehen habe. Aber jetzt, da ich Sie sehe, stimmt es nicht mehr. Sie sind kein Schwindler. Und wenn Sie kein Schwindler sind, dann sind Sie einer von uns. Habe ich recht?»

Anthony sah ihn schweigend an. Sein Gesicht verzog sich zu einem breiten Lächeln.

«Ja - komisch, wie man sich untereinander erkennt. Deshalb bin ich Ihnen auch immer ausgewichen. Ich hatte Angst, Sie würden merken, wer ich war. Und es war wichtig, daß niemand das ahnte, sehr wichtig sogar - bis gestern. Jetzt ist die Bombe zum Glück geplatzt! Die ganze internationale Gruppe von Saboteuren ist uns ins Netz gegangen. Ich habe an diesem Auftrag seit drei Jahren gearbeitet, Versammlungen besucht, unter Arbeitern agitiert und mir das richtige Renommee aufgebaut. Schließlich wurde vereinbart, daß ich einen schweren Sabotageakt begehen und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt

werden sollte. Die Sache mußte einen ganz echten Anstrich haben, damit meine Glaubwürdigkeit einwandfrei feststand. Als ich aus dem Gefängnis kam, wurde es lebhaft für mich. Nach und nach kam ich dem Mittelpunkt der Dinge immer näher - ein großes internationales Sabotagenetz, das von Mitteleuropa aus geleitet wurde. Als Agent dieser Leute kam ich nach London und ließ mich im <Claridge> nieder. Ich hatte Auftrag, mich mit Lord Dewsbury auf guten Fuß zu stellen - den eleganten jungen Mann aus der guten Gesellschaft zu spielen. Und in dieser Rolle lernte ich Rosemarie Barton kennen. Plötzlich entdeckte ich zu meinem Schrecken sie hatte erfahren, daß ich unter dem Namen Tony Morelli in Amerika im Gefängnis gesessen hatte.

Für Rosemarie hatte ich Angst! Die Leute, mit denen ich scheinbar zusammenarbeitete, hätten keine Sekunde gezögert, Rosemarie umzubringen, wenn sie davon gewußt hätten. Ich tat mein möglichstes, um ihr Angst einzujagen und sie dadurch zum Schweigen zu veranlassen - aber viel Hoffnung hatte ich nicht. Rosemarie war die geborene Schwätzerin. Ich hielt es für das beste, einfach abzuhauen - und dann sah ich Iris die Treppe herunterkommen und schwor mir zu, zurückzukehren und sie zu heiraten, sobald mein Auftrag ausgeführt war. AIs der aktive Teil meiner Arbeit geleistet war, nahm ich die Fühlung mit Iris wieder auf, hielt mich aber vom Hause Bartons fern, da ich wußte, daß man sonst Nachforschungen nach mir anstellen würde, während ich vorläufig noch in Deckung bleiben mußte. Aber ich begann mir Sorgen um sie zu machen. Sie sah krank und ängstlich aus - und zugleich hörte sie von George Bartons sonderbarem Betragen. Ich drängte sie, von zu Hause fortzugehen und sich mit mir trauen zu lassen. Nun, sie wollte nicht. Vielleicht hat sie recht gehabt. Und dann hat man mich für diese Einladung geangelt. Als wir uns zum Essen setzten, sagte George, daß Sie erscheinen würden. Da habe ich ihm schnell geantwortet, ich hätte einen Bekannten getroffen und müßte möglicherweise früher gehen. Ich hatte tatsächlich einen Mann

gesehen, den ich aus Amerika kannte - er hat mich aber nicht erkannt -, in Wirklichkeit allerdings wollte ich Ihnen aus dem Wege gehen. Mein Auftrag war noch nicht abgeschlossen.

Was dann passiert ist, wissen Sie: George brach tot zusammen. Ich habe weder mit seinem noch mit Rosemaries Tod etwas zu tun gehabt. Ich weiß auch jetzt noch nicht, wer die beiden umgebracht hat.»

«Gar keine Ahnung?»

«Entweder muß es der Kellner gewesen sein oder eine der fünf Personen am Tisch. Daß es der Kellner war, glaube ich nicht. Iris oder ich waren es auch nicht. Vielleicht war es Sandra Farraday, vielleicht Stephen Farraday - vielleicht beide zusammen. Aber am wahrscheinlichsten kommt mir Ruth Lessing vor.»

«Können Sie diese Auffassung irgendwie belegen?»

«Nein. Die Lessing kommt mir, wie gesagt, am wahrscheinlichsten vor, aber ich kann mir nicht im geringsten ein Bild machen, wie sie es getan haben soll. An beiden Abenden hat sie so am Tisch gesessen, daß es für sie unmöglich gewesen sein muß, an die betreffenden Champagnergläser heranzukommen. Je mehr ich darüber nachdenke, desto fester bin ich überzeugt, daß George bestimmt nicht vergiftet worden ist - und doch ist er vergiftet worden!» Anthony überlegte einen Augenblick. «Und noch etwas, das ich nicht verstehen kann: haben Sie herausgefunden, wer die anonymen Briefe geschrieben hat, die George auf die Spur gebracht haben?»

Race schüttelte den Kopf. «Nein. Zuerst dachte ich es - aber ich habe mich geirrt.»

«Das Interessante daran ist nämlich, daß es demnach irgendwo jemand gibt, der weiß, daß Rosemarie ermordet worden ist. Und das heißt, daß der oder die Betreffende - falls Sie nicht sehr aufpassen - als Opfer für den nächsten Mord ausersehen ist!»

11

Nach dem, was man ihm am Telefon gesagt hatte, wußte Anthony, daß Lucilla Drake um fünf Uhr das Haus verlassen würde, um bei einer lieben alten Freundin eine Tasse Tee zu trinken. Er ließ genügend Spielraum für eventuelle Zwischenfälle (Umkehren, um das vergessene Portemonnaie zu holen, Beschluß, auf alle Fälle doch lieber einen Regenschirm mitzunehmen, letzte Gespräche an der Haustür) und traf genau fünfundzwanzig Minuten nach fünf am Elvaston Square ein. Er wollte Iris sprechen, nicht ihre Tante. Und er war sich wohl bewußt, daß er wenig Gelegenheit zu einer solchen Unterhaltung gehabt hätte, wäre Lucilla daheim gewesen. Das Stubenmädchen sagte ihm, Iris sei gerade zurückgekommen und befinde sich in der Bibliothek. «Sie brauchen mich nicht anzumelden», meinte Anthony. «Ich finde mich schon selbst zurecht.»

Iris fuhr bei seinem Eintreten nervös herum. «Ach - du bist es!»

Er ging rasch auf sie zu. «Was fehlt dir, Liebling?»

«Nichts.» Nach einem kurzen Zögern wiederholte sie schnell: «Nichts. Ich bin nur beinahe überfahren worden. Ach, ich war selber schuld - bin ganz in Gedanken über die Straße gegangen, ohne auf den Weg zu achten, und das Auto ist um die Ecke gerast gekommen und hat mich fast gestreift.»

Er nahm sie bei den Schultern und schüttelte sie sanft. «Solche Sachen darfst du nicht machen, Iris. Ich mache mir Sorgen um dich - nein, nicht um deine wunderbare Errettung vor einem rasenden Auto, sondern weil du mitten im Straßenverkehr in Gedanken versinkst? Was ist los, Liebes? Du hast was auf dem Herzen, nicht wahr?»

Sie nickte. Ihre traurig zu ihm erhobenen Augen waren weit und dunkel vor Furcht. Er hatte es erkannt, ehe sie schnell und leise sagte: «Ich habe Angst.»

Anthony fand seine lächelnde Ruhe zurück. Er setzte sich neben Iris auf einen breiten Diwan. «Komm», sagte er, «erzähl einmal.»

«Ich möchte es dir lieber nicht erzählen, Anthony.»

«Also, du kleiner Dummkopf, stell dich nicht an wie die Heldin eines drittklassigen Schundromans, die schon im ersten Kapitel etwas nicht erzählen kann - nur um dem Helden Schwierigkeiten zu machen und das Buch um weitere fünfzigtausend Worte auszuwalzen.»

Iris lächelte schwach. «Ich möchte es dir ja gern erzählen, Anthony - ich weiß nur nicht, was du darüber denkst - ob du mir glauben wirst...»

Anthony hob eine Hand in die Höhe und begann an den Fingern abzuzählen: «Erstens: ein uneheliches Kind. Zweitens: ein ehemaliger Liebhaber, der dich erpreßt. Drittens...» Sie unterbrach empört. «Unsinn. Nichts von alledem.»

«Mir fällt ein Stein vom Herzen», sagte Anthony. «Also fang schon an, Närrchen.»

Iris' Gesicht umwölkte sich wieder. «Es ist nichts zum Lachen. Es betrifft - neulich abend.»

«Ja?» Seine Stimme klang jetzt gespannt.

«Du warst heute bei der Totenschau - du mußt gehört haben...» Sie hielt inne.

«Ich habe sehr wenig gehört», sagte Anthony. «Rein technische Ausführungen des Polizeiarztes über Zyanverbindungen im allgemeinen und die Wirkung des Zyankali bei George im besonderen; ferner die Beweisaufnahme durch den Polizeiinspektor, der als erster im Luxembourg erschienen war - nicht Kemp, sondern der mit dem flotten Schnurrbart; schließlich die Identifizierung von Georges Leiche durch seinen Bürovorsteher, Dann wurde die Verhandlung durch einen folgsamen Vorsitzenden um eine Woche vertagt.»

«Ich denke an diesen Inspektor», sagte Iris. «Er hat ausgesagt, daß er unter dem Tisch ein kleines Papier gefunden hat, an dem Spuren von Zyankali festgestellt wurden.» Anthony machte ein interessiertes Gesicht. «Ja, anscheinend ließ die Person, die das Zeug in Georges Glas geschüttet hatte, das Papier, in dem es enthalten gewesen war, unter den Tisch fallen. Das Risiko, daß das Papier in ihrem Besitz gefunden werden konnte, war zu groß.»

Zu seiner Überraschung begann Iris heftig zu zittern. «Nein, nein, Anthony - nein, so war es nicht.»

«Was willst du damit sagen, Liebling? Weißt du etwas davon?» Iris sagte: «Ich habe das Papier unter den Tisch fallen lassen.» Er sah sie mit fassungslosem Erstaunen an. «Hör zu, Anthony. Du erinnerst dich, wie George seinen Champagner ausgetrunken hat und dann zusammengebrochen ist?» Er nickte.

«Es war gräßlich - wie ein böser Traum. Es kam gerade in dem Augenblick, da man dachte, alles sei nun in Ordnung. Ich meine - nach dem Cabaret, als die Lichter wieder angingen, ohne daß etwas geschehen war, habe ich mich so erleichtert gefühlt. Denn damals - damals hatten wir ja in diesem Augenblick Rosemarie tot aufgefunden - und irgendwie, ich weiß nicht warum, hatte ich das Gefühl, als wiederhole sich alles... Ich hatte das Gefühl, sie läge da tot über den Tisch hingestreckt...»

«Liebling...»

«Ja, ich weiß - es waren nur meine Nerven. Auf jeden Fall saßen wir alle noch da, und nichts Schreckliches war passiert, und plötzlich schien mir, nun wäre die ganze Geschichte endlich vorbei und man könnte - wie soll ich sagen - wieder neu beginnen. Da habe ich mit George getanzt und das Gefühl gehabt, ich fange endlich an, mich ein bißchen zu amüsieren, und dann sind wir zum Tisch zurückgegangen. Und dann hat George plötzlich von Rosemarie gesprochen, und wir haben auf

ihr Gedächtnis getrunken - und auf einmal war der ganze Alpdruck wieder da.

Ich glaube, ich war wie gelähmt. Ich stand einfach da und zitterte. Du bist um den Tisch herumgegangen, um nach George zu sehen; ich trat ein Stückchen zurück, die Kellner kamen gelaufen, und jemand rief nach einem Arzt. Die ganze Zeit stand ich wie erstarrt. Dann würgte es mich plötzlich im Hals, und die Tränen liefen mir die Backen herunter, und ich machte meine Handtasche auf, um ein Taschentuch herauszunehmen. Ich wühlte bloß in der Handtasche, ohne etwas zu sehen, und fand mein Taschentuch, aber in dem Taschentuch hatte sich etwas verfangen - ein gefaltetes steifes Papier, so eines, in dem man Pulver aus der Apotheke bekommt. Nur mußt du verstehen, Anthony: das Papier war nicht in meiner Handtasche gewesen, als ich von zu Hause fortging! Die Tasche war ganz leer gewesen, und ich hatte selbst alles hineingetan: Puderdose, Lippenstift, Taschentuch, den Abendkamm mit dem Futteral und ein bißchen Kleingeld. Jemand hatte das Papier in meine Handtasche gesteckt! Und mir fiel ein, daß man auch in Rosemaries Handtasche nach ihrem Tod so ein Papierchen gefunden hatte und daß Zyankali drin gewesen war. Ich bekam Angst, Anthony - furchtbare Angst. Meine Finger wurden ganz schlaff, und das Papier flatterte unter den Tisch hinunter. Ich ließ es liegen und habe niemandem etwas davon gesagt. Ich hatte zu große Angst. Irgendwer wollte den Eindruck erwecken, ich hätte George umgebracht - und ich hab's doch nicht getan, Anthony!»

Anthony stieß einen Pfiff aus. «Und niemand hat dich dabei beobachtet?» fragte er.

Iris schien zu zögern. «Ich weiß nicht genau», sagte sie langsam. «Ich glaube, Ruth hat es bemerkt. Aber sie hat so betäubt ausgesehen, daß ich nicht weiß, ob sie es wirklich bemerkte oder ob sie mich nur anstarrte.»

Anthony ließ einen weiteren Pfiff hören. «Das», meinte er,

«ist eine schöne Geschichte!»

Iris sagte: «Ich hatte solche Angst, daß die Polizei es herausbringen würde.»

«Ich frage mich, wieso deine Fingerabdrücke nicht auf dem Papier gewesen sind? Denn die Polizei hat doch das Papier sicher auf Fingerabdrücke untersucht.»

«Wahrscheinlich weil ich das Papier mit dem Taschentuch gehalten habe»

Anthony nickte. «Ja, da hast du Glück gehabt.»

«Aber wer kann es in meine Handtasche gesteckt haben? Ich habe die Handtasche den ganzen Abend bei mir gehabt.»

«Das ist nicht so schwer, wie du denkst. Wie du nach dem Cabaret mit George tanzen gegangen bist, hast du die Tasche auf dem Tisch liegenlassen. Da hätte sich jemand wahrscheinlich ganz gut daran zu schaffen machen können. Und dann die Frauen! Steh doch mal auf und mache mir vor, wie sich eine Frau in der Damengarderobe benimmt. Das würde ich gern wissen. Steht ihr alle zusammen und schwätzt, oder geht jede an einen anderen Spiegel?»

Iris überlegte. «Wir sind alle zum gleichen Tisch gegangen - einem langen Tisch mit einer Glasplatte. Dort haben wir unsere Handtaschen hingelegt und in den Spiegel geschaut, verstehst du?»

«Nein, eigentlich nicht. Erzähl weiter.»

«Ruth hat sich gepudert, und Sandra hat ihr Haar in Ordnung gebracht und eine Haarnadel festgesteckt. Ich habe mein Fuchscape abgelegt und der Garderobenfrau gegeben. Und dann habe ich bemerkt, daß ich einen Schmutzfleck auf der Hand hatte, und bin hinüber zum Waschtisch gegangen.»

«Und hast deine Handtasche auf dem Toilettentisch liegen lassen?»

«Ja. Dann habe ich mir die Hände gewaschen. Ruth war,

glaube ich, noch mit dem Pudern beschäftigt, und Sandra hat ihren Umhang abgegeben; dann ist sie zurück zum Spiegel gegangen, und Ruth kam und hat sich die Hände gewaschen. Währenddessen bin ich wieder an den Spiegel gegangen und habe mein Haar geordnet.»

«So daß also sowohl Ruth wie Sandra imstande gewesen wären, ungesehen etwas in deine Handtasche zu stecken...?»

«Ja, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß eine von den beiden so etwas tun würde.»

«Du denkst zu anständig von den Menschen. Sandra ist eines von diesen gotischen Geschöpfen, die im Mittelalter ihre Feinde auf dem Scheiterhaufen verbrannt haben, und Ruth würde die raffinierteste Giftmischerin abgeben, die je auf Gottes Erdboden herumgelaufen ist.»

«Aber wenn es Ruth war - warum hat sie denn nicht gesagt, daß sie mich das Papier fallen lassen gesehen hat?»

«Ja - in dem Punkt sitze ich auch fest. Wenn Ruth dir absichtlich das Zyankali zugesteckt hätte, dann hätte sie verdammt gut aufgepaßt, daß du es nicht unbeobachtet losgeworden wärst. Demnach sieht es so aus, als ob es Ruth nicht gewesen wäre. Tatsächlich ist und bleibt der weitaus am meisten Verdächtige der Kellner. Der Kellner, der Kellner! Wenn wir nur einen fremden Kellner hätten, einen eigenartigen Kellner, einen Kellner, der nur für einen Abend engagiert war! Aber statt dessen haben wir Giuseppe und Pierre - und diese beiden passen einfach nicht ins Bild...»

Iris seufzte. «Ich bin froh, daß ich es dir erzählt habe. Jetzt wird es nie jemand erfahren, nicht wahr? Nur du und ich?» Anthony sah sie mit einem etwas verlegenen Ausdruck an. «So einfach ist es nicht, Iris. Du mußt sogar jetzt gleich mit mir zu Kemp fahren. Wir dürfen das nicht für uns behalten.»

«Nein, Anthony - nein! Die Polizei wird glauben, ich hätte George umgebracht!»

«Das wird sie bestimmt erst recht glauben, wenn sie später herauskriegt, daß du von der ganzen Sache kein Sterbenswörtchen gesagt hast! Und dann wird deine Geschichte sehr mager klingen. Wenn du sie dagegen jetzt freiwillig erzählst, besteht die Wahrscheinlichkeit, daß man dir glaubt.»

«Ach, bitte, Anthony!»

«Schau her, Iris - du bist in einer schlimmen Lage. Aber abgesehen von allem anderen gibt es etwas, das sich die Wahrheit nennt. Du kannst nicht einfach stillsitzen und schweigen, wenn es um eine so wichtige Sache geht.»

«Ach, Anthony, mußt du wirklich so große Reden führen...?»

«Das», antwortete er, «war ein sehr geschickter Schachzug. Aber zu Kemp fahren wir trotzdem. Und zwar sofort!» Widerwillig folgte sie ihm in die Halle. Ihr Mantel lag hingeworfen über einem Stuhl. Er hielt ihn ihr zum Anziehen hin. In ihrem Blick lag zugleich Meuterei und Furcht, aber Anthony zeigte keine Nachgiebigkeit. Er sagte: «Wir nehmen ein Taxi irgendwo auf der Straße.»

Als sie auf die Eingangstür zugingen, hörten sie die Hausglocke läuten.

«Ach, das habe ich ganz vergessen», rief Iris aus. «Es ist sicher Ruth. Sie sollte nach dem Büro herkommen und wegen des Begräbnisses mit mir sprechen. Ich habe gemeint, wir könnten alles besser ohne Tante Lucilla regeln. Tante Lucilla macht immer ein Durcheinander.»

Anthony trat vor und öffnete die Tür, gerade als das Stubenmädchen aus dem Souterrain heraufgelaufen kam. «Ist schon gut, Evans», sagte Iris, und das Mädchen ging wieder hinunter. Ruth sah müde und ein bißchen zerzaust aus. Sie trug eine große Aktentasche. «Es tut mir leid, daß ich so spät komme, aber die Untergrundbahn war so furchtbar voll, und dann mußte ich drei Autobusse abwarten - und nirgends ein Taxi zu finden.»

Sich zu entschuldigen paßte gar nicht zu der tüchtigen Ruth, fand Anthony. Ein neuer Beweis dafür, daß Georges Tod diese fast übermenschliche Leistungsfähigkeit erschüttert hatte! «Ich kann jetzt nicht mit dir kommen, Anthony. Ruth und ich haben eine Menge zu besprechen.»

Anthony sagte mit fester Stimme: «Ich fürchte, wichtiger ist jetzt das andere... Es tut mir riesig leid, Fräulein Lessing, Ihnen Iris zu entführen, aber es handelt sich um eine Sache von höchster Wichtigkeit.»

Ruth sagte schnell: «Aber selbstverständlich, Herr Browne. Ich kann alles mit Frau Drake erledigen, sobald sie heimkommt.» Sie lächelte schwach. «Ich werde wirklich ganz gut mit ihr fertig, wissen Sie.»

«Ich bin überzeugt, Sie werden mit allen Menschen fertig, Fräulein Lessing», sagte Anthony voll Bewunderung. «Iris - wollen Sie mir Ihre besonderen Wünsche mitteilen...?»

«Ich habe keine. Daß wir beide das Begräbnis besprechen sollten, habe ich nur vorgeschlagen, weil Tante Lucilla ihre Meinung alle zwei Minuten ändert, und ich dachte, das wäre für Sie ein bißchen mühsam. Sie haben schon soviel zu arbeiten gehabt. Aber mir liegt wirklich nichts daran, wie das Begräbnis arrangiert wird. Ich hasse Begräbnisse - aber Tante Lucilla liebt sie! Menschen müssen eben begraben werden, wenn sie gestorben sind, aber das ganze Drum und Dran ist häßlich. Den Toten selbst macht es nichts mehr aus - sie sind ja weit weg. Die Toten kehren nicht wieder.»

Ruth antwortete nicht, und Iris wiederholte mit einem sonderbaren, herausfordernden Trotz: «Die Toten kehren nicht wieder!»

«Komm jetzt, Iris», sagte Anthony und zog sie durch die offene Haustür. Ein vorbeifahrendes Taxi kam langsam die Straße entlang gerollt. Anthony rief es an und half Iris hinein. «Sag mir, teures Wesen», meinte er, nachdem er Scotland Yard

als Ziel der Fahrt angegeben hatte, «wessen Anwesenheit hast du eigentlich dort in der Halle gespürt, daß du es für nötig befunden hast, mit lauter Stimme zu versichern, die Toten kämen nicht wieder? War es George, oder war es Rosemarie?»

«Niemand war es! Gar niemand! Ich hasse bloß Begräbnisse, sage ich dir!»

Anthony seufzte. «Dann habe ich also entschieden Halluzinationen!»

12

Drei Männer saßen an einem kleinen runden Marmortisch. Oberst Race und Chef Inspektor Kemp tranken jeder eine Tasse dunkelbraunen, tanninreichen Tee. Anthony trank eine Tasse jener Flüssigkeit, die man sich in einem englischen Lokal als guten Kaffee vorstellt. Sie entsprach zwar nicht Anthonys Vorstellung, aber er nahm das auf sich, gewissermaßen als Preis dafür, daß die beiden anderen Männer ihn als Gleichgestellten zu ihrer Besprechung zugezogen hatten. Nach peinlich genauer Prüfung von Anthonys Ausweispapieren hatte Chefinspektor Kemp sieh herbeigelassen, ihn als Kollegen anzuerkennen.

«Wenn Sie mich fragen», sagte Kemp, warf mehrere Stück Zucker in sein schwarzes Gebräu und rührte darin herum, «so sage ich Ihnen, daß dieser Fall nie vor ein Gericht kommen wird. Wir bekommen das Beweismaterial einfach nicht zusammen.»

«Glauben Sie nicht?» fragte Race.

Kemp schüttelte den Kopf und trank genießerisch einen Schluck Tee.

«Die einzige Hoffnung bestand in einem Beweis, daß eine der fünf beteiligten Personen Zyankali gekauft oder in Besitz gehabt hat. Dieser Beweis war für niemanden zu erbringen. Es ist einer von den Fällen, da man weiß, wer die Tat begangen hat, aber dennoch nichts machen kann.»

«Sie wissen also, wer die Tat begangen hat?» Anthony sah den Inspektor interessiert an.

«Nun, persönlich bin ich ziemlich fest überzeugt, daß es Lady Alexandra Farraday gewesen ist.»

«So, das ist also Ihre Wahl», sagte Race. «Gründe?»

«Die Gründe werde ich Ihnen sagen. Sie gehört zu den Frauen, die rasend eifersüchtig sein können. Herrschsüchtig ist

sie auch. Ganz wie diese Königin damals - wie heißt sie nur? -, die der schönen Rosamunde nur die Wahl zwischen einem Dolch und einem Becher Gift gelassen hat.»

«Nur daß sie im vorliegenden Fall», warf Anthony ein, «der schönen Rosemarie überhaupt keine Wahl gelassen hat.» Kemp fuhr fort: «Irgend jemand bringt George Barton auf die richtige Spur. Er schöpft Verdacht, und es sieht so aus, als hätte sein Verdacht eine sehr bestimmte Richtung angenommen. Sonst wäre er nicht so weit gegangen, ein Landhaus dicht neben dem Besitz der Farradays zu kaufen: er wollte die Leute im Auge behalten. Die Frau muß gewußt haben, was los war: die dringende Einladung zu Iris' Geburtstagsfeier war gar nicht mißzuverstehen. Und sie ist nicht der Mensch, der die Dinge auf sich zukommen läßt. Herrschsüchtig, wie sie ist, bringt sie ihn gleichfalls um. Natürlich können Sie einwenden, das alles sei bloße Theorie und nur auf Charakterzügen aufgebaut. Aber ich behaupte, die einzige Person, die in der Lage gewesen ist, etwas in Bartons Glas zu schütten, war die Frau, die rechts von ihm gesessen hat.»

«Und das hat niemand gesehen?» fragte Anthony. «Ganz recht. Man hätte es sehen können, hat es aber nicht gesehen. Nehmen wir an, sie hat es besonders geschickt gemacht.»

«Die reine Zauberei.»

Race hustete. Er nahm die Pfeife heraus und begann sie zu füllen. «Hier ist ein Einwand, wenn auch ein nebensächlicher. Ich gebe zu, daß Lady Alexandra herrschsüchtig, eifersüchtig und leidenschaftlich in ihren Mann verliebt ist, ich gebe auch zu, daß sie vor einem Mord nicht zurückschrecken würde - aber halten Sie sie tatsächlich für fähig, einer anderen Frau ein schwer belastendes Beweisstück in die Handtasche zu stecken? Wohlgemerkt: einem vollständig unschuldigen Mädchen, das ihr nie das geringste zuleide getan hat? Läßt sich das mit den Traditionen des Hauses Kidderminster vereinbaren?» Inspektor Kemp rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her und

guckte in seine Teetasse.

«Frauen kennen in solchen Dingen keine Moral», sagte er. «Manche schon», antwortete Race lächelnd. «Aber ich freue mich zu sehen, daß Sie Ihrer Sache nicht mehr so sicher sind.» Kemp zog sich aus dieser Verlegenheit, indem er sich im Ton freundlichen Wohlwollens an Anthony wandte: «Übrigens, Herr Browne - ich nenne Sie weiter so, wenn es Ihnen nichts ausmacht -, ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie Fräulein Marle heute abend so prompt zu mir gebracht haben, um sie zu ihrer Aussage zu veranlassen.»

«Es prompt zu tun war der einzige Weg», sagte Anthony. «Hätte ich gewartet, dann wäre sie wahrscheinlich überhaupt nicht mitgekommen.»

«Sie ist natürlich sehr ungern gekommen, nicht wahr?» fragte Oberst Race.

«Das arme Kind hatte es schwer mit der Angst bekommen», sagte Anthony. «Ist ja auch gut zu verstehen.»

«Sehr gut zu verstehen», sagte der Inspektor und goß sich eine zweite Tasse Tee ein. Anthony nahm vorsichtig ein Schlückchen Kaffee.

«Nun», sagte Kemp, «Ich denke, wir haben sie beruhigt - sie ist sehr erleichtert heimgegangen.»

«Nach dem Begräbnis», sagte Anthony, «wird sie hoffentlich ein bißchen aufs Land gehen. Vierundzwanzig Stunden Ruhe und Frieden in unerreichbarer Entfernung von Tante Lucillas niemals stillstehender Plapperzunge werden ihr guttun, glaube ich.»

«Tante Lucillas Zunge hat auch ihr Gutes», meinte Race. «Nun, ich danke schön», sagte Kemp. «Ein Glück, daß ich keinen Stenographen dabei hatte, wie ich sie verhört habe. Der arme Teufel läge jetzt mit Schreibkrampf im Spital.»

«Jedenfalls», sagte Anthony, «dürften Sie recht haben,

Inspektor, wenn Sie behaupten, daß der Fall nie vor Gericht kommen wird. Das ist ein sehr unbefriedigender Abschluß. Und etwas anderes wissen wir auch noch nicht: wer hat die Briefe an George Barton geschrieben, in denen stand, daß seine Frau ermordet worden ist? Wir haben keine Ahnung, wer das war!» Race fragte: «Sie haben immer noch den gleichen Verdacht, Browne?»

«Ruth Lessing? Ja, die ist und bleibt meine Kandidatin. Sie haben mir selbst gesagt, sie hätte Ihnen gegenüber zugegeben, daß sie George geliebt hat. Rosemarie hat sie miserabel behandelt - darin stimmen alle Berichte überein. Nehmen wir an, sie hat plötzlich eine günstige Gelegenheit gesehen, Rosemarie aus dem Weg zu räumen, und sie war überzeugt, George hinterher ohne weiteres heiraten zu können.»

«Das gebe ich Ihnen alles zu», sagte Race. «Es ist richtig, daß Ruth Lessing genügend ruhige, kühle Umsicht besitzt, um einen Mord zu planen und durchzuführen, und daß ihr vielleicht das Gefühl für Mitleid fehlt, das im wesentlichen aus der Phantasie kommen muß. Ja - was den ersten Mord betrifft, mögen Sie recht haben. Aber daß sie auch den zweiten begangen haben soll, kann ich einfach nicht einsehen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie in sinnloser Angst den Mann vergiftet haben soll, den sie liebte und heiraten wollte! Und ein weiterer Punkt, der sie entlastet: warum hat sie geschwiegen, wie sie gesehen hat, daß Iris das Papier mit dem Zyankali unter den Tisch warf?»

«Vielleicht hat sie es gar nicht gesehen», wandte Anthony ein. «Ich bin so gut wie überzeugt, daß sie es gesehen hat», sagte Race. «Als ich mich mit ihr unterhielt, hatte ich den Eindruck, daß sie mir etwas verheimlichte. Und Iris Marle glaubt selbst, daß Ruth Lessing es gesehen hat.»

«Nun, und Sie, Oberst Race?» sagte Kemp. «Heraus mit der Sprache! Sie müssen doch auch einen Verdacht haben?» Race nickte.

«Dann heraus damit! Gleiches Recht für alle! Wir wollen ebenfalls Gelegenheit haben, Ihre Meinung zu hören - und zu kritisieren.»

Races Blick glitt nachdenklich von Kemp zu Anthony. Anthony machte große Augen.

«Wollen Sie etwa behaupten, daß Sie immer noch mich für den Meisterschurken halten?» Race schüttelte langsam den Kopf.

«Ich kann mir nicht vorstellen, weshalb Sie George Barton umgebracht haben sollen. Ich glaube, ich weiß, wer ihn umgebracht hat - ihn und Rosemarie Barton.»

«Nämlich wer?»

Race sagte sinnend: «Merkwürdig, daß sich bei uns allen der Verdacht auf eine Frau richtet. Ich denke gleichfalls an eine Frau.» Er schwieg einen Augenblick. «Ich halte Iris Marle für die Täterin.»

Mit einem Krach schob Anthony seinen Stuhl zurück. Sein Gesicht war dunkelrot vor Wut. Dann gewann er mühsam seine Beherrschung wieder. Als er zu sprechen begann, vibrierte seine Stimme leicht, klang aber sonst so nachlässig und spöttisch wie immer. «Diese Möglichkeit wollen wir unbedingt erörtern», sagte er. «Warum Iris Marle? Warum hat sie mir dann freiwillig erzählt, daß sie das Papier mit dem Zyankali unter den Tisch hat fallen lassen?»

«Weil sie wußte», antwortete Race, «daß Ruth Lessing sie dabei beobachtet hatte.»

Anthony legte den Kopf schief und überlegte. Schließlich nickte er. «Stimmt», sagte er. «Weiter. Warum betrachten Sie Iris als Hauptverdächtige?»

«Wegen des Motives», sagte Race. «Rosemarie hatte ein großes Vermögen geerbt, an dem Iris keinen Anteil haben sollte. Wir wissen ja nicht - vielleicht hat sie jahrelang mit dem Gefühl

gekämpft, daß ihr schweres Unrecht zugefügt worden war. Sie wußte, daß sie erben würde, wenn Rosemarie kinderlos starb. Und Rosemarie war deprimiert, unglücklich, erschöpft durch die überstandene Krankheit - ganz in der Stimmung, in der ein eventueller Selbstmord glaubwürdig erscheinen mußte.»

«Machen Sie nur aus Iris ein Scheusal», sagte Anthony. «Keineswegs ein Scheusal», sagte Race. «Es gab noch einen anderen Grund, weswegen ich gegen Iris Verdacht geschöpft habe - Ihnen mag er ein bißchen weit hergeholt erscheinen - Victor Drake.»

«Victor Drake?» fragte Anthony fassungslos. «Schlechte Abstammung. Sehen Sie, ich habe mir Lucilla Drake nicht umsonst so ausführlich angehört. Ich weiß alles über die Familie Marle. Victor Drake: kein Schwächling, sondern ein ausgesprochener Bösewicht. Seine Mutter: von schwachem Verstand und unfähig zu jeder Konzentration. Hector Marle: ein energieloser, lasterhafter Trinker. Rosemarie: zerfahren und wankelmütig. Eine ganze Familie von schwachen, bösartigen, unbeständigen Charakteren. Und davon soll sich nichts vererbt haben?»

Anthony zündete sich eine Zigarette an. Seine Hände zitterten. «Glauben Sie nicht, daß auch an einem schwachen oder sogar verdorbenen Stamm eine gesunde Blüte sitzen kann?»

«Natürlich kann das sein. Aber ich bin nicht überzeugt, daß Iris Marle eine gesunde Blüte ist.»

«Und mein Wort zählt nicht», sagte Anthony langsam, «weil ich Iris liebe. George hat ihr die Briefe gezeigt, worauf sie es mit der Angst bekommen und ihn umgebracht hat - das ist Ihr Gedankengang, nicht wahr...?»

«Ja. Bei Iris würde die Angst tatsächlich die Oberhand gewinnen.»

«Und wie hat sie das Zeug in Georges Glas gehext?»

«Das, muß ich gestehen, weiß ich nicht.»

«Ich bin froh, daß es wenigstens etwas gibt, das Sie nicht wissen.» Anthony kippte seinen Stuhl nach hinten und wieder vor. Sein Blick war zornig und gefahrdrohend. «Ich finde es ziemlich unverschämt von Ihnen, mir das alles zu sagen.» Race erwiderte ruhig: «Das mag sein. Aber gesagt mußte es werden.»

Kemp beobachtete die beiden aufmerksam, mischte sich aber nicht in ihr Gespräch. Er rührte mechanisch in seiner Teetasse. «Gut.» Anthony setzte sich gerade hin. «Jetzt sieht die Sache anders aus. Es geht nicht mehr an, daß wir hier am Tisch sitzen, ungenießbare Flüssigkeiten zu uns nehmen und akademische Theorien ventilieren. Dieser Fall muß gelöst werden. Wir müssen alle Schwierigkeiten überwinden und die Wahrheit ergründen. Diese Aufgabe stelle ich mir, und irgendwie werde ich auch mit ihr fertig werden. Ich muß mich auf die Dinge konzentrieren, die wir nicht wissen - denn sobald wir sie einmal wissen, klärt sich alles auf.

Das Problem lautet folgendermaßen: Wer hat gewußt, daß Rosemarie umgebracht worden war? Wer hat George geschrieben? Warum wurde ihm das geschrieben? Was die beiden Morde selbst anbelangt, so wollen wir den ersten zunächst nicht berücksichtigen. Es ist schon zu lange her, und wir können nicht mehr exakt rekonstruieren, was sich damals abgespielt hat. Aber der zweite Mord hat vor meinen Augen stattgefunden. Ich habe ihn gesehen! Deshalb müßte ich eigentlich wissen, wie er geschehen ist. Der ideale Zeitpunkt, um das Zyankali in Georges Glas zu schütten, war während des Cabarets - aber um diese Zeit kann es nicht geschehen sein, denn er hat unmittelbar darauf aus seinem Glas getrunken, ohne daß sich eine Wirkung zeigte. Ich habe ihn selbst trinken gesehen. Nachdem er getrunken hatte, kann niemand mehr etwas in sein Glas geschüttet haben. Niemand hat sein Glas berührt, und trotzdem war es voll Zyankali, als er das nächste Mal trank. Er kann nicht vergiftet worden sein - und doch ist er

vergiftet worden! In seinem Glas befand sich Zyankali - aber niemand kann es hineingeschüttet haben! Kommen wir voran?» - «Nein», sagte Chefinspektor Kemp.

«Ja», sagte Anthony. «Die Geschichte ist jetzt im Gebiete der Zauberkunststücke angelangt. Oder im Gebiet der Geistererscheinungen. Während wir getanzt haben, treibt sich Rosemaries Geist in der Nähe von Georges Glas herum und läßt etwas geschickt materialisiertes Zyankali hineinfallen - bekanntlich ist jedes Gespenst mit Leichtigkeit in der Lage, Zyankali aus Ektoplasma zu fabrizieren. George kommt an den Tisch zurück, trinkt auf Rosemarie und - heiliger Bimbam!» Die zwei anderen starrten ihn neugierig an. Er hatte sich mit beiden Händen an den Kopf gefaßt und schaukelte in offensichtlicher Verzweiflung hin und her. Er sagte: «Das ist es... das ist es... die Handtasche... der Kellner...»

«Der Kellner?» fragte Kemp gespannt. Anthony schüttelte den Kopf.

«Nein, nein. Ich meine nicht dasselbe wie Sie. Früher habe ich geglaubt, wir brauchten einen Kellner, der kein Kellner war, sondern ein Zauberkünstler - einen Kellner, der eben erst engagiert war. Statt dessen hatten wir einen Kellner, der immer schon Kellner gewesen war - und einen Piccolo, der aus einer blaublütigen Kellnerfamilie stammte, ein Engelchen von einem Kellner, über jeden Verdacht erhaben. Und der ist immer noch über jeden Verdacht erhaben - und hat doch eine entscheidende Rolle gespielt! Herrgott - er hat sogar die Hauptrolle gespielt!» Er starrte die beiden an.

«Verstehen Sie immer noch nicht? <Ein> Kellner hätte den Champagner vergiften können - aber <der> Kellner hat es nicht getan. <Ein>: unbestimmter Artikel. <Der>: bestimmter Artikel. Georges Glas! George! Zwei verschiedene Gegenstände. Und das Geld! Eine Menge Geld! Und wer weiß - vielleicht auch Liebe? Schauen Sie mich doch nicht so an, als ob ich verrückt wäre! Kommen Sie, ich will es Ihnen zeigen.» Er schob den

Stuhl zurück, sprang auf und packte Kemp am Arm. «Kommen Sie mit.»

Kemp warf einen bedauernden Blick auf seine halbvolle Tasse. «Müssen noch zahlen», murmelte er.

«Nein, nein, wir sind gleich wieder da. Kommen Sie. Ich muß es Ihnen draußen zeigen. Race, kommen Sie mit.» Er schob den Tisch zur Seite und schleppte die beiden Männer in den Vorraum. «Sehen Sie dort die Telephonkabine?»

«Ja.»

Anthony griff in die Tasche. «Verflucht, ich habe kein Kleingeld bei mir. Macht nichts. Vielleicht ist es besser, wir machen es anders. Kommen Sie, wir setzen uns wieder.» Sie gingen ins Café zurück, Kemp an der Spitze, hinter ihm Race mit Anthony.

Stirnrunzelnd setzte sich Kemp und nahm seine Pfeife vom Tisch.

Race betrachtete Anthony verwundert. Er lehnte sich zurück, ergriff seine Tasse und trank den Rest in einem Zuge aus. «Verflucht!» sagte er wütend. «Da ist ja Zucker drin!» Er blickte über den Tisch hinweg und sah, wie ein breites Lächeln über Anthonys Gesicht ging.

«Nanu?» sagte Kemp, der einen Schluck aus seiner Tasse genommen hatte. «Was ist das, zum Teufel?»

«Kaffee», antwortete Anthony. «Ich glaube, er wird Ihnen nicht schmecken. Mir hat er nicht geschmeckt.

13

Anthony hatte das Vergnügen, in den Gesichtern seiner beiden Gefährten sofort den Funken des Verständnisses aufblitzen zu sehen. Seine Befriedigung war aber nur von kurzer Dauer, denn ein zweiter Gedanke traf ihn mit der Wucht eines körperlichen Schlages. Er rief aus: «Mein Gott - das Auto!» Er sprang auf. «Narr, der ich war - Idiot! Sie hat mir erzählt, daß ein Auto sie um ein Haar überfahren hätte - und ich habe kaum zugehört. Kommen Sie, rasch!» - Kemp sagte: «Sie wollte vom Präsidium direkt heimfahren.»

«Ja, warum habe ich sie nicht begleitet?»

«Wer ist im Haus?» fragte Race.

«Ruth Lessing war dort und hat auf Frau Drake gewartet», sagte Anthony. Scheinbar ohne Zusammenhang fragte Race: «Hat Iris Marle noch andere Verwandte?»

«Nicht das ich wüßte.»

«Ich glaube die Richtung zu sehen, in die Ihre Gedanken weisen. Aber ist das - technisch möglich?»

«Davon bin ich überzeugt. Oberlegen Sie sich einmal, was alles auf das Wort eines einzigen Menschen als erwiesen angenommen worden ist.»

Kemp zahlte die Rechnung. Während die drei Männer hinauseilten, fragte er: «Sie glauben, es besteht unmittelbar Gefahr? Für Fräulein Marle?»

«Ja, das glaube ich.» Anthony fluchte leise und rief ein Taxi an. Die drei Männer stiegen ein, und der Chauffeur bekam den Auftrag, so schnell wie möglich zum Elvaston Square zu fahren. Unterwegs sagte Kemp langsam: «Bisher sehe ich bloß die allgemeinen Umrisse. Demnach würden die Farradays vollständig ausscheiden?»

«Ja.»

«Gott sei Dank. Aber halten Sie einen neuen Versuch für wahrscheinlich - so bald schon?»

«Je eher, desto besser», antwortete Race. «Ehe wir auf die richtige Spur kommen.» Er sagte zu Anthony: «Iris Marle hat mir im Beisein von Frau Drake gesagt, daß sie Sie heiraten würde, sobald Sie es wünschen.»

Sie sprachen in kurzen, abgerissenen Sätzen, denn der Taxichauffeur nahm seinen Auftrag wörtlich und raste mit Begeisterung mitten durch den größten Verkehr. Mit einem kühnen Schwung bog er schließlich in den Elvaston Square ein und hielt mit einem furchtbaren Ruck vor dem Haus. Nie hatte der Elvaston Square einen friedlicheren Eindruck gemacht. Anthony, der mühsam seine gewohnte ruhige Sicherheit zurückgewonnen hatte, murmelte: «Ganz wie im Film. Man kommt sich irgendwie blöd vor.»

Aber er stand schon auf der obersten Stufe und klingelte, während Race das Auto bezahlte.

Das Stubenmädchen öffnete die Haustür. Anthony fragte scharf: «Ist Fräulein Iris zurückgekommen?» Evans machte ein erstauntes Gesicht. «Natürlich, Herr Browne. Schon vor einer halben Stunde.»

Anthony stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Alles im Haus war so ruhig und normal, daß er sich seiner dramatischen Befürchtungen fast zu schämen begann. «Wo ist sie?»

«Ich nehme an, im Salon bei Frau Drake.»

Anthony nickte und eilte in großen Sprüngen die Treppe hinauf; dicht hinter ihm folgten Race und Kemp. Im Salon, der friedlich im gedämpften Lampenlicht dalag, war Lucilla Drake damit beschäftigt, mit der Hingabe eines Foxterriers in den Schreibtischfächern zu wühlen. Sie murmelte: «Himmel - wo habe ich nur den Brief von Frau Marsham hingetan? Da war doch...»

«Wo ist Iris?» fragte Anthony plötzlich. Lucilla drehte sich

um und starrte ihn an. Sie richtete sich auf. «Darf ich fragen, wer Sie sind?» Hinter Anthony tauchte Race auf, und Lucillas Gesicht strahlte.

Sie sah Inspektor Kemp nicht, der als dritter das Zimmer betreten hatte.

«Ach - Oberst Race! Wie nett, daß Sie da sind! Ach, warum sind Sie nicht schon ein bißchen früher gekommen - ich hätte Sie so gern wegen des Begräbnisses um Rat gefragt! Männliche Ratschläge sind immer so wertvoll, und ich war so aufgeregt - ich habe auch Fräulein Lessing gesagt, ich könnte eigentlich gar nicht nachdenken - und ich muß gestehen, daß Fräulein Lessing diesmal wirklich sehr lieb war und versprochen hat, mir alle Unannehmlichkeiten abzunehmen. Nur hat sie natürlich recht, wenn sie sagt, daß ich diejenige bin, die am ehesten weiß, was Georges Lieblingschoräle waren - allerdings wußte ich sie nicht, denn der gute George ist leider nur sehr selten in die Kirche gegangen - aber als Pfarrersfrau - ich meine Pfarrerswitwe - weiß ich natürlich, was am besten paßt.» Race benützte eine Atempause, um seine Frage anzubringen: «Wo ist Fräulein Marle?»

«Iris? Sie ist vor einiger Zeit heimgekommen. Sie sagte, sie habe Kopfschmerzen und ginge gleich in ihr Zimmer. Wissen Sie, die jungen Mädchen haben heutzutage gar keine Ausdauer mehr - essen nicht genug Spinat -, und Iris schien gar keine Lust zu haben, das Begräbnis zu besprechen - aber jemand muß es schließlich tun, und man möchte doch das Gefühl haben, daß alles aufs beste geregelt ist und daß den Toten die rechte Ehre erwiesen wird - allerdings habe ich ein Leichenauto nie für das Richtige gehalten. Sie verstehen schon, was ich meine - Pferde mit den langen schwarzen Schweifen sind doch viel schöner - aber ich habe mich natürlich trotzdem gleich einverstanden erklärt und ihr gesagt, Ruth und ich - ich nenne sie jetzt Ruth und nicht mehr Fräulein Lessing - kämen glänzend miteinander aus, und sie sollte uns ruhig alles überlassen.» Kemp fragte:

«Fräulein Lessing ist inzwischen fortgegangen?»

«Ja, wir haben alles erledigt, und sie ist vor ungefähr zehn Minuten gegangen. Sie hat auch den Text für die Todesanzeigen in den Zeitungen mitgenommen. Keine Blumen, natürlich - und Pfarrer Westbury übernimmt die Abdankung.» Während Lucillas Redestrom unaufhaltsam weiterfloß, drückte sich Anthony sachte aus dem Zimmer. Er war schon draußen, als Lucilla plötzlich innehielt und fragte: «Wer eigentlich war der junge Mann, der mit Ihnen gekommen ist? Mir war zuerst gar nicht klar, daß Sie ihn mitgebracht hatten. Ich dachte, er sei einer von diesen gräßlichen Reportern, die uns dauernd belästigen.»

Anthony lief leichtfüßig die Treppe hinauf. Er hörte hinter sich Schritte, sah sich um und grinste Chefinspektor Kemp an. «Sind Sie auch ausgerissen? Der arme Race!» Kemp murmelte: «Er macht das großartig. Ich bin dort nicht sehr beliebt.»

Sie waren jetzt im zweiten Stock und wollten gerade die Treppe zum dritten hinaufgehen, als Anthony leichte Schritte von oben herunterkommen hörte. Er zerrte Kemp in ein benachbartes Badezimmer.

Die Schritte gingen weiter die Treppe hinunter. Anthony huschte heraus und lief in den dritten Stock hinauf. Er wußte, daß Iris das kleine Zimmer an der Rückseite des Hauses bewohnte. Er klopfte leise an die Tür.

«Hallo - Iris.» Keine Antwort. Er klopfte und rief von neuem. Dann versuchte er, die Klinke niederzudrücken. Die Tür war verschlossen. Er trommelte mit den Fäusten gegen die Tür. «Iris -Iris!»

Er hielt inne und schaute vor sich auf den Fußboden. Er stand auf einem jener altmodischen, wolligen Vorlegeteppiche, die dazu dienen, die Zugluft abzuhalten. Der Teppich war dicht unter die Tür geschoben. Anthony gab ihm einen Tritt. Die Lücke unter der Tür war verhältnismäßig groß. Er legte das

Auge an das Schlüsselloch, konnte aber nichts sehen. Plötzlich hob er den Kopf und schnüffelte. Dann legte er sich flach auf den Boden und steckte die Nase zwischen Tür und Schwelle. Er sprang auf und rief: «Kemp!»

Keine Antwort. Anthony rief nochmals. Jemand kam die Treppe heraufgelaufen. Es war nicht Kemp, sondern Race. Bevor er etwas sagen konnte, rief ihm Anthony zu: «Gas! Wir müssen die Tür aufbrechen!»

Race war ein kräftiger Mann. Zusammen mit Anthony gelang es ihm schnell, das Hindernis zu beseitigen. Splitternd und krachend gab das Schloß nach. Sie traten einen Augenblick zurück. Race sagte: «Sie liegt dort beim Gasofen. Ich laufe ins Zimmer und schlage die Fensterscheibe ein. Sie nehmen Iris und tragen sie heraus.»

Iris Marle lag neben dem Gasofen - Mund und Nase dicht an die zischende Düse gepreßt. Ein paar Augenblicke später legten Anthony und Race hustend und würgend das bewußtlose Mädchen draußen auf dem Gang neben das offene Fenster.

Race sagte: «Ich werde sie inzwischen bearbeiten. Kümmern Sie sich rasch um einen Arzt.»

Anthony raste die Treppe hinunter. Race rief ihm nach: «Keine Sorge - sie wird sich bald wieder erholen. Wir haben sie noch zur rechten Zeit erwischt.»

In der Halle stellte Anthony eine Nummer ein und sprach aufgeregt in die Muschel. Hinter ihm ertönte Lucillas endloser Redeschwall.

Schließlich legte er den Hörer hin und sagte mit einem Seufzer der Erleichterung: «Ein Glück, daß er zu Hause war. Wohnt nur ein paar Schritte von hier. Er kommt sofort.»

«... muß aber doch wissen, was geschehen ist! Ist Iris etwas zugestoßen?»

Anthony sagte: «Sie war in ihrem Zimmer. Tür verschlossen.

Ihr Kopf hat beim Gasofen gelegen, und das Gas war voll aufgedreht.

«Iris?» Frau Drake stieß einen durchdringenden Schrei aus. «Iris soll Selbstmord begangen haben? Ich kann es nicht glauben! Ich glaube es einfach nicht!»

Auf Anthonys Gesicht erschien ein Schatten seines alten spöttischen Grinsens. «Sie müssen es auch nicht glauben», sagte er. «Es ist nämlich nicht wahr.»

14

«Und jetzt, Tony - willst du mir bitte die ganze Geschichte erzählen?»

Iris lag auf einem Sofa.

Anthony schaute zu Oberst Race hinüber, der auf dem Fensterbrett saß und vergnügt grinste.

«Ich will gern gestehen, Iris, daß ich auf diesen Moment gewartet habe. Wenn ich nicht bald jemandem auseinandersetzen kann, wie gescheit ich gewesen bin - dann platze ich. Rechne in meinem Bericht nicht auf Bescheidenheit. Er ist eine einzige, schamlose Selbstbeweihräucherung, nur unterbrochen von den Pausen, die nötig sind, um dir Gelegenheit zu geben, <Anthony - wie klug von dir!> oder «Anthony - was bist du für ein großartiger Kerl!> oder etwas Ähnliches zu sagen. Hm! Die Vorstellung beginnt. Es geht los.

Im ganzen sah die Sache ziemlich einfach aus. Ich meine, es sah aus wie ein klarer Fall von Ursache und Wirkung. Rosemaries Tod, der seinerzeit als Selbstmord betrachtet wurde, war in Wirklichkeit keiner. George schöpfte Verdacht, begann die Angelegenheit zu untersuchen und war der Wahrheit schon recht nahe gekommen, als er seinerseits ermordet wurde, noch bevor er den Täter entlarven konnte. Der logische Zusammenhang, wenn ich mich so ausdrücken darf, erschien vollkommen deutlich.

Aber gleich von Anfang an stießen wir auf einige offenbare Widersprüche. Zum Beispiel: a) George konnte nicht vergiftet worden sein; b) George war vergiftet worden. Oder: a) niemand hatte Georges Glas angerührt; b) an Georges Glas hatte sich jemand zu schaffen gemacht. Nun habe ich dabei etwas sehr Wichtiges übersehen: nämlich den verschiedenartigen Gebrauch des besitzanzeigenden Genitivs. <Georges Ohr> ist ein unbestritten feststehendes Ohr, weil es an seinem Kopf

angewachsen ist und nur durch einen chirurgischen Eingriff von diesem getrennt werden könnte! Aber wenn ich <Georges Uhr> sage, dann meine ich damit nur die Uhr, die George trägt - es kann die Frage auftauchen, ob es wirklich seine Uhr ist, oder ob sie ihm von jemand geliehen wurde. Und wenn ich auf <Georges Glas> oder <Georges Tasse> zu sprechen komme, dann wird mir klar, daß ich etwas noch Unbestimmteres meine, nämlich das Glas oder die Tasse, aus dem oder aus der George soeben getrunken hat - ein Gegenstand, der sich von anderen Gegenständen gleicher Art überhaupt nicht unterscheidet. Um das zu verdeutlichen, habe ich ein Experiment gemacht. Race trank ungezuckerten Tee, Kemp Tee mit Zucker und ich Kaffee. Äußerlich sahen die drei Flüssigkeiten ziemlich gleich aus. Wir saßen an einem runden Marmortischchen. Unter dem Vorwand eines plötzlichen Einfalls veranlaßte ich die beiden, mir in den Vorraum zu folgen; dabei gelang es mir, Kemps Pfeife, die neben seiner Tasse lag, unbemerkt in genau gleicher Stellung neben meine zu legen. Kaum waren wir draußen, gebrauchte ich irgendeine Ausrede, und wir kehrten an unseren Tisch zurück, Kemp an der Spitze. Er zog einen Stuhl heran und setzte sich an den Platz, der durch seine Pfeife markiert war. Race und ich nahmen, wie vorher, rechts und links von ihm Platz. Aber wohlgemerkt: inzwischen war ein ganz ähnlicher Widerspruch entstanden, wie ich ihn vorhin erwähnt habe - a) in Kemps Tasse befand sich Tee mit Zucker; b) in Kemps Tasse befand sich Kaffee. Zwei einander widerstreitende Aussagen, die unmöglich beide stimmen können! Aber sie stimmen beide - das irreführende Wort ist <Kemps Tasse>! Kemps Tasse beim Verlassen des Tisches war nicht identisch mit Kemps Tasse bei der Rückkehr an den Tisch. Und genau das gleiche, Iris, ist damals im Luxembourg passiert. Nach dem Cabaret, als wir alle tanzen gingen, hast du deine Handtasche auf den Fußboden fallen lassen. Ein Kellner - nicht <der> Kellner, der an unserem Tisch bediente und wußte, wie wir gesessen hatten, sondern ein

verängstigter kleiner Hilfskellner, der von allen Seiten angeschnauzt wurde und gerade an unserem Tisch vorbeihastete - hat die Tasche aufgehoben und in aller Eile neben <einen> Teller gelegt - nämlich neben den Teller links von dem Platz, auf dem du gesessen hattest. Du bist mit George als erstes Paar zurückgekommen und hast dich ganz mechanisch auf den Platz gesetzt, der durch deine Tasche markiert war - genau derselbe Fall wie Kemp und die Pfeife. George setzte sich auf <seinen> vermeintlichen Platz, rechts neben dir. Und als er den Trinkspruch zum Andenken an Rosemarie ausbrachte, trank er aus einem Glas, das er irrtümlich für das seine hielt, das aber in Wirklichkeit das deinige war! In dieses Glas hatte während des Cabarets das Gift mit Leichtigkeit hineingeschüttet werden können, denn die einzige Person am Tisch, die nach dem Cabaret noch nicht getrunken hatte, war - wie das bei uns in England so üblich ist - die Person, auf deren Wohl getrunken worden war! Wenn du die ganze Geschichte unter diesen Voraussetzungen nochmals durchgehst, sieht sie vollkommen anders aus. Du bist das beabsichtigte Opfer, nicht George! Welchen Eindruck hätte man nach außen von dem Vorgang gehabt, wenn nichts schiefgegangen wäre? Eine Wiederholung der Gesellschaft vom vorigen Jahr - und eine Wiederholung des Selbstmordes! Es liegt der Familie offenbar im Blut, sich das Leben zu nehmen - das hätten die Leute gesagt. Ein Stückchen Papier mit Spuren von Zyankali in deiner Handtasche gefunden? Aha: ein ganz klarer Fall! Das arme Mädchen hat sich so sehr über den Tod ihrer Schwester gegrämt! Sehr traurig - aber diese reichen jungen Mädchen neigen alle ein bißchen zu Neurosen!»

Iris unterbrach ihn mit dem Ausruf: «Aber wie kommt jemand auf den Gedanken, mich zu vergiften? Warum nur, warum?»

«Aber Engelchen: denk doch an das viele Geld! Geld, Geld, Geld! Bei Rosemaries Tod hast du ihr Vermögen geerbt. Jetzt nimm einmal an, du wärst gestorben - unverheiratet. Was wäre dann mit dem Geld geschehen? Deine nächste Blutsverwandte

hätte es geerbt - Lucilla Drake. Nun konnte ich mir allerdings nach allen Berichten Lucilla Drake nicht als eine Mörderin vorstellen. Aber würde vielleicht noch jemand anders Nutzen daraus ziehen? Ja, gewiß: Victor Drake. Wenn Lucilla Geld hat, ist das fast ebenso, als wenn Victor es hätte - dafür würde Victor schon sorgen! Er hat seine Mutter seit jeher um den Finger wickeln können. Und sich Victor Drake als Mörder vorzustellen ist nicht schwer. Von Anbeginn dieses Falles ist dauernd hier oder dort Victors Name aufgetaucht - ständig hat er als schattenhafte, wesenlose Gestalt irgendwo gelauert.»

«Aber Victor ist doch in Argentinien. Er ist seit über einem Jahr in Südamerika!»

«Ist er das wirklich? Wir kommen jetzt zu demjenigen Abschnitt, auf dem die ganze Geschichte aufgebaut ist. Die Geschichte hat nämlich begonnen, wie Victor Ruth Lessing kennengelernt hat. Er hat sie vollständig in seine Gewalt bekommen. Ich glaube, sie muß schwer auf ihn hereingefallen sein. Wenn so eine ruhige, verständige, ordentliche Frau mal auf einen richtigen schlechten Kerl hereinfällt, dann wird es schlimm.

Wenn du ein bißchen nachdenkst, wirst du feststellen, daß alles, was wir über Victors Anwesenheit in Südamerika wissen, nur auf Ruths Aussagen beruht. Nichts davon ist jemals nachgeprüft worden, weil es durchwegs nebensächlich erschien. Ruth hat gesagt, daß sie Victor vor Rosemaries Tod auf den Dampfer Cristobal gebracht habe. Ruth war es, die am Tage von Georges Tod ein Telefongespräch mit Buenos Aires vorschlug - und hinterher Knall und Fall die Telefonistin entließ, die vielleicht unwissentlich hätte verraten können, daß überhaupt kein Telefongespräch stattfand.

Natürlich hat sich inzwischen alles mit Leichtigkeit aufklären lassen. Victor ist voriges Jahr in Buenos Aires mit einem Schiff angekommen, das England einen Tag nach Rosemaries Tod verlassen hatte. Ogilvie in Buenos Aires hat am Tage von

Georges Tod mit Ruth kein Telefongespräch geführt. Und Victor Drake ist bereits vor mehreren Wochen aus Buenos Aires nach New York abgereist. Es war eine Kleinigkeit, an einem bestimmten Tag in Buenos Aires ein Telegramm mit seiner Unterschrift abschicken zu lassen, eines von diesen bekannten Betteltelegrammen, das einwandfrei zu beweisen schien, daß er Tausende von Meilen weit sei. Statt dessen...»

«Ja, Anthony?»

«Statt dessen», sagte Anthony, «saß er mit einer keineswegs dummen Blondine im Luxembourg am Nebentisch!»

«Was - dieser gräßlich aussehende Kerl?»

«Eine gelbliche Haut voller Pickeln und blutunterlaufene Augen sind Dinge, die man sich leicht zurechtmachen kann und die den Menschen stark verändern. Übrigens war ich der einzige von unserer ganzen Gesellschaft - abgesehen natürlich von Ruth Lessing -, der Victor Drake jemals mit eigenen Augen gesehen hatte - aber damals hatte er einen anderen Namen geführt! Jedenfalls saß ich mit dem Rücken zu ihm. Beim Hereinkommen habe ich mir allerdings eingebildet, draußen in der Bar einen Mann erkannt zu haben, den ich in meiner Gefängniszeit kennengelernt hatte - Monkey Coleman. Aber da ich nun dabei war, ein höchst ehrbares Leben zu führen, legte ich keinen großen Wert darauf, von ihm gesehen zu werden. Ich habe keinen Augenblick lang den Verdacht gehabt, Monkey Coleman könnte etwas mit dem Mord an George zu tun haben - geschweige denn mit Victor Drake identisch sein.»

«Mir ist nicht klar, wie er die Tat begangen hat.» Oberst Race nahm den Faden der Erzählung auf. «Auf denkbar einfache Weise. Während des Cabarets ist er hinaus ans Telefon gegangen und dabei an Ihrem Tisch vorbeigekommen. Drake war Schauspieler gewesen - und sogar noch etwas Wichtigeres: Kellner. Sich als Pedro Morales zurechtzumachen und zu benehmen, war für einen Schauspieler kinderleicht, aber um sich

mit den Gebaren eines Kellners unauffällig rings um den Tisch zu bewegen und die Champagnergläser nachzufüllen - dazu bedurfte es der Kenntnis und Technik eines Menschen, der tatsächlich Kellner gewesen war. Eine ungeschickte Handlung oder Bewegung hätte Ihre Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt - so aber hat niemand an Ihrem Tisch etwas bemerkt, zumal Sie alle den Darbietungen des Cabarets folgten.» Iris fragte zögernd: «Und Ruth?» Anthony antwortete: «Es war natürlich Ruth, die das Papier mit dem Zyankali in deine Handtasche gesteckt hat - vermutlich gleich zu Anfang in der Garderobe. Die gleiche Technik hatte sie ein Jahr vorher angewendet - bei Rosemarie.»

«Ich habe es immer merkwürdig gefunden», sagte Iris, «daß George Ruth nichts von den anonymen Briefen erzählt hatte. Er sagte ihr doch alles.» Anthony lachte kurz. «Aber natürlich hat er ihr davon erzählt - sofort sogar! Sie wußte, daß er das tun würde. Deshalb hat sie ja die Briefe geschrieben! Dann hat sie den ganzen <Plan> für ihn arrangiert - nachdem sie ihn erst tüchtig bearbeitet hatte. Die ganze Bühne war wunderschön aufgebaut für den Selbstmord Nummer zwei - und falls George daraus etwa den Schluß gezogen hätte, du seiest Rosemaries Mörderin gewesen und habest dir nun aus Reue oder Angst das Leben genommen - nun, dann hätte das Ruth durchaus in den Kram gepaßt!»

«Und dabei habe ich sie so gern gehabt! Und habe tatsächlich gewünscht, sie sollte George heiraten!»

«Wahrscheinlich wäre sie George eine gute Gattin gewesen, wenn sie Victor nicht kennengelernt hätte», sagte Anthony. «Moral: jede Mörderin war früher einmal eine gute Frau.» Ein Zittern überlief Iris. «Und all das für Geld!»

«Dummchen - solche Dinge geschehen immer dem Geld zuliebe! Victor hat es bestimmt um des Geldes willen getan. Ruth teilweise dem Geld zuliebe, teilweise Victor zuliebe, teilweise auch, glaube ich, weil sie Rosemarie haßte. Ja, sie hatte einen Weg hinter sich, als sie versuchte, dich mit einem

Auto zu überfahren, und einen noch weiteren, als sie sich von Lucilla im Salon verabschiedete, die Haustür zuknallte und dann in dein Schlafzimmer hinauflief. War sie aufgeregt?» Iris dachte nach. «Nein, eigentlich nicht. Sie hat einfach angeklopft, ist hereingekommen und hat mir gesagt, es sei alles erledigt und ich fühlte mich hoffentlich wohl. Ich sagte ja, ich sei nur ein bißchen müde. Dann hat sie meine große, mit Kautschuk bezogene Taschenlampe genommen und gesagt, die sei aber schön - und danach kann ich mich an nichts mehr erinnern.»

«Nein, Liebling», sagte Anthony, «denn dann hat sie dir mit deiner schönen Taschenlampe einen hübschen kleinen, nicht zu kräftigen Schlag auf den Hinterkopf gegeben, dich kunstvoll neben dem Gasofen aufgebaut, die Fenster geschlossen und den Schlüssel unter der Tür ins Zimmer zurückgeworfen, hat mit der Wollmatte die Lücke abgedichtet und ist auf Zehenspitzen die Treppe hinuntergeschlichen. Kemp und ich konnten gerade noch zur rechten Zeit im Badezimmer verschwinden. Ich bin zu dir hinaufgerast, und Kemp ist Fräulein Ruth Lessing bis zu der Stelle gefolgt, wo sie den Wagen geparkt hatte - weißt du, ich habe damals gleich ein komisches, unbehagliches Gefühl gehabt, wie Ruth uns absolut einreden wollte, sie sei per Untergrundbahn und Autobus gekommen!»

Iris schauderte von neuem. «Gräßlich - wenn man denkt, daß jemand so fest entschlossen war, einen umzubringen! Hat sie mich denn sehr gehaßt?»

«Ach, das glaube ich nicht. Aber Fräulein Ruth Lessing ist eine sehr umsichtige Dame. An zwei Morden war sie schon mitschuldig und wollte natürlich ihren Hals nicht umsonst riskiert haben. Ich bin überzeugt, daß Tante Lucilla deine Absicht, mich zu heiraten, postwendend weitererzählt hatte - und in diesem Fall war also keine Zeit zu verlieren. Nach der Trauung wäre ich dein Erbe gewesen, und nicht mehr Lucilla.»

«Die arme Lucilla - sie tut mir furchtbar leid!»

«Ich glaube, das geht uns allen so. Sie ist eine harmlose, kindliche Seele.»

«Ist er wirklich verhaftet?»

Anthony warf einen fragenden Blick auf Race, der nickend sagte: «Heute früh, bei der Landung in New York.»

«Hätte er Ruth geheiratet - hinterher?»

«Das war jedenfalls Ruths Absicht. Wahrscheinlich wäre sie ihr auch gelungen.»

«Anthony - ich glaube, ich mag mein Geld nicht.»

«Gut, Liebchen - wenn du willst, werden wir irgend etwas Edelmütiges damit anfangen. Ich habe genug Geld, daß wir beide davon leben können. Wenn du willst, schenken wir dein Geld weg - einem Kinderheim oder einer Stiftung für alte Männer - oder wie fändest du eine Werbeaktion für den Ausschank von besserem Kaffee in ganz England?»

«Ein bißchen möchte ich behalten», sagte Iris, «damit ich auf alle Fälle von dir fortgehen kann, falls ich jemals den Wunsch haben sollte.»

«Ich fürchte, Iris, das ist nicht die richtige Gesinnung, mit der man in eine Ehe tritt. Und übrigens hast du nicht ein einziges Mal gesagt <Tony, wie klug von dir!> oder <Anthony - bist du ein großartiger Kerl>.»

Oberst Race erhob sich lächelnd. «Ich gehe zum Tee zu den Farradays hinüber», verkündigte er. Seine Augen zwinkerten ein bißchen, als er Anthony fragte: «Ich nehme nicht an, daß Sie mitkommen?»

Anthony schüttelte den Kopf, und Race schickte sich an, hinauszugehen. Auf der Schwelle murmelte er über die Schulter: «Ordentliche Leistung.»

«Und das», sagte Anthony, als sich die Tür hinter Race geschlossen hatte, «drückt den höchsten Grad britischer Anerkennung aus.»

Iris fragte mit ruhiger Stimme: «Er hat gedacht, ich sei es gewesen, nicht wahr?»

«Du darfst ihm das nicht zur Last legen», sagte Anthony. «Weißt du, er kennt so viele schöne Spioninnen, die Geheimformeln stehlen und vertrauliche Informationen aus Generälen herauslocken, daß sein ganzes Denken davon getränkt und sein Urteil getrübt worden ist. Er glaubt immer, jedes Verbrechen müsse von einem schönen Mädchen begangen worden sein.»

«Woher hast du gewußt, Tony, daß ich es nicht war?»

«Liebe macht hellsichtig», sagte Tony in leichtem Ton. Dann wurde sein Gesicht plötzlich ernst. Er nahm eine kleine Vase in die Hand, die ein einziges graugrünes Zweiglein mit einer malvenfarbigen Blüte enthielt. «Wieso blüht das um diese Jahreszeit...?»

«Das kommt manchmal vor - wir haben einen milden Herbst.» Anthony nahm den Zweig, hielt ihn an seine Wange und sah durch halbverschlossene Augen volles kastanienfarbenes Haar, lachende blaue Augen und einen roten, leidenschaftlichen Mund -

Ruhig sagte er: «Sie ist nicht mehr in der Nähe...»

«Wen meinst du?»

«Du weißt, wen ich meine. Rosemarie. Ich glaube, Iris, sie hat gewußt, daß du in Gefahr warst.»

Er berührte den Zweig mit den Lippen und warf ihn aus dem Fenster.

«Leb wohl, Rosemarie - und vielen Dank...» Iris sagte leise: «Wir vergessen dich nicht, Rosemarie...»